

Zeitschrift: Thurgauer Beiträge zur Geschichte
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Thurgau
Band: 146 (2009)

Artikel: Johann Conrad Freyenmuth (1775-1843) und seine Tagebücher
Autor: Soland, Rolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-585078>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rolf Soland

Johann Conrad Freyenmuth (1775–1843) und seine Tagebücher

146 2009 Thurgauer Beiträge zur Geschichte



Historischer Verein des Kantons Thurgau

In sines durgandandi

Thurgauer Beiträge zur Geschichte
Band 146 für das Jahr 2009
Herausgegeben vom Historischen Verein des Kantons Thurgau

Rolf Soland

Johann Conrad Freyenmuth (1775–1843) und seine Tagebücher

Verlag des Historischen Vereins des Kantons Thurgau

Buchumschlag von Urs Stuber, unter Verwendung der Abbildung auf S.70 (Porträt Johann Conrad Freyenmuth).

Redaktion: André Salathé, Nathalie Kolb Beck

Druck: dfmedia, Frauenfeld

© 2011, Verlag des Historischen Vereins des Kantons Thurgau, Frauenfeld

ISBN 978-3-9522896-6-2

Der Verlag des Historischen Vereins des Kantons Thurgau dankt für
grosszügige Unterstützung:

- Kanton Thurgau
- Verena Jacobi, Frauenfeld

Inhaltsverzeichnis

7		Vorwort	95	8	Hungersnot und Armut
9	1	Einleitung	96	8.1	Die grosse Not
13	2	Bestandsgeschichte und Quellen- gehalt	100	8.2	Massnahmen
			104	8.3	Ausblick
			105	8.4	Juliane von Krüdener
17	3	Chronologischer Abriss	107	9	Herr der Strassen
33	4	Bäuerliche Welt: Herkunft, Musterbauer, Schuldbauern	109	9.1	«Boom» und Allmacht
36	4.1	Von Wigoltingen nach Paris	113	9.2	Das Vater-Kind-Bild
41	4.2	Licht und Schatten über dem Römer- hof	115	9.3	Wende und Stillstand
43	4.3	Praktische Versuche, Vorträge und Abhandlungen	117	9.4	Fazit
50	4.4	Hanf und Flachs – ein wichtiger Nebenerwerb	119	10	Vernachlässigte Welten: Spital, Gefängnis, Strafvollzug
53	4.5	Die Landwirtschaftsschule	119	10.1	Projekt einer kombinierten Anstalt
54	4.6	Gegen die «Schuldklaverei»	122	10.2	Spitalfrage und Zusammenhang mit der Klosterdebatte
67	5	Verwirrende Welt: Die Brautwerbung	126	10.3	Über Folter und Todesstrafe
67	5.1	Affaire d’amour mit Fragezeichen	129	11	Herr des Geldes
72	5.2	Freyenmuths Frauenbild und Weiteres	130	11.1	Direkte und indirekte Steuern
75	6	Unternehmertum und Einstieg in den Staatsdienst	132	11.2	Schrift über das Finanzwesen
76	6.1	Dampfbleiche, Walzmühle, Metall- warenfabrik	135	12	Die Bruchstelle oder: Die Pfaffen sind schuld
80	6.2	Erste Karriereschritte und Wahl in die Regierung	136	12.1	Der Thurgau geht voran, und Freyenmuth beklagt es
83	7	Medizin, Magnetismus, Melancholie	141	12.2	Freyenmuth wird übergangen
84	7.1	Praktische Tätigkeit als Arzt und Sanitätsrat	145	12.3	Das «Attentat» und Freyenmuths Schlussfolgerung
86	7.2	Begegnung mit Franz Anton Mesmer (1734–1815)	147	12.4	Über Verfassungskommission, Verfassungsrat und Verfassung
90	7.3	Schattenseiten	155	12.5	Überraschende Wiederwahl
			159	13	Reisewelt
			160	13.1	Reise nach Mailand und Genua
			185	13.2	Reise nach Paris und London

207	14	Der Skandal
210	14.1	Das Verdikt
211	14.2	Der Vergleich
213	14.3	Ein neuer Kriminalfall
215	14.4	Freyenmuth – Delinquent wider Willen?
219	15	Zeitgenössische Pressestimmen nach Johann Conrad Freyenmuths Tod
225	16	Schlussbetrachtung
233		Nachwort
Anhang		
237		Quellen und Literatur
244		Abbildungsverzeichnis
246		Abkürzungsverzeichnis
247		Autor

Vorwort

Auf einer Erinnerungstafel im Kleinjogg-Haus von Katzenrüti ZH lesen wir, hier habe 1769–1785 der Musterbauer Jakob Guyer, genannt Kleinjogg, für eine vorbildliche Erneuerung der zürcherischen Landwirtschaft gewirkt. Im Thurgau gibt es keine Tafel, die an Johann Conrad Freyenmuth (1775–1843) erinnern würde. Denkbar wäre auf einer solchen die Inschrift: «Langjähriges Regierungsmitglied. Förderer des Strassenbaus und der Landwirtschaft im jungen Kanton Thurgau.» – Anders als der Kleinjogg vom Katzensee war Freyenmuth kein philosophierender Musterbauer. Bekannt wurde er im Thurgau allein durch sein weit gefächertes praktisches Wirken, mit dem er nicht nur bei den Zeitgenossen, sondern bis in unsere Zeit hinein auch bei Geschichtsinteressierten und thurgauischen Historikern ein grosses Ansehen gewonnen hat.

Die Idee, seinen durch zahlreiche Wechselfälle durcheinander gewirbelten Nachlass zu ordnen und über Freyenmuth eine wissenschaftliche Biographie zu verfassen, geht auf Staatsarchivar André Salathé zurück. Auch aus diesem Grund habe ich ihn gebeten, die nun vorliegende Biographie mit einem Nachwort zu bereichern – sozusagen als «Retourkutsche» für die Erfüllung seines Wunsches, an die Spitze eine theoretische, an der zeitgenössischen Wissenschaftsdiskussion orientierte Einleitung zu stellen. – Ebenso wichtig wie dieses Nachwort und die erwähnte Urheberschaft war für mich André Salathés Geduld, mit der er meine Forschertätigkeit begleitet hat. Ihm danke ich deshalb an erster Stelle.

Mein Dank gilt ferner allen, die mich in meiner Arbeit in irgendeiner Form unterstützten: dem Regierungsrat des Kantons Thurgau für einen Beitrag aus dem Lotteriefonds; dem Historischen Verein des Kantons Thurgau für die Drucklegung; den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des thurgauischen Staatsarchivs, der thurgauischen Kantonsbibliothek und der Zentralbibliothek Zürich für ihre wertvolle Hilfe; André Salathé für die aufmerksame und zeitraubende Bereinigung des Manuskripts und Manfred Spalinger für die Einführung in die Geheimnisse des wissenschaftlichen Archivierens und zahlreiche weitere Ratschläge. Solche erhielt ich auch von Dr. Traugott Bollinger, Dr. Hermann Lei, lic. iur. Ralph Zanoni und anderen, denen ich ebenfalls herzlich danke.

Es wäre angesichts des Themas vermessen, auf eine breite Lesergemeinde zu hoffen. Jene, die das Buch lesen, werden bald merken, dass der Verfasser seine Arbeit mit einer gewissen Eigenwilligkeit in der Interpretation und in der Darstellung ausgeführt hat, die – wie alles – unterschiedlich beurteilt werden mag. Es ist durchaus erwünscht, wenn meine vielleicht in manchem überraschende Biographie über eine Figur, die bisher als unbescholten galt und gleichsam Denkmalcharakter hatte, zum Widerspruch und zu weiterer Forschertätigkeit anregt.

Romanshorn, 31. Dezember 2009

Rolf Soland

1 Einleitung

Es ist in der modernen Geschichtswissenschaft üblich, nach den Gründen zu fragen, die den Autor veranlassen haben, eine Biographie zu schreiben. Über Johann Conrad Freyenmuth, einen der Baumeister des jungen Kantons Thurgau, existierte bis heute keine umfassende, wissenschaftlichen Kriterien genügende Arbeit. Zwar hat Johann Adam Pupikofer (1797–1882) Freyenmuth 1845 im Thurgauischen Neujahrsblatt einen knapp fünfzig Seiten langen «Lebensabriss» gewidmet; «der Jugend zur Belehrung und Ermunterung», wie er im Stil der Zeit schreibt.¹ Doch damals lag Freyenmuths Tod erst zwei Jahre zurück. Zudem war Pupikofer mit Freyenmuth befreundet gewesen. Die kritische Distanz, die in der neueren wissenschaftlichen Biographik vorausgesetzt wird, war unter diesen Umständen kaum gegeben. Dennoch ist Pupikofers – übrigens glänzend geschriebene – Arbeit für uns als Zeugnis eines Zeitgenossen von hohem Wert. Zudem muss man einräumen, dass der von Pupikofer hoch gelobte Freyenmuth – man mag zu diesem nach der Lektüre *unserer* Biographie stehen, wie man will – in der Tat Bedeutendes geleistet hat.

Die Biographik des 19. Jahrhunderts, der Pupikofer verhaftet war, neigte, wie die Geschichtsschreibung überhaupt, mehr zum Verklären und Gestalten als zur kritischen Reflexion. Das Individuum wurde als in sich geschlossenes Ganzes begriffen und gestaltet, was nicht ins Bild passte, kaum wahrgenommen oder relativiert. So stellt Hans-Ulrich Wepfer, dem Mythos einer konsistenten Ganzheit des Individuums folgend, in seiner Pupikofer-Biographie fest, diese entspreche dem Bedürfnis, «nun einmal ein abgerundetes Bild des bedeutenden Mitbürgers zu erhalten».² Einer der Grundsätze, von denen sich diese Biographien leiten liessen, lautete: Was mich nicht interessiert, will ich nicht darstellen. Ihre Biographien hatten in der Regel Denkmalcharakter. So schreibt Pupikofer, die Gemeinnützige Gesellschaft, welche die Thurgauischen Neujahrsblätter herausbrachte, erachte es als

ihre Pflicht, ihrem Mitgründer Freyenmuth «ein kleines Denkmal zu setzen».³ Und Alfred Böhis Biographie über «Johann Evangelist Traber 1854–1930» will nach den Worten des Verfassers «Dank und Denkmal sein».⁴

Ernst Herdi (1890–1974) hielt sich in seiner Thurgauer Geschichte in der Darstellung Freyenmuths vornehmlich an Pupikofer, ja übertraf diesen noch, wenn er Freyenmuth als positiven «Zauberer» bezeichnet.⁵ Herdis Werk erschien 1943, als die alte Biographik noch nicht in Frage gestellt wurde. – Kopfzerbrechen bereitet uns hingegen Albert Schoop (1919–1998). Er veröffentlichte 1968 eine den Umfang des Angemessenen überschreitende Biographie über Freyenmuths Schwiegersohn Johann Konrad Kern (1808–1888). Nur am Rande wird dem Leser kundgetan, dass Schoop bei seinen Forschungen auch auf gravierende buchhalterische Mängel von Kerns Schwiegervater Johann Conrad Freyenmuth gestossen war. Er stellt fest: «Leider konnte er [Kern] nicht verhindern, dass die letzten Jahre von Staatskassier [Johann Conrad] Freyenmuth unerfreulich waren und zu finanziellen Verlusten führten.»⁶ Lediglich in einer Fussnote ergänzt Schoop, auf Archivalien im Schlossgut Bachtobel verweisend: «Es wurden Fehlbeträge entdeckt. Nach dem Tod des Staatskassiers strengte der Staat TG einen Prozess gegen die Erben an, die 14 000 Franken nachzahlen mussten.»⁷

Weshalb diese Marginalisierung? Warum hat es Schoop unterlassen, der Sache auf den Grund zu gehen? Weshalb verlor er in seiner 1987–1994 herausgegebenen Thurgauer Geschichte, in der er auch

1 Pupikofer, Lebensabriss.

2 Wepfer, Pupikofer, S. 9.

3 Pupikofer, Lebensabriss, S. 1.

4 Zit. nach: Salathé, Thurgauer Köpfe 1, S. 11.

5 Herdi, Geschichte, S. 287.

6 Schoop, Kern, Bd. 1, S. 142.

7 Schoop, Kern, Bd. 1, S. 456–457, Anm. 32.

Freyenmuth porträtiert, kein einziges Wort über diese brisante Geschichte, die lange nach Freyenmuths Tod zu einer Neuordnung des thurgauischen Finanzwesens führte? – Sparte er das für ihn Nichtauflösbare aus, um das bisher als geschlossenes Ganzes dargestellte Bild «dieses originellen und weisen Menschen»⁸ nicht zu trüben? – Wir können es jedenfalls nicht ausschliessen. Wahrscheinlich ging auch Albert Schoop von jener idealistischen Vorstellung von der ungebrochenen Ganzheit des Individuums und seines Wirkens aus – zu einer Zeit allerdings, als diese Art der Biographik in heftigen Theoriedebatten zurecht in Frage gestellt wurde.

Eine schönfärberische Interpretation des fragwürdigen Finanzgebarens von Johann Conrad Freyenmuth finden wir übrigens auch bei Johann Caspar Mörikofer (1799–1877), der seine Beiträge zur Geschichte allerdings mehr als hundert Jahre vor Schoop verfasste. Mörikofer scheint in dieser Sache einiges gewusst zu haben. Jedenfalls schreibt er, im fragwürdigen Bestreben, das Gesamtbild des Wirkens seines verstorbenen Freundes Freyenmuth nicht zu verdunkeln: «Ein viel beschränkterer Nachfolger [Johann Conrad Freyenmuths Vetter Heinrich] hat wohl eine beträchtliche Summe nicht verrechneter Einnahmen aus der langen Dauer seines Amtes nachgewiesen. Aber [Johann Conrad] Freyenmuths redlicher Eifer für alle Interessen seines Kantons und die treueste Sorgfalt für Schonung und Äufnung seiner Mittel ist über allen Zweifel erhaben.»⁹

Historiker wie Pupikofer, Mörikofer, Herdi und Schoop – auch Albert Leutenegger gehört mit seinem «Rückblick in die thurgauische Regenerationszeit» in diese Reihe – standen, dem Bildungsbürgertum angehörend, zweifellos unter dem Eindruck der schier unglaublichen Vielfalt im Leben und Wirken Johann Conrad Freyenmuths. Dazu gehören neben den Aufgaben im Staatsdienst Freyenmuths Tätigkeit als Arzt, sein Engagement für die «Gesellschaft zur Förderung des Guten und Gemeinnützigen», die Förderung von

Landwirtschaft, Industrie und Gewerbe sowie die praktische und theoretische Beschäftigung mit allen erdenklichen Wissensgebieten. Albert Leutenegger (1873–1936) berichtet in einer Fussnote: «Als nach dem Tode Freyenmuths seine Wohnung im Schlosse geräumt wurde, fand man unter all dem Graus und Wust aus drei Naturreichen die farbige Wappentafel der thurgauischen Landvögte, welche heute im Vestibül des Regierungsgebäudes zu sehen ist.»¹⁰

Die erwähnten Historiker unterliessen es jedoch, die Diversifikation und Hyperaktivität kritisch zu hinterfragen. Dabei lässt sich aus Freyenmuths Tagebuch belegen, dass er sich der damit verbundenen Gefahren durchaus bewusst war. Etwa der Unmöglichkeit, einen Gegenstand ganz zu durchdringen, sowie einer auf Dauer zermürenden Überforderung, die auch zu gesundheitlichen Störungen führte. Jedenfalls wollen wir uns im Hinblick auf jene merkwürdige Finanzgeschichte fragen, wie weit mit Freyenmuth einer am Werk war, der zu viel wollte und an der Vielzahl seiner Interessen und Aufgaben scheiterte. Finanzielles Fehlverhalten von Amtspersonen entspringt ja, wie wir aus Erfahrung wissen, nicht zwangsläufig krimineller Energie. Auf der Suche nach Antworten werden wir auch psychologische Faktoren mit berücksichtigen. Wir beabsichtigen nicht, eine psychoanalytisch orientierte Biographie zu schreiben (und sähen uns dazu auch gar nicht in der Lage), was psychoanalytische *Ansätze* jedoch nicht ausschliesst. Diese sind eine bereichernde Spielart der neueren Biographik.

Der kritische Biograph muss sich seiner eigenen Standort- und Zeitgebundenheit und der Tatsache bewusst sein, dass die von ihm nachgezeichnete Lebensgeschichte letztlich immer ein Konstrukt, der Versuch einer Annäherung an die dargestellte Person

8 Schoop, Geschichte, Bd. 1, S. 79.

9 Mörikofer, Erlebnisse, S. 31.

10 Leutenegger, Rückblick, 1. Teil, S. 70, Anm. 1.

ist. Johannes Kunisch schreibt im Prolog zu seiner Biographie über Friedrich den Grossen: «Auch ein um ‚Wahrheit‘ bemühter Autor kann bei aller quellenkritischen Professionalität keine Realität abbilden, sondern nur etwas erfinden, was sich der wirklichen Gestalt des Dargestellten annähert.»¹¹ – Leopold von Ranke, der Altmeister der deutschen Geschichtsschreibung, sagte zwar, er wolle «bloss zeigen, wie es eigentlich gewesen». ¹² Doch damit wollte er nicht etwa den Anspruch der Objektivität erheben, sondern lediglich jenen, seine Fragen an die Vergangenheit anhand von Quellen so zu beantworten, dass der Leser die gemachten Aussagen nachprüfen kann. Jürgen Habermas machte in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts die in die gleiche Richtung weisende Feststellung: «Wahr nennen wir Aussagen, die wir begründen können.»¹³

Man kann heute von einer Wiedergeburt der Biographie sprechen: «Diese überraschende Renaissance der Biographie beendet Jahrzehnte historischen Forschens, in denen unter dem Gewicht sozialwissenschaftlicher Orientierungen die Biographie als methodisch unkritisch und theoretisch harmlos abqualifiziert wurde.»¹⁴ – Wichtige Ursachen dieser Geringschätzung lagen in der von uns am Beispiel Freyenmuths skizzierten Tendenz zur Verklärung, im unreflektierten Nacherzählen der Lebensgeschichten grosser Persönlichkeiten.

Eine Zeitlang sah es so aus, als würde die Biographie durch die Aufwertung der Sozialgeschichte ganz an den Rand gedrängt. Doch ohne Biographien bliebe die Geschichtsschreibung in gewisser Weise menschenleer. Während sich Biographik und Sozialwissenschaft vorübergehend eher feindlich gegenüber standen, kann man bei wissenschaftsorientierten Biographien heute eine Synthese feststellen. Die auf neuen theoretischen Erkenntnissen fussenden Biographien unterscheiden sich von traditionellen in Form und Inhalt. Die Lebensgeschichte eines Individuums wird – wie schon erwähnt – nicht mehr als ein

in sich geschlossenes Ganzes aufgefasst und gestaltet.

Der Historiker Hans Erich Bödeker spricht von «Lebenswelten», die ein Individuum prägen und die der Biograph in seiner Arbeit zu berücksichtigen hat: «Im Gegensatz zur traditionellen Biographie konzipiert die jüngste biographische Forschung die untersuchte historische Person nicht mehr als ein individuelles, in sich geschlossenes Selbst. Sie löst diese Person nicht mehr aus den gesellschaftlichen Strukturen, in denen sie lebte, die sie prägten und auf die sie andererseits selbst einwirkte. [...] Die neue reflektierte Biographie begreift den untersuchten Menschen zwar als einzigartiges, moralisch gesprochen autonomes, historisches Individuum, doch zugleich begreift sie ihn als Teil seiner historischen Lebenswelten.»¹⁵

So versuchen wir in der vorliegenden Biographie, die Freyenmuth umgebenden «Lebenswelten» darzustellen. Dem entspricht unsere Abkehr von dem in traditionellen Biographien üblichen Verfahren, die Lebensgeschichte kontinuierlich entwickelnd zu erzählen. Stattdessen beginnen wir mit einem chronologischen Abriss und beleuchten in der Folge dann jene thematisch strukturierten «Lebenswelten». Wir verzichten also bewusst auf narrative Linearität.

Eine moderne Biographie unterscheidet sich von einer konventionellen auch durch eine erweiterte Fragestellung. Wir fragen nicht mehr primär nach dem, was sich nahtlos in ein – ohnehin fiktionales – geschlossenes Ganzes einfügen lässt, sondern suchen nach Bruchstellen, die dem zuwider laufen. Im besten Fall lassen sich auf diese Weise auch neue Erkennt-

11 Kunisch, Friedrich der Grosse, S. 8.

12 Zit. nach: Soland, Häberlin, S. 9.

13 Zit. nach: Bödeker, Biographie, S. 53.

14 Bödeker, Biographie, S. 12.

15 Bödeker, Biographie, S. 19–20.

nisse gewinnen, die einen andern Zugang zum untersuchten Subjekt ermöglichen.

Dieser erweiterten Fragestellung entsprechend, werden wir der sozialgeschichtlich orientierten Frage nachgehen, wie weit Freyenmuth die Sorgen und Nöte der Unterschicht wahrnahm und ob es – gegebenenfalls – bei der blossen Wahrnehmung blieb. Derartige Analysen haben immer auch die Begrenztheit des Individuums durch die Zeitumstände zu berücksichtigen. Dass Freyenmuth 1817 als Mitglied der Regierung mit der letzten grossen Hungersnot im Thurgau befasst war, dass er sich mit der zunehmenden Verschuldung des Bauernstandes konfrontiert sah und die Tatsache, dass die ärmere Klasse auch im Strassenbau zum Einsatz kam, ergeben interessante Facetten.

Dass sich das Verhältnis des Biographen zum dargestellten Subjekt im Prozess des Forschens und Schreibens ändern kann, ist bekannt.¹⁶ Während ich bei der jahrelangen Beschäftigung mit Bundesrat Heinrich Häberlin eine wachsende Sympathie für den Protagonisten spürte, blieb meine Einstellung gegenüber Johann Conrad Freyenmuth bis zum Schluss ambivalent. Das hat verschiedene Gründe. Freyenmuths manchmal etwas platt wirkender Utilitarismus, sein politischer Altersstarrsinn und die Enge seines sozialpolitischen Denkens brachten ihn mir jedenfalls nicht näher. Ich musste mich davor hüten, nicht vom Regen (Verklärung) in die Traufe (Stigmatisierung) zu geraten und in meinen Analysen und Kommentaren sozusagen zwischen Skylla und Charybdis durchsegeln. Ob mir dies einigermaßen gelungen ist, hat der Leser zu entscheiden.

Ein weiterer Grund für meine Reserve liegt in der Quellenbasis. Die Briefe sind weitgehend verschollen. Im Tagebuch Freyenmuths stossen wir nur selten auf tiefeschürfende Analysen. Am fassbarsten wird seine erschreckend schroffe Ablehnung der politischen Erneuerung von 1830/31. Freyenmuths Tagebuch ist zwar materialreich, aber – ganz abgesehen von der

schwer zu entziffernden Schrift – inhaltlich längst nicht so ergiebig, wie ich anfänglich hoffte. Vieles ist ausgesprochen sachlich, auf die praktische Anwendung bezogen. Rückschlüsse auf Freyenmuths Wesen sind nur selten möglich. Es ist, als würde er sich, um ein Wort Leuteneggers aufzunehmen, hinter dem oft erstaunlich öden «Wust» verstecken. Dabei ist zuzugeben, dass Spezialisten all diesen Spezialwelten – den meteorologischen Messungen, den Aufzeichnungen und Tabellen zu Geologie, Weinbau, Botanik und Physik, über die Pegelstände von Rhein und Bodensee usw. – wahrscheinlich durchaus etwas abgewinnen könnten. Der Versuch, all diese auseinanderstrebenden Details zu bündeln, erwies sich als Quadratur des Kreises. Diese Biographie verzichtet auf den Anspruch der Vollständigkeit. Sie beleuchtet nach der Erkenntnis, dass weniger oft mehr ist, lediglich jene Bereiche aus Freyenmuths Leben und Wirken, die sich uns im Laufe der Arbeit hinreichend erschlossen haben.

16 Vgl. Bödeker, Biographie, S. 54.

2 Bestandsgeschichte und Quellengehalt

Staatsarchivar André Salathé stellt im sog. ISAD(G)-Formular der Archivdatenbank fest: «Im Falle des Nachlasses von Johann Conrad Freyenmuth von einer ‚Geschichte‘ und nicht von einer ‚Kriminalgeschichte‘ zu sprechen, bedarf einiger Überwindung.»¹ In der Tat geht es dabei um mehr als den bekannten Zufall der Überlieferung. Wesentliche Teile des Nachlasses wurden diesem offensichtlich durch gezielte Manipulationen entnommen. Ein ganzes Konvolut aus Freyenmuths schriftlicher Hinterlassenschaft landete irgendwann in einem Antiquitätengeschäft und konnte durch das Staatsarchiv erst am 1. Juni 2001 zurückgekauft werden.² Die genauen Umstände, unter denen dieses Archivgut, das sich wahrscheinlich eine Zeitlang auf dem Dachboden der Kantonsbibliothek befunden hatte, in fremde Hände kam, lassen sich nicht genau rekonstruieren. Immerhin hat die Sache mit dem Rückkauf ein gutes Ende gefunden. So umfangreich sich der Nachlass nun aber gegenwärtig präsentiert – er füllt vierzig Archivschachteln –, so falsch wäre es zu glauben, er sei nun vollständig. So zitiert Johann Adam Pupikofer in seinem Lebensabriss aus Briefen Freyenmuths, die nach wie vor verschollen sind. Dafür sind – Ironie der Geschichte – Hunderte von Rechnungen und wertlosen Notizblättern erhalten geblieben.

In der teilweise dubiosen Geschichte dieses Nachlasses spiegelt sich auch die bewegte, zeitweise geradezu chaotisch anmutende Entwicklung des thurgauischen Archivwesens. Bruno Meyer hat sie in einer «Festgabe für Regierungsrat Anton Schmid» prägnant und mit weitem Blick für die Thurgauer und Schweizer Geschichte nachgezeichnet.³ Erstaunt stellt man fest, dass der oben beklagte Verkauf von Archivalien an ein Antiquariat kein Einzelfall ist. Unter Bezugnahme auf Pupikofer berichtet Meyer, dass ähnliche Machenschaften zum Verlust der historisch wertvollen Protokolle des Gerichtsherrenstandes führten.⁴ Die Gründe für solche vorübergehenden oder endgültigen Verluste waren wohl Gewinnsucht,

Schlamperei und vor allem mangelndes Verständnis für die Wichtigkeit des Archivwesens. Diesem fehlte es lange an geeigneten Räumlichkeiten und an Archivpersonal. Das Archiv des ehemaligen Regierungstatthalters befand sich beispielsweise längere Zeit in der Privatwohnung von Landammann Morell, der dafür sogar einen Mietzins erhielt.⁵ – Regierungstatthalter Sauter nahm die Missivbücher bei seinem Rücktritt einfach mit und gab sie, auch als man ihn dazu aufforderte, nicht mehr heraus.⁶

1854 begann die Verknüpfung der Archivangelegenheit mit dem Schicksal der Kantonsbibliothek, bei der «die gleichen Fragen des Raumes, der Besorgung und Ordnung auftauchten».⁷ 1862 wurde der bejahrte Johann Adam Pupikofer, der nebenbei auch die Kantonsbibliothek zu besorgen hatte, als thurgauischer Staatsarchivar eingestellt. Das war immerhin ein Fortschritt, und als das thurgauische Staatsarchiv 1868 ins neue Regierungsgebäude einzog, war endlich auch die leidige Raumfrage gelöst.

Die personelle und materielle Verquickung von Staatsarchiv und Kantonsbibliothek hat sich in der Folge dann allerdings als problematisch erwiesen. Sie führte zu einem bis in unsere Zeit hinein reichenden Entflechtungsprozess, bei dem sich die zuständigen Bibliothekare und Archivare gelegentlich recht unflexibel verhielten. Unter all diesen Umständen ist es wenig erstaunlich, dass heute sogar in amtlichen Beständen des Staatsarchivs Lücken klaffen.⁸ Dies ist auch für die Freyenmuth-Forschung von Belang und

1 StATG 8'602: VE-Formular, 3.3.2004.

2 StATG 8'602: VE-Formular, 3.3.2004.

3 Meyer, Staatsarchiv, S. 119–187.

4 Meyer, Staatsarchiv, S. 132–133, Anm. 49.

5 Meyer, Staatsarchiv, S. 148–149.

6 Meyer, Staatsarchiv, S. 159, Anm. 145.

7 Meyer, Staatsarchiv, S. 161, Anm. 151.

8 So ist etwa das Archiv des Obereinnehmers während der Helvetik nicht vollständig erhalten (Meyer, Staatsarchiv, S. 137).

erschwerte die lückenlose historische Aufarbeitung des Finanzskandals, der Jahre nach Freyenmuths Tod ans Tageslicht kam.

Was passierte mit dem umfangreichen Nachlass Johann Conrad Freyenmuths nach dessen Tod 1843?⁹ Mit Sicherheit lässt sich das nicht sagen. Man kann immerhin vermuten, dass sich zunächst die Schwiegersöhne Kern und Kesselring dafür interessierten. Der Nachlass Johann Konrad Kerns ging nach dessen Tod im Jahre 1888 an den Kanton Thurgau, wahrscheinlich zusammen mit Teilen des Freyenmuth-Nachlasses. Es kann aber auch sein, dass Freyenmuths Nachlass aus dem Schlossgut Bachtobel, dem Besitz der Familie Kesselring, nach Frauenfeld kam. Nachweislich schenkte F. H. Kesselring der Kantonsbibliothek 1890 die Tagebücher Johann Conrad Freyenmuths, eventuell zusammen mit weiterem, Freyenmuth betreffenden Archivgut, das auf dem Dachboden der Kantonsbibliothek eingelagert wurde.

Am Rande sei noch auf eine weitere Transfer-Möglichkeit hingewiesen: Der mit Johann Conrad Freyenmuth befreundete Geschichtsschreiber Johann Adam Pupikofer hat dem zwei Jahre zuvor verstorbenen Freyenmuth 1845 ein Neujahrsblatt gewidmet, in dem er, wie schon erwähnt, ausgiebig aus Briefen zitiert, die uns nicht zur Verfügung standen. Schon 1837, also noch zu Lebzeiten Johann Conrad Freyenmuths, hatte Pupikofer seine Schrift «Der Kanton Thurgau, historisch, geographisch, statistisch geschildert» veröffentlicht.¹⁰ Im Vorwort bekennt er, dass ihm wichtige Aufzeichnungen Johann Conrad Freyenmuths zur Verfügung standen.¹¹ Dieses Material liegt mindestens teilweise in Freyenmuths Nachlass.¹² Man darf deshalb annehmen, dass Pupikofer in der verwinkelten Bestandesgeschichte ebenfalls eine Rolle spielte.

Der Erste, der sich an die Aufarbeitung des Freyenmuth-Nachlasses wagte, war Friedrich Schaltegger, 1911–1925 Staatsarchivar und Kantonsbib-

liothekar. Mit viel Zeitaufwand erstellte er ein handschriftliches Inventar, dessen Nutzen sich im Nachhinein als gering erwies, da alles wieder durcheinander und neues dazu kam. – Bei der Trennung von Staatsarchiv und Kantonsbibliothek Ende der 1930er-Jahre gelangte offenbar nur ein kleiner Teil des Nachlasses in die Räumlichkeiten des Staatsarchivs, während das Übrige, wie Staatsarchivar Salathé schreibt, im Estrich der Kantonsbibliothek «in einen Dornröschenschlaf verfiel».¹³ Dort wurde es erst 1996 gleichsam wiederentdeckt, allerdings ohne das oben erwähnte, inzwischen in die Hände eines Antiquars gelangte Konvolut. So war es nach dem erwähnten Rückkauf dann nötig, das solchermassen durcheinander Gewirbelte, Verschwundene und wieder Aufgetauchte aufs Neue zu erschliessen, diesmal in digitalisierter Form und in der berechtigten Hoffnung, dass die Ordnungsarbeit diesmal länger Bestand habe als jene Schalteggers.

Den wertvollsten Teil des Nachlasses bildet zweifellos das fünfundzwanzig gebundene Bände umfassende Tagebuch. Es lag von 1890 bis 2002 unter der Signatur Y 194 in der Kantonsbibliothek¹⁴ und umfasst die Jahre 1808–1843. Die Nummerierung (Bd. 2

9 Vgl. für das Folgende: StATG 8'602: VE-Formular, 3.3.2004.

10 Diese im Rahmen der Reihe «Gemälde der Schweiz» erschienene Arbeit ist eine wichtige Quelle für die Thurgauer Geschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Sie gibt Auskunft über das Land (u. a. natürliche Beschaffenheit, geologische Eigentümlichkeiten, Klima und Witterung, Fruchtbarkeit des Bodens), das Volk (u. a. körperliche Eigenschaften, Vermögensstand, Landwirtschaft, Gewerbetätigkeit und Handel, gesellschaftlicher Zustand), den Staat und die Kirche.

11 Pupikofer, Thurgau statistisch, S. 7.

12 StATG 8'602'9, 1/69–71; 10, 1/72–75; 11, 1/76.

13 StATG 8'602: VE-Formular, 03.03.2004.

14 Vgl. Katalog der Thurgauischen Kantonsbibliothek, Erster Supplement enthaltend die Erwerbungen während der Jahre 1887–1891, Frauenfeld 1891, S. 80.

– Bd. 26), die nicht von Freyenmuths Hand stammt, führte dazu, dass Bd. 1 bisher als verschollen galt. Bei der Neuordnung tauchten nun aber ungebundene Tagebuchfragmente aus den Jahren 1798–1804 auf, die uns vermuten lassen, dass gar nie ein gebundener Bd. 1 existiert hat, so dass auch keiner fehlt.¹⁵ In diesen Fragmenten schreibt Freyenmuth unter dem 9. Oktober 1801: «Ich habe schon sehr oft angefangen, aber früher oder später immer wieder mit dem Aufschreiben [?] aufgehört. Ich habe nicht die Festigkeit der [des] Charakter[s] gehabt, dieselben [Tagebücher] ordentlich methodisch jahreweise fortzuführen; auch vermute ich, dass dieser abermalige Versuch wohl gleiches Schicksal mit den vorgehenden haben möchte [...].¹⁶

Diese Bemerkung erklärt nicht nur den fragmentarischen Charakter von Freyenmuths Tagebuchaufzeichnungen bis ins Jahr 1808, sie wirft auch ein Schlaglicht auf Freyenmuths Selbsteinschätzung. Sie deckt sich mit dem Eindruck, der sich beim Biographen schon anlässlich des Ordnen des Nachlasses verfestigte: Freyenmuth war seinem Wesen nach eher unsystematisch und sprunghaft, allerdings nicht in einem Ausmass, das es ihm verunmöglichte, angefangene Projekte mit grosser Anstrengung weiterzuführen. Immerhin erwies sich seine pessimistische Prognose, was die Tagebücher betrifft, als unzutreffend: Er hat diese bis in sein Todesjahr weitergeführt.

Die darin enthaltene Vielfalt – wir wiesen schon in der Einleitung auf den «Sammelsurium-Charakter» hin –, kann für den Leser durchaus reizvoll sein.¹⁷ Man hofft, unter zahllosen Belanglosigkeiten gelegentlich etwas Substantielles zu finden. Diese Hoffnung wird auch nicht durchwegs enttäuscht. Im Grossen und Ganzen aber handelt es sich mehr um eine Art Verzeichnis oder eine Aufzählung – etwa wie viele Pfähle pro Tag bei einem Brückenbau in den Boden gerammt wurden. Der Verfasser hat das Tagebuch wohl weniger für die Nachwelt als für den eigenen Gebrauch, z. B. als Stütze für das Gedächtnis, geschrieben.

Darüber hinaus ist das Tagebuch eine Art Charakter- und Seelendokument. Deutlich erkennbar wird Freyenmuths Hang zum Pessimismus und zur Melancholie, der ihm das Leben schwer machte. Auch das schon erwähnte Unpolitische seines Wesens tritt zutage. Das Tagebuch offenbart, dass er in der Regierung ein bäuerlich geprägter Pragmatiker blieb, der zu den *di minores* gehörte und das Regieren und Politisieren lieber den eigentlichen «Göttern» Morell und Anderwert überliess. Heikle Amtspflichten irritierten oder verstimmten ihn. So schrieb er 1814, als er nach kurzen Restaurationsunruhen mit der Leitung der Untersuchung gegen die angeblichen Aufrührer Johannes Hippenmeyer, Salomon Fehr, Heinrich Georg Zollikofer und Leonhard von Muralt betraut wurde, ins Tagebuch: «Dieser Auftrag war mir sehr unangenehm, da mir überhaupt dergleichen Geschäfte sehr widrig sind und ich lieber Kohlköpfe pflanzen als mich in öffentliche Faktionen einlassen möchte.»¹⁸ – Der römische Kaiser Diokletian (245 [?] – 313 [?]) züchtete nach seiner Abdankung Kohl. Tatsächlich behagte Freyenmuth, der den Rücktritt aus dem Staatsdienst immer wieder erwog, ihn aber nie in die Tat umsetzte, die praktische Tätigkeit auf sei-

15 StATG 8'602'12, 2/0 und 2/1.

16 StATG 8'602'12, 2/1: Tb, 9.10.1801.

17 Am intensivsten haben sich Johann Adam Pupikofer, Gottlieb Amstein, Friedrich Schaltegger und Hermann Leisen mit diesem Tagebuch auseinandergesetzt. Gottlieb Amstein und Karl Schaltegger haben in den Thurgauer Beiträgen (Hefte 32–37) Auszüge veröffentlicht. Sie sind editorisch indessen alles andere als zuverlässig, was, mindestens teilweise, auch mit der schwer lesbaren Schrift Freyenmuths zusammenhängen dürfte. – Hermann Leisen hat 1988 eine Übersicht des Inhalts der Tagebücher zusammengestellt, die sich im Bürgerarchiv Weinfelden, in der Kantonsbibliothek und im Staatsarchiv befindet. Eine ungekürzte wissenschaftliche Edition halten wir angesichts des insgesamt eher wenig ergiebigen Inhaltes für unnötig.

18 StATG 8'602'13, 2/4: Tb, 6.5.1814.

nem Gut Römerhof noch am ehesten, obwohl ihm die eigentliche Erfüllung, wie wir zeigen werden, selbst hier versagt blieb.

Vergleicht man die Tagebücher Johann Conrad Freyenmuths mit jenen Heinrich Häberlins, lässt sich abschliessend sagen, dass letztere bei weitem gehaltvoller sind als erstere. Die in Historikerkreisen bisher überschätzten, über weite Strecken öd wirkenden Tagebücher Freyenmuths sind zwar materialreich, für die politische Geschichte, für die Anfänge der Verwaltung des jungen Kantons Thurgau und für seine Sozialgeschichte usw. fällt aber nicht allzu viel ab. Einzig die allerdings wenig stringenten Bemerkungen über die Verschuldung des Bauernstandes, über die Hungersnot von 1816/17, über den Strassenbau und über die Regenerationsbewegung, die Freyenmuth vorübergehend entmachtete, bilden bemerkenswerte Ausnahmen, die in der vorliegenden Biographie denn auch weitgehend berücksichtigt werden.

Übrigens braucht es nicht allein beim Entziffern von Freyenmuths Handschrift Geduld, ab und zu liegt die Schwierigkeit des Verständnisses zudem an seinem erstaunlich umständlichen Stil. Auch unter diesem Gesichtspunkt gehört er eben nicht zu den brilliantesten Geistern, die der Thurgau hervorgebracht hat.

3 Chronologischer Abriss

Dieser Abriss soll dem Leser die Orientierung im thematischen Teil erleichtern. Um eine öde Aufzählung von Fakten zu vermeiden, lassen wir Freyenmuth schon hier gelegentlich zu Wort kommen. Zudem wird die chronologisch gegliederte Übersicht am Schluss unter dem Titel «Nachlese» durch verschiedene Anekdoten und Quisquilien aus den Tagebüchern ergänzt, die – ein kleines Sammelsurium – in den folgenden thematischen Kapiteln fehl am Platz wären, auf ihre Weise aber doch bemerkenswert sind.

Um das Verständnis des Nachfolgenden zu erleichtern, stellen wir hier vorerst jene Epochen der Thurgauer Geschichte kurz vor, auf die immer wieder Bezug genommen wird.

1798–1803: Die Helvetik

Sie löst den Thurgau 1798 aus der politischen Abhängigkeit von den herrschenden Orten. Es entsteht ein von Napoleon abgesegneter Einheitsstaat, in dem die Kantone lediglich Verwaltungsbezirke des helvetischen Direktoriums in Aarau sind. Es ist eine Zeit politischer Wirren, unter denen – auch im Thurgau – verschiedene gute Ansätze (z. B. im Bildungswesen) begraben werden.

1803–1814: Die Mediation

Erst jetzt wird der Thurgau zu einem selbständigen Staatswesen mit einer eigenen Verfassung, die wesentliche Gedanken der helvetischen Revolution übernimmt. Auch diese Epoche steht unter dem Einfluss Napoleons, der sich anlässlich der helvetischen Wirren als Vermittler (Mediator) einschaltet. Es sind schwierige Jahre mit Kriegslasten und Einquartierungen.

1814–1830/31: Die Restauration

Nach Napoleons Sturz werden im Thurgau zum ersten Mal, wenngleich in kleiner Zahl, Wünsche für eine neue Verfassung eingereicht. An die Stelle der

französischen Einflussnahme tritt jetzt die österreichische, was auch im Thurgau zu gemässigt reaktionären Tendenzen führt. Die eingegangenen Volkswünsche werden nicht berücksichtigt. Es entsteht eine Verfassung, in der die Volksrechte beschränkt und die wichtigsten Befugnisse in die Hände weniger – nämlich des Kleinen Rates – gelegt werden. Die Privilegierung des Reichtums kommt in der Wahlart des Grossen Rates zum Ausdruck. Die sechzehn reichsten Grundbesitzer fungieren als Wahlgremium, können sich also selber in den Grossen Rat wählen. – Politisch ist diese Epoche eine ruhige Zeit, in der die beiden Landammänner Johannes Morell (1759–1835) und Joseph Anderwert (1767–1841) den Ton angeben. Das einschneidendste Ereignis ist die Hungersnot von 1816/17.

1831–1848/49: Die Regeneration

Die Regenerationsbewegung wird von Thomas Bornhauser (1799–1856) ausgelöst. Sie ist eine Reaktion auf die Restauration. Angestrebt wird eine neue Verfassung auf der Basis eingereicherter Volkswünsche. Diese decken sich im Kern mit jenen, die 1814 vergeblich formuliert worden waren. Die neue Verfassung – das erste liberale Grundgesetz – erweitert die Volksrechte und verankert einen umfassenden Menschen- und Bürgerrechtskatalog. Es ist die erste Verfassung, die ohne Einmischung von aussen entsteht und vom Volk genehmigt wird. Die Gesetzgebung führt wenigstens teilweise zu der in den Volkswünschen verlangten Verminderung der indirekten Abgaben. Eine bedeutende Leistung der Regenerationszeit ist die Förderung des Schulwesens. 1837 kommt es zu einer Verfassungsrevision, die aber nicht zu derart tiefgreifenden Veränderungen führt wie sechs Jahre zuvor. Bedeutend ist, dass die Klöster unter staatliche Verwaltung fallen, womit die Säkularisierung, die 1848 endgültig erfolgt, eingeleitet wird.

Johann Conrad Freyenmuths Leben und Wirken im Überblick

23.11.1775. Johann Conrad Freyenmuth wird im reformierten Dorf Wigoltingen im Kanton Thurgau als Sohn des begüterten Landwirts Hans Martin Freyenmuth (1730–1790) und der Anna Margaretha Heer (1743–1811), Tochter eines Gerichtsvogts aus Märstetten, geboren. Die Familie Freyenmuth gehört schon im 15. Jahrhundert zu den führenden Geschlechtern des Dorfes. Der Vater ist «Fähndrich» von Wigoltingen, ein Onkel wirkt in Wigoltingen als Dorfarzt (Operator). Der ältere Bruder Johann Jakob (1771–1855) wird 1806 Gemeindeammann von Wigoltingen und hat ebenfalls ein Tagebuch hinterlassen.¹ – Johann Conrad ist das jüngste Kind der sechsköpfigen Familie, zu der auch zwei Mädchen (Maria Ursula und Anna Margaretha) gehören.

Johann Conrad Freyenmuth absolviert die Dorfschule in Wigoltingen und nimmt bei einem Lehrer im benachbarten Müllheim Privatunterricht.

1787. Er besucht bei Provisor Georg Jakob Deggeler in Frauenfeld Lateinunterricht. Später lässt er gelegentlich lateinische Zitate ins Tagebuch einfließen. – Wo oder bei wem er in Frauenfeld wohnte, ist nicht bekannt, Erinnerungen an den Stadtbrand von 1788 sind in seinen späteren Tagebüchern nicht zu finden. – Sein Hauptinteresse gilt den Naturwissenschaften. Autodidaktisch und nach dem Zufallsprinzip erwirbt er naturwissenschaftliche Kenntnisse.

1790. Tod des sechzigjährigen Vaters und Rückkehr ins Elternhaus nach Wigoltingen. An diesen Einschnitt gibt es in den Tagebüchern keine Erinnerungen. Das heisst aber nicht, dass er den 15-jährigen Johann Conrad nicht entscheidend geprägt hat.

1791–1793. Praktische Berufslehre als Chirurg (2 $\frac{3}{4}$ Jahre) bei G. Rutschmann, Arzt und Untervogt, im

zürcherischen Hüntwangen. Johann Adam Pupikofer schreibt: «Überdies durfte von Freyenmuth erwartet werden, dass er bei seinem Oheim, dem Operator Jakob Freyenmuth in Wigoltingen, der als Arzt und Chirurg viel Zutrauen genoss und ohne männliche Nachkommenschaft war, einst als Gehilfe eintreten und seine Kundschaft übernehmen könne.»²

Auf die Zeit in Hüntwangen kommt Freyenmuth im Tagebuch gelegentlich zurück, vor allem, wenn es ihm psychisch schlecht geht. Schon in Hüntwangen habe er oft gedacht, es wäre besser, nicht geboren worden zu sein. Es kann durchaus sein, dass hier auch der Verlust des Vaters eine Rolle spielt. Das Dunkle und Schwerblütige zieht sich fortan als Konstante durch Freyenmuths Leben und macht ihn zum ausgesprochenen Schwarzseher und Hypochonder.

Weitere private Studien in Algebra, Physik und Botanik. In einem am Neujahrstag 1840 verfassten Tagebuch-Rückblick bedauert Freyenmuth, «dass seine Studien bis zum zweiundzwanzigsten Jahr nicht durch einen verständigen, kenntnisvollen Mann geleitet worden sind und ich mir ganz gleichsam überlassen worden».³ Dies gelte besonders für die 2 $\frac{3}{4}$ Jahre in Hüntwangen, wo ihn die fehlende Gelegenheit, sich ein konzentrisches Wissen zu erwerben, «fast zur Verzweiflung» gebracht habe.⁴ Am meisten Fortschritte habe er in der Medizin, in Physik und Chemie gemacht.

1793–1795. Johann Conrad Freyenmuth studiert am medizinisch-chirurgischen Institut Zürich. Mit seinem Lieblingslehrer Paulus Usteri (1768–1831), dem bekannten Zürcher Liberalen, bleibt er auch später verbunden.⁵ Anders als Freyenmuth, der im Lauf seines

1 Über ihn vgl. Amstein, Wigoltingen, S. 375–382.

2 Pupikofer, Lebensabriss, S. 5.

3 StATG 8'602'18, 2/24: Tb, 1.1.1840.

4 StATG 8'602'18, 2/24: Tb, 1.1.1840.

5 StATG 8'602'16, 2/18: Tb, 16.4.1831.

Lebens immer konservativer wird, ist Staatsrat Usteri ein durchaus liberaler Politiker mit ausgeprägtem Sinn für die in den Menschen- und Bürgerrechten verankerten Grundsätze der Französischen Revolution.

Nach Usteris Tod schreibt Freyenmuth ins Tagebuch: «Unstreitig war er ein ausgezeichnet guter Kopf; er hatte etwas Hohes und Verschlossenes in seinem Charakter, dabei aber eine Klarheit in seinen Ideen und eine an Poesie grenzende Darstellung, die ungemein anzog. Ich stand in ziemlich genauer Bekanntschaft mit ihm und er war mir im Ganzen sehr gewogen. [...] Er war in den Jahren 1794, 1795 Professor am Medizinisch chirurgischen Institut in Zürich: ich hörte seine Vorlesungen an, die ungemein anziehend und instruktiv waren und desnahen sehr besucht wurden –: ich habe seitdem manche Stelle aus seinen Vorlesungen wörtlich im Gedächtnis behalten.»⁶

Herbst 1795. Freyenmuth unternimmt eine Fussreise nach Paris, wo er seine medizinischen Kenntnisse vertiefen will. Unterwegs imponieren ihm besonders «die herrlichen steinernen Brücken, wie man sie in der ganzen Schweiz nirgends antrifft».⁷

In Paris Besuch der chirurgischen Schule, die mit dem Spital Hôtel Dieu verbunden ist. Freyenmuth bleibt zwei Jahre in der französischen Hauptstadt und erlebt die letzte Phase der Revolution. Quellen aus jener Zeit gibt es im Nachlass keine, Johann Adam Pupikofer zitiert in seinem Lebensabriss aber aus Briefen, die Freyenmuth nach Hause geschrieben hat.⁸

Freyenmuth konzentriert sich auf das Studium der Medizin, der Naturwissenschaften, der englischen Sprache und der bildenden Künste. In einem Brief schreibt er: «[...] ich für mich wünsche für einmal lieber für mich zu leben, um die hiesigen Anstalten ungestört besuchen zu können. Wir sind jetzt zum Studieren in den besten Jahren; vielleicht wird der jugendliche Eifer nach und nach kälter und der Kopf zur Auffassung unfähiger.»⁹

Dieses Bekenntnis, in dem er gegenüber der Mutter seine Beflissenheit dokumentiert, schliesst allerdings nicht aus, dass Freyenmuth die politischen Ereignisse wahrgenommen hat. Bei seiner Ankunft in Paris ist die Schreckensherrschaft Maximilien Robespierres zu Ende. Dennoch ist das revolutionäre Chaos unter der Herrschaft des Direktoriums (1795–1799) weiterhin spürbar; die Inflation schreitet voran, es herrschen Lebensmittelknappheit und Korruption, an die Stelle der Massenhinrichtungen unter Robespierre tritt der «weisse Terror» gegen die Jakobiner.

1797. Rückkehr nach Wigoltingen, wo Freyenmuth vorläufig bleibt. Nach Pupikofer trägt er sich mit der schliesslich doch nicht verwirklichten Absicht, im kommenden Frühjahr zum Zweck weiterer medizinischer Studien nach Wien zu reisen.¹⁰

1798. In der Zeit der thurgauischen Befreiungsbewegung bleibt Johann Conrad Freyenmuth eine politische Randfigur. «Ich war damals gar nicht Akteur und befand mich mehr in einem passiven Zustand.»¹¹ – Er nimmt an der Volksversammlung in Weinfelden teil und dient dem Weinfelder Comité, das als eine Art geschäftsführender Exekutivrat fungiert, als Kurier nach Zürich (später nach Aarau).¹² – Zwar begrüsst Freyenmuth die Freilassung des Thurgaus, dem Freiheitsrausch des – so Bornhauser – «entfesselten Volkes»¹³ steht er aber skeptisch gegenüber. Dies, obwohl es kaum zu nennenswerten Ausschreitungen kommt, so dass Ernst Herdi über jene Freiheitsbewe-

6 StATG 8'602'16, 2/18: Tb, 16.4.1831.

7 Zit. nach: Pupikofer, Lebensabriss, S. 8.

8 Pupikofer, Lebensabriss, S. 7–9.

9 Zit. nach: Pupikofer, Lebensabriss, S. 9.

10 Pupikofer, Lebensabriss, S. 11.

11 StATG 8'602'16, 2/17: Tb, 1.9.1830.

12 Pupikofer, Lebensabriss, S. 10–11; Amstein, Wigoltingen, S. 368–369.

13 Zit. nach: Soland, Eder, S. 33.

gung schreibt: «Alles in allem gehört sie zu den anständigsten Revolutionen, die je vorgekommen sind.»¹⁴

1798–1799. Freyenmuth bekleidet als Suppleant (Beisitzer) der in der Helvetik geschaffenen Verwaltungskammer sein erstes Amt. Er wirkt als Sekretär der Liquidationskommission für die Zehnten und Grundzinsen.

1798–1804. Ärztliche Tätigkeit Freyenmuths als Nachfolger seines verstorbenen Onkels, von dem er auch die Apotheke übernimmt. Wie erfolgreich er praktiziert, lässt sich mangels Quellen nicht eindeutig sagen. Geht man von seinem Tagebuch aus, hat er sich offenbar vor allem als «Accoucheur» (Geburts helfer) und Chirurg einen Namen gemacht. Die im Nachlass liegenden Rechnungen lassen den Schluss zu, dass ihm die bis ins Alter weitergeführte medizinische Tätigkeit erhebliche Nebeneinkünfte bringt.

In naturwissenschaftlichen Belangen zeigt sich Freyenmuth gegenüber Neuerungen viel aufgeschlossenener als in der Politik. Dort finden wir bei ihm einen ausgeprägten Forscher- und Pioniergeist. Dies gilt auch für die lebensnächste Wissenschaft, die Medizin. So hält er immer wieder Ausschau nach neuen medizinischen Anwendungen und interessiert sich für Akkupunktur, für die Wirksamkeit von Molkenkuren, für pflanzliche Mittel gegen Läuse und Bandwürmer bei Mensch und Vieh usw.

1799–1803. Freyenmuth betreut als kantonaler Obereinnehmer (Staatskassier) die Finanzen, nachdem sein Vorgänger aus gesundheitlichen Gründen ausgefallen ist. Sein leitendes Prinzip, dem er ein Leben lang treu bleiben wird, ist die Sparsamkeit des öffentlichen Haushaltes.

Die Übernahme dieses wichtigen Amtes ist auch der Grund für die Schliessung der Apotheke in Wigoltingen und die Übersiedlung in die Hauptstadt. Die ärzt-

liche Tätigkeit führt Freyenmuth ohne eigentliche Praxis von Frauenfeld aus in beschränktem Umfang weiter.

1801. Johann Conrad Freyenmuth errichtet zusammen mit seinem Freund Rudolf Kappeler (1777–1843) in Frauenfeld eine Dampfbleiche. Nach erheblichen Investitionen scheidert das Projekt nach zwei Jahren. Freyenmuth stürzt in eine schwere Krise. Er muss sich eingestehen, die Fakten nicht richtig eingeschätzt und im Verkehr mit dem unzuverlässigen, vielleicht sogar betrügerischen Maschinenlieferanten blauäugig gewesen zu sein.

Trotz dieses Misserfolgs wird sich Freyenmuth – wiederum ohne Erfolg – noch zweimal unternehmerisch engagieren (Walzmühle in Frauenfeld und Metallwarenfabrik Jakobstal).

Im selben Jahr wird Johann Conrad Freyenmuth Mitglied des Sanitätsrates und Oberaufseher für die Güterschätzung des Kantons. Unter seiner Leitung wird ein kantonaler Liegenschaftenkataster erstellt.

1802. Johann Conrad Freyenmuth lernt Barbara Elisabeth Welti (*16.11.1787), die Tochter des Zurzacher Rats Herrn Johann Jakob Welti, kennen. Es beginnt eine lange Liebesgeschichte – die Angebetete ist anfänglich viel zu jung für eine Heirat. Die folgenden Jahre lassen im Tagebuch eine ausgesprochen emotionale und anrührende Seite des sonst vorwiegend nüchternen Freyenmuth erkennen. Nach vierjähriger Bekanntschaft kann die Heirat endlich stattfinden. Kaum ist das Ziel erreicht, tritt das Emotionale vor dem Nüchternen und Pragmatischen wieder zurück; fortan bleibt die Ehefrau – mindestens im Tagebuch – eher im Hintergrund. Vergeblich sucht man in den Tagebuchaufzeichnungen nach schriftlichen Erinnerungen an jene aufwühlende Zeit, in der

14 Herdi, Geschichte, S. 262.

Abb.1: Johann Conrad Freyenmuth (1775–1843).
Porträt in einem runden Anhängermedaillon, gemalt auf
Elfenbein von Fridolin Ott (1775–1849) im Jahre 1835.

Freyenmuth nach eigenem Bekunden Liebeslust und Liebesleid erlebte. 1818, zwölf Jahre nach der Eheschliessung, berichtet er im Tagebuch von «schwärmerischen Träumen», die ihm früher viel häufiger begegnet seien. Von Träumen dieser Art habe er jedoch seit Jahren «wenig oder keine Anfälle verspürt».¹⁵

Voraussetzung für das Zustandekommen der Ehe ist offenbar, dass die zum zweitenmal verwitwete Schwiegermutter im Haushalt der Tochter leben darf. In verstreuten Tagebuchnotizen erfahren wir, dass sich die Ehefrau und die Schwiegermutter nur schwer in die für Freyenmuth so wichtige landwirtschaftliche Welt einfühlen können. Auch aus Sparsamkeit lehnt er ihre eher städtisch geprägten Ansprüche innerlich ab. Im Mai 1814 schreibt er: «Die Misanthropie der belle mère machte mir viel Kummer und Verdruss und wirkte sehr niederschlagend auf mich –: sonderbares Verhängnis, dass bei allen äusseren Mitteln und unter günstigen Umständen [?] zur Glückseligkeit [?] der innere Frieden fehlen musste.»¹⁶

Ein Jahr nach der Eheschliessung kommt die Tochter Johanna Elise zur Welt. Sie wird 1829 Johann Ulrich Kesselring, Major, Bezirksstatthalter und Besitzer des Schlossgutes Bachtobel, heiraten. Drei Jahre nach der ersten folgt mit Julia Aline die zweite Tochter, die dann im Alter von fünfundzwanzig Jahren den bekannten Politiker Johann Konrad Kern (1808–1888) ehelicht.

1802. Nach der Einführung der Kuhpockenimpfungen impft Johann Conrad Freyenmuth die Bevölkerung von Wigoltingen und Umgebung. Diese Massnahme ist bahnbrechend. Mehr als zwanzig Jahre später sieht sich Freyenmuth als Präsident des Sanitätsrates zur öffentlichen Feststellung veranlasst, dass nach wie vor «grosse Besorgnis obwaltet, diese böserartige Krankheit [Pocken oder Blattern] möchte sich weiters in unserem Kanton verbreiten, und Personen ergreifen, die sich nicht durch Impfung der Schu[t]z-pocken sicher gestellt haben.»¹⁷



Bei solchen Impfkaktionen kommt es gelegentlich zu Verweigerungen, sodass die Regierung dazu übergeht, die Impfung «in ergebenden Fällen unnachsichtlich» durchzusetzen, d. h. mit Hilfe der Ortsvorsteher oder mit polizeilicher Gewalt.¹⁸

Es ist nicht auszuschliessen, dass solche Erfahrungen Freyenmuths Misstrauen gegenüber dem ungebildeten Volk und seine Skepsis gegenüber dem Ausbau der Demokratie stärken.

Neben seinen Amtsverpflichtungen widmet sich Freyenmuth weiterhin ausgedehnten naturwissenschaftlichen Studien (u. a. Botanik, Geologie, Mineralogie).

15 Herdi, Geschichte, S. 262.

16 StATG 8'602'13, 2/4: Tb, 28.5.1814.

17 Zit. nach: Soland, Vorfahren, S. 68.

18 Soland, Vorfahren, S. 68.

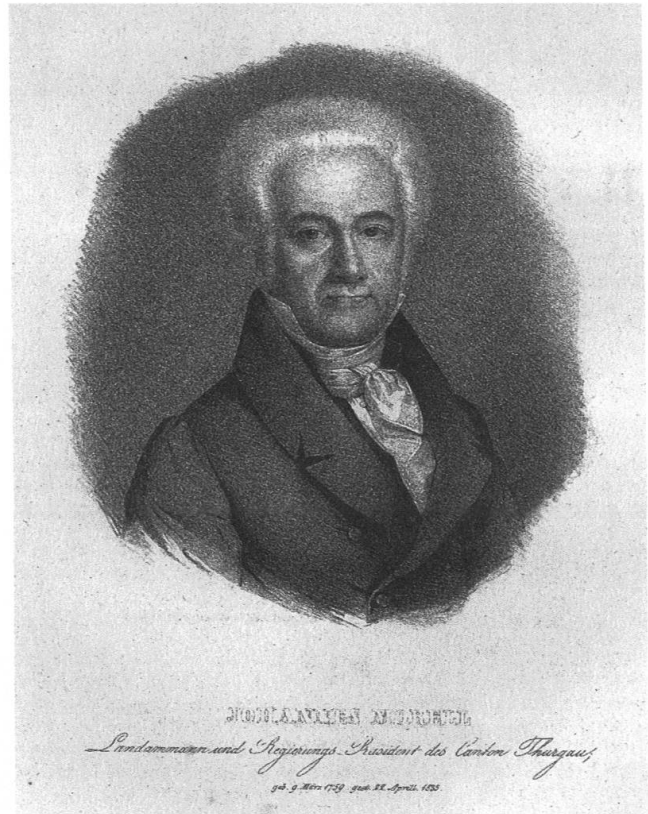
Abb. 2: Johannes Morell (1759–1835) war von 1803 bis 1835 Mitglied des Kleinen Rates und in Abwechslung mit Joseph Anderwert von 1814 bis 1831 immer wieder Landammann.

logie, Meteorologie), der Landesvermessung und der Münzkunde. Er führt Buch über die Wasserstände von Rhein und Bodensee. Am konsequentesten notiert er Wetterbeobachtungen und den Einfluss der Witterung auf die Vegetation. Er macht den Anfang zu einer statistischen Sammlung über den Kanton Thurgau, aus der später eine umfassende Publikation hervorgehen soll. Diesen Plan gibt er schliesslich aus Zeitmangel auf und überlässt seine Aufzeichnungen Johann Adam Pupikofer.

1803. Johann Conrad Freyenmuth bewirbt sich für die Stelle des Oberschreibers beim Appellationsgericht und wird dessen Sekretär. Im Tagebuch beklagt er sich im Hinblick auf seine neue Funktion mehrmals über seine mangelnde Ausdrucksfähigkeit.

1803–1831 und 1834–1843. Mitglied des Grossen Rates. Es entspricht dem wenig ausgeprägten Demokratieverständnis Freyenmuths, dass er von dieser legislativen Einrichtung nicht sehr viel hält. In den Volksvertretern sieht er – nicht erst in der ihm verhassten Regenerationszeit – unselbständige Interessenpolitiker. So schreibt er unter dem 6. Juni 1820: «Ich kann mich über den Grossen Rat sehr ärgern: wenige Männer oder keine von Selbständigkeit, die zu reden wissen und es tun. Man [hat] ein[en] Vorschlag zur Besoldungserhöhung der Oberamtmänner angenommen, ohne eine Kommission, ohne eine Erläuterung zu begehren; zum Teil aus Furcht, zum Teil aus Schmeichelei und Interesse.»¹⁹

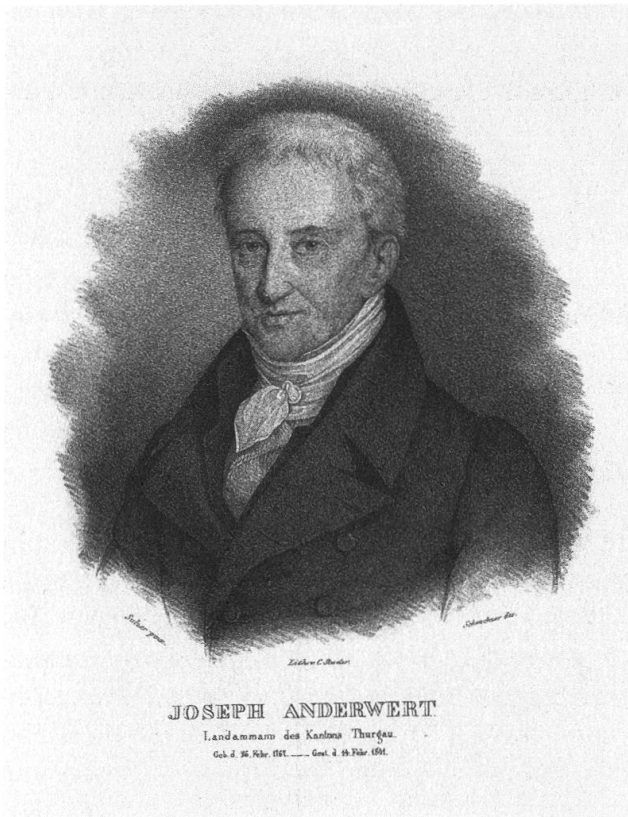
1804–1833. Freyenmuth betreut als thurgauischer Regierungsrat vornehmlich den Strassenbau und die Finanzen. Die Förderung des Strassenbaus gehört zu seinen wichtigsten Leistungen. Innerhalb des Kleinen Rates vertritt er einen rigiden Sparkurs und ein ausgeprägtes Ordnungsdenken. In dieser Hinsicht ist er ein typischer Repräsentant der Restauration. An den politischen Privilegien des Reichtums nimmt er ebenso we-



nig Anstoss wie an der Praxis, die Bauern im Strassenbau Fronarbeit (Hand- und Spanndienste) leisten und sie dann hernach auch noch Weggeld zahlen zu lassen. Die «grosse Politik» und das Repräsentieren überlässt Freyenmuth den beiden Landammännern Johannes Morell (1759–1835) und Joseph Anderwert (1767–1841). Dieser steht ihm – neben Johann Heinrich Hirzel (1783–1860) – am nächsten. Nach Anderwerts Tod schreibt Freyenmuth ins Tagebuch: «Die Lobsprüche, die man ihm in unserer Thurgauer Zeitung erteilt, verdient er vollkommen. [...] In den 28 Jahren, die ich mit ihm im Kleinen Rate war, haben wir uns nie miteinander entzweit, und ich war immer eher geneigt, seinen Ansichten beizutreten als denen

19 StATG 8'602'14, 2/8: Tb, 6.6.1820.

Abb. 3: Joseph Anderwert (1767–1841) gilt als der bedeutendste Regierungsrat seiner Zeit und sass von 1803 bis 1841 im Kleinen Rat.



seines Rivalen, Herrn Johannes Morell, mit dem ich manchen Strauss hatte.»²⁰

Von Morell unterscheidet sich Freyenmuth sowohl innerlich als auch in seiner äusseren Erscheinung. Morell ist eitel, Freyenmuth nicht. Morell liebt gepuderte Perücken, gepolsterte Sessel und vierspännige Kutschen. Freyenmuth ärgert sich darüber, dass sich seine Schwiegermutter und seine Frau nicht mit einer einfachen Chaise begnügen wollen. Für gesellschaftliche Anlässe hat er nicht viel übrig; die Mitgliedschaft in der städtischen Casino-Gesellschaft ist wohl eher eine Konzession an den städtisch orientierten weiblichen Teil der Familie.

Der Aufstieg in die staatstragende Elite des Kantons Thurgau verstärkt Freyenmuths Zug des konservativen Beharrens. Von allen Epochen, die er mitgestaltet, liegt ihm die Restauration am nächsten.

1805. Auf Initiative Freyenmuths wird ein kantonales Strassenbaureglement erlassen, das die Strassen entsprechend ihrer Wichtigkeit (z. B. in Hauptstrassen und Landstrassen) einteilt und den Bau und Unterhalt regelt. Die Hauptlast haben die Gemeinden zu tragen. Der Kanton beansprucht jedoch die Leitung des gesamten Strassenwesens.

1806. Freyenmuth regt die Gründung einer kantonalen Brandassekuranz (Gebäudeversicherung) an, deren Präsidium und Rechnungswesen er in der Folge übernimmt.²¹

Unter Freyenmuths Leitung wird auch ein Gebäudekataster angelegt. Ebenfalls auf das Betreiben Freyenmuths erlässt der Kanton Thurgau eine Feuerordnung, die von jeder Munizipalgemeinde den Besitz einer Feuerspritze verlangt.²²

1807. Freyenmuth wird Ehrenbürger von Frauenfeld. Er gründet in der Hauptstadt einen landwirtschaftlichen «Lesezirkel», der aber ein Schattendasein führt.²³ Vierzehn Jahre später regt Freyenmuth die Gründung der Frauenfelder Lesegesellschaft an, eine

20 StATG 8'602'18, 2/25: Tb, 16.2.1841.

21 Brände wirkten sich damals meist verheerend aus, die Feuerwehren waren unzureichend ausgerüstet und ein Versicherungsschutz fehlte. Die erste Gebäude-Versicherungs-Anstalt der Schweiz wurde 1805 im Kanton Aargau gegründet. 1806 folgten der Thurgau und Bern, später weitere Kantone. Die Idee einer auf privatwirtschaftlicher Basis betriebenen schweizerischen Mobilversicherung stammte von Staatsrat Paulus Usteri, dem Präsidenten der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft. Vgl. Günthardt Walter: Spätzündung mit grosser Eigendynamik. Rückblick auf den Werdegang der Schweizer Assekuranz, in: NZZ, Nr. 8, 12.1.1998. – Zum Zweihundertjahrjubiläum haben Verena Rothenbühler, Daniel Kauz und Martin Lengwiler eine hervorragende Monographie veröffentlicht (vgl. Rothenbühler u. a., Funkenflug).

22 Vgl. dazu: Rothenbühler u. a., Funkenflug S. 47–52.

23 Vgl. Spalinger, Kantonsbibliothek, S. 154–157.

ebenfalls eher elitäre Einrichtung, die man als Vorläuferin der Kantonsbibliothek betrachten kann.

Kauf des teilweise sumpfigen Grundstücks «Gstricket» bei Felben, wo Freyenmuth 1811/12 ein Gut bauen lässt, welchem er nach vorgefundenen Spuren einer gepflasterten römischen Strasse den Namen Römerhof gibt. Aus diesem Bauernhof macht er ein eigentliches Mustergut. Er schafft neue landwirtschaftliche Geräte an, so 1816 einen Brabanterpflug. Dieser im Thurgau bisher wenig bekannte Drehpflug, der seinen Namen vom Landstrich Brabant hat, erlaubt ein ökonomischeres Pflügen.

1808. Freyenmuth gründet in Frauenfeld die Ökonomische Gesellschaft, die aber nur kurze Zeit existiert. Er beginnt nach mehreren abgebrochenen Versuchen mit dem kontinuierlichen Schreiben eines Tagebuchs.

1809. Begegnung mit Hans Conrad Escher von der Linth (1767–1823), der zu Anderwerts Freundeskreis gehört und mit dem sich Freyenmuth in den folgenden Jahren gelegentlich über Geologie, Geographie, Mineralogie und die Korrektur von Flüssen unterhält.

1811. Tod der Mutter in Wigoltingen. Johann Conrads Tagebuch enthält eine knappe Würdigung Anna Margaretha Freyenmuths. Der Sohn erwähnt, die Mutter habe ihr Leben in schlichter Frömmigkeit gelebt und die Kinder stets zur Religiosität angehalten. – Auf seine späteren religiösen Überzeugungen finden wir dagegen nur spärliche Hinweise. Demnach glaubt Freyenmuth an die göttliche Vorsehung. Dies tröstet ihn in den häufigen Phasen starker Niedergeschlagenheit.

1811–1812. Johann Conrad Freyenmuth stösst auf das Wünschelruten-Wesen. Er lernt Franz Anton Mesmer (1734–1815) kennen. Unermüdlich sucht er

im Thurgau nach Steinkohlevorkommen (z. B. in Bättershausen bei Kreuzlingen). Bei den von Freyenmuth veranlassten Grabungen kommen Häftlinge aus Tobel zum Einsatz.

1812. Freyenmuth zieht vom Berner Haus in eine Wohnung im Schloss Frauenfeld, das auch als Amtssitz für die Staatskasse bzw. die Finanzverwaltung dient. Zur «Schlossfamilie» gehört neben der Schwiegermutter Elisabeth Halder auch einer ihrer Bekannten namens Pierre Loubier aus Anduse in Frankreich, der als Hauslehrer und Faktotum wirkt. Es wird häufig französisch gesprochen.

1814. An die Stelle des Einflusses von Napoleon tritt jener der Alliierten, vor allem Österreichs, dessen Aussenpolitik vom konservativen Metternich bestimmt wird. Es besteht die Gefahr einer neuen Invasion fremder Truppen, zumal vor allem Bern im Einvernehmen mit Österreich bestrebt ist, die Herrschaft des Patriziats wieder herzustellen. Freyenmuth schreibt am Anfang des Jahres pessimistisch: «Das neue Jahr oder vielmehr die ersten Tage habe [ich] in Unruhe u[nd] Missmut über die Ereignisse der Zeit zugebracht. Unser freies, so vortrefflich organisiertes Vaterland auf das Neue in Anarchie gestürzt, revolutioniert, den Bedrängnissen des Krieges ausgesetzt, und zwar, wie es immer mehr verlauten will, einzig durch die Intrige der Berner bei dem österreichischen Cabinet.»²⁴

Der Kanton Thurgau erhält eine neue Verfassung, die Restaurationsverfassung. Sie berücksichtigt den neuen, reaktionären Zeitgeist, privilegiert den Reichtum und führt – etwa im Bereich der Menschen- und Bürgerrechte – zu einem Rückschritt gegenüber der Mediation und der helvetischen Revolution. Freyenmuth ist Mitglied der Verfassungskommission. Der konservative Druck von aussen und innen erzeugt die

24 StATG 8'602'13, 2/4: Tb, 4.1.1814.

Angst, der Thurgau könnte seine Freiheit, würde er sich nicht anpassen, wieder verlieren.

Wigoltingen löst sich von der Vogtsteuer, einem der Familie Zollikofer von Altenklingen zu entrichtenden jährlichen Zins. Zum Zweck des Loskaufs nimmt Wigoltingen bei Freyenmuths Schwiegermutter einen Kredit von 4386 florentinischen Gulden zu 4¾ % Zins auf, den die Gemeinde dann 1829 und 1831 zurückzahlt.²⁵ Johann Conrad Freyenmuth und dessen Bruder Jakob, der Wigoltinger Gemeindeamman, vermitteln dieses interessante Kreditgeschäft.

1815. Rückkehr Napoleons und Kaiserreich der 100 Tage. Napoleon wird nach der verlorenen Schlacht von Waterloo als Kriegsgefangener nach St. Helena gebracht.

Freyenmuth setzt sich im Tagebuch eingehend mit Napoleons Schicksal auseinander. Anfänglich sympathisierte er mit Napoleon, in dem er einen Garanten von Ruhe und Ordnung sah. Erst als der Kaiser Europa mit nicht enden wollenden Kriegen überzieht, wendet sich Freyenmuth von ihm ab. Nach Napoleons Sturz schreibt er im Tagebuch: «Die Ereignisse der Zeit, der gänzliche Sturz Napoleons beschäftigt das Publikum. Derselbe gibt ein Erstaunen erregendes Beispiel, zu was Missbrauch [der] Gewalt, ein unbegrenzter Ehrgeiz, gänzliche [unleserliches Wort im Sinne von: Missachtung] der eigentlichen Zwecke der Regierung und des Lebens führt –: Ich liess mich noch zum Teil von ihm täuschen [...]. Sein Sprichwort «Il faut tout risquer pour tout gagner» ist umgekehrt erwahret [hat sich in umgekehrter Weise bewahrheitet]: «Il faut tout risquer pour tout perdre –.» Das Schicksal hat es so gewollt: er [Napoleon] scheint seinen Lohn verdient zu haben, da er sich nicht zu mässigen wusste.»²⁶

Freyenmuth mag mit Napoleons Ordnungssinn übereinstimmen, den imperialen Grössenwahn lehnt er ab. Den vom Tyrannen geweckten Ausschreitungen unterdrückter Völker steht er aber ebenfalls skeptisch

gegenüber. Volkserhebungen widersprechen seiner auf Sicherheit ausgerichteten Prägung.

1816–1817. Letzte Hungersnot im Thurgau. Dass die staatliche Unterstützung Bedürftiger völlig unzureichend ausfällt, ist letztlich dem auf Sparsamkeit bedachten Kleinen Rat zuzuschreiben. Freyenmuth spielt in diesem Zusammenhang eine wichtige Rolle. Die Regierung setzt primär auf Repression, indem sie das Betteln verbietet und das Polizeikorps verstärkt.²⁷ Baronin Juliane von Krüdener (1764–1824), eine religiöse Schwärmerin aus dem deutsch-baltischen Adel, zieht mit ihrem Anhang durch den Thurgau. Sie verteilt den Armen Suppe und greift in ihren prophetisch-ekstatischen Predigten auch die Obrigkeit an. Johann Conrad Freyenmuth begegnet ihr kurz vor ihrer vom Kleinen Rat verfügten Ausreise in Kreuzlingen.

1817. Im Tagebuch findet sich eine für Freyenmuth typische Feststellung, die er später noch unzählige Male variieren wird: «Meine schwächliche Gesundheit und die Besorgnis einer kurzen Lebensdauer schlägt meinen Mut und meinen sonst sehr aktiven Unternehmungsgeist sehr nieder. – Der Mensch ist ein Phänomen, das nur kurze Zeit sichtbar ist und verschwindet, ohne gewöhnlich eine Spur des Daseins zu hinterlassen.»²⁸

1819. Reise nach Augsburg und München mit umfassenden Reisenotizen. Freyenmuths Hauptaugenmerk gilt technischen Neuerungen. Er sucht das Gespräch mit Sachkundigen und hält Gehörtes und Gesehenes fest. Er glaubt – ganz utilitaristischer Aufklärer – an den Fortschritt durch Vernunft. Sein

25 Amstein, Wigoltingen, S. 350.

26 StATG 8'602'14, 2/4: Tb, 12.4.1814.

27 Weiteres im Kapitel «Hungersnot und Armut».

28 StATG 8'602'14, 2/6: Tb, 11.7.1817.

Hauptinteresse gilt durchwegs der praktischen Nutzanwendung. Das Reflektieren und Philosophieren liegt ihm weniger.

1821. Freyenmuth beteiligt sich an der Gründung der Gemeinnützigen Gesellschaft des Kantons Thurgau. Die Naturforschende Gesellschaft Zürich ernennt ihn zum Ehrenmitglied.

1822. Freyenmuth stellt der Gemeinnützigen Gesellschaft seinen Plan zur Gründung einer thurgauischen Ersparniskasse vor (bisher gab es nur in Frauenfeld eine Sparkasse). Schon im folgenden Jahr wird die Ersparniskasse der Gemeinnützigen Gesellschaft eröffnet. Freyenmuth versieht bis 1829 das Amt des Hauptkassiers. 1829 bis zu seinem Tod ist er Präsident der Verwaltungskommission dieser Kasse.

Den Grundgedanken der Ersparniskasse umreist Freyenmuth mit den Worten: «Unter den Gegenständen, die besonders geeignet sind, die Gemeinnützige Gesellschaft zu beschäftigen, gehört wohl unstreitig die Bildung von zinstragenden Ersparniskassen oder die Errichtung von Anstalten, bei welchen die minderbegüterten Haushalte, die Dienstboten und Tagelöhner das Ersparte in sichere Verwahrung bringen, um zinstragend anlegen zu können, und die selbst von den Mehrbegüterten benützt werden können.»²⁹

1823. Freyenmuth verfasst die kulturhistorisch bedeutsame Schrift «Nachricht über den Flachsbau und die Bereitung der Leinwand in der östlichen Schweiz».

1825. Reise nach Oberitalien (u. a. Mailand, Genua). Ausführliche Reisenotizen.³⁰

1826. Freyenmuth fördert die erste trigonometrische Vermessung des Kantons. Sie wird in der Folge von Ingenieur Johann Jakob Sulzberger (1802–1855) durchgeführt.

Freyenmuth regt auch eine Sammlung für ein Kantonsspital an. Sie ergibt 61 659 Gulden. Freyenmuth hat mehr erwartet und findet, der «Gemeinsinn» der Thurgauer sei mangelhaft entwickelt. Eine noch grössere Enttäuschung bereitet ihm schliesslich der Entschluss, das neue Spital nicht in Frauenfeld, sondern in Münsterlingen einzurichten. Dies führt 1838 zu seinem Rücktritt aus dem Sanitätsrat.

1830. Obwohl Freyenmuth in seiner Grundhaltung konservativ ist, lässt er sich – wie die meisten Menschen – nicht auf einen *einzig* Nenner bringen. In politischer Hinsicht illustriert dies der folgende Tagebuchauszug, der bezeichnenderweise vor dem eigentlichen Beginn der Regenerationsbewegung entstanden ist: «Die Versammlung des Grossen Rates war mir sehr interessant, da derselbe, aufgeweckt durch öffentliche Blätter, einige Selbständigkeit mehr als seit vielen Jahren entwickelte: so wurde der Vorschlag über die Verbesserung der Viehzucht verworfen; das Begehren um Erhöhung der Besoldung des Zeughausverwalters nicht ohne Widerspruch modifiziert angenommen, dann [dem] Ehehaftengesetz noch lebhaft widersprochen: jedoch am Ende die

29 StATG 8'903'2, 1/0: Protokoll der Verhandlungen der Gemeinnützigen Gesellschaft, 6. Mai 1828. – Die neue Ersparniskasse entwickelte sich zunächst recht gut, in den 1840er-Jahren traten aber ernsthafte Schwierigkeiten auf, und anlässlich einer Überprüfung wurde 1846 ein Fehlbetrag von annähernd 10 000 Franken entdeckt. 1851 fusionierte die 1823 gegründete Ersparniskasse mit der Thurgauischen Hypothekenbank, die dann vor dem Ersten Weltkrieg ebenfalls in Turbulenzen geriet (vgl. Soland, Häberlin, S. 57–62). – Ob die Nachfolger Freyenmuths im Kassieramt dessen bisherige Buchführung unverändert übernommen haben und die Verantwortlichkeit bis in Freyenmuths Zeit zurück reicht, liess sich im Rahmen dieser Arbeit nicht klären. Zur Ersparniskasse vgl. Althaus, Geld, S. 234–235, in: Wirtschaftsgeschichte des Kantons Thurgau.

30 Vgl. Kapitel «Reisewelten».

angetragenen Erleichterungen angenommen –: und einiges an der Verwaltung noch stark gerügt – so dass, wenn eigentlich manch Gutes durch die Opposition verhindert wird, doch auf der andern Seite ein Nationalgefühl erzeugt und daraus auch manch Gutes hervorgehen mag –: und überhaupt der Kleine Rat eher zurückgehalten wird, gegen den allgemeinen Geist im Lande zu handeln.»³¹

Hier wird deutlich, dass Freyenmuth dem Kleinen Rat und der Verwaltung, die sich in der Restauration beinahe allmächtig gebärden, durchaus nicht ohne Reserve gegenüber steht.

Im Sommer 1830 veröffentlicht Freyenmuth eine Schrift über das thurgauische Hypothekenwesen. Er will die stets grösser werdende Verschuldung der Bauern stoppen. Er macht konkrete Vorschläge zur Einschränkung des Kreditwesens, was zu scharfen Reaktionen von Seiten der Liberalen führt. Die damit verbundene Verunglimpfung treibt Freyenmuth in die innere Emigration. Es ist durchaus möglich, dass hier der eigentliche Schlüssel für seine durch und durch unversöhnliche Haltung gegenüber der Regeneration liegt.

1830/31. Die thurgauische Regenerationsbewegung beendet Freyenmuths dominierende Stellung als Chef der Finanzen und des Strassenbaus. Als Stütze der Restaurationssystems und als Verfasser seiner 1830 erschienenen Schrift über die Verschuldung des Bauernstandes wird er zur Zielscheibe liberaler Kritik. Er erwägt den Wegzug aus dem Thurgau. Pathetisch schreibt er ins Tagebuch: «Ich trete als Akteur von dem grossen Drama ab, das sich entwickelt und gegeben wird.»³²

Er lehnt Thomas Bornhauser als gefährlichen Demagogen und die demokratische Ausgestaltung des Staates als Übergang zur Pöbelherrschaft ab. In seinen Augen ist die Aristokratie bzw. Oligarchie in einem Gemeinwesen von einiger Ausdehnung (wozu er auch den Kanton Thurgau zählte) die beste Regierungsform.

Aus diesem Grund lehnt er die neue Regenerationsverfassung mit den in ihr verankerten Grundsätzen der Volkssouveränität und Pressefreiheit ab.

Dennoch wird Freyenmuth – für ihn selber überraschend – in die neue Regierung gewählt. Gegen seine innere Überzeugung nimmt er die Wahl an.

1831. Freyenmuth engagiert sich für das Projekt einer Walzmühle in Frauenfeld. Für dieses Vorhaben begeistert ihn Hofrat Josef Anton Müller (1778–1833), der sich als Erfinder eines neuartigen Walzensystems vorstellt. Die Müller'sche Walzentechnik soll das Vermahlen des Getreides mit Steinen ersetzen, dem verbreiteten Verlangen nach weisserem Mehl entsprechen und zu weniger Verlusten beim Mahlen führen. Freyenmuth vermittelt dem Hofrat Aktienkäufer. So entsteht die Frauenfelder Walzmühle-Gesellschaft. Zu spät merkt Freyenmuth, dass Müllers Pläne nicht ausgereift sind und der Hofrat selber ein «Windbeutel» ist.³³ Freyenmuth verkauft seine Aktien und zieht sich vom Walzmühlenprojekt zurück. Zwar nimmt die Mühle den Betrieb auf, Müllers Walzenstühle sind aber, wie von Freyenmuth befürchtet, äusserst mangelhaft.³⁴

1832. Freyenmuth wird ins Schiedsgericht über die Ausscheidung von Stadt- und Staatsvermögen in Schaffhausen berufen.

Mit der Regeneration war es 1831 in Schaffhausen zu einer administrativen Trennung von Kanton und Stadt gekommen. Das gemeinsame öffentliche Ver-

31 StATG 8'602'16, 2/17: Tb, 12.1.1830.

32 StATG 8'602'16, 2/18: Tb, 1.1.1831.

33 Zit. nach: Rutz, Walzmühle, S. 36. – Während wir über Freyenmuths erfolglosen Versuch zum Betrieb einer Dampfbleiche nur wenig wissen, sind wir über die Geschichte der Walzmühle aufgrund einer ausgezeichneten Arbeit von Marianne Rutz bestens informiert.

34 Rutz, Walzmühle, S. 35.

mögen musste ausgeschieden und eine getrennte Verwaltung aufgebaut werden. Nachdem die mit der Vermögensteilung betraute paritätische Ausscheidungskommission keine Einigung erreichte, wurden vier eidgenössische Schiedsrichter eingesetzt, die am 23. Oktober 1832 zu einer Einigung kamen. Neben Johann Conrad Freyenmuth wirkten in diesem Schiedsgericht Johann Herzog von Effingen, Bürgermeister von Aarau, Nicolas Savary, Seckelmeister des Kantons Fribourg, und Friedrich Ludwig Keller, Obergerichtspräsident des Kantons Zürich.³⁵

1833. Freyenmuth legt sein Regierungsratsamt aus Verdruss über die neue politische Ära nieder. Das neu entstandene Amt des Staatskassiers übernimmt er, damit er seine Schlosswohnung behalten und sein Mustergut in der Nähe von Frauenfeld weiter bewirtschaften kann.

Als Staatskassier wird Freyenmuth wieder Mitglied des Grossen Rates, an dessen Beratungen er aber wenig Anteil nimmt. Während die Regierungsräte, dem Grundsatz der Gewaltenteilung entsprechend, seit 1831 nicht mehr Mitglieder der Legislativbehörde sein können, gehört Freyenmuth als Staatskassier nun also jener Behörde an, die den Staatshaushalt zu genehmigen hat. Dies geschieht jeweils ohne exakte Detailprüfung. Die Regeneration ist im Kern eine Verfassungsbewegung, deren Schwung nach der Annahme des neuen Grundgesetzes durch das Volk erlahmt. Die führenden Regenerationsmänner erkennen nicht, wie wichtig eine umfassende Neuordnung der Finanzverwaltung wäre. Andere Themen wie die Revision des Bundesvertrages und die Klosterfrage rücken in den Vordergrund.

1833–1836. Freyenmuth leitet die Gemeinnützige Gesellschaft des Kantons Thurgau, obwohl er nach eigenem Bekunden wenig Freude am Präsidieren hat. Er gelangt zur Einsicht, dass die praktischen Auswirkungen der «Thurgauischen Gesellschaft zur Beför-

derung des Guten und Gemeinnützigen» längst nicht so gross sind, wie er gehofft hat.³⁶ – Obwohl er die Bestrebungen Johann Jakob Wehrli (1790–1855), des ersten Direktors des 1833 gegründeten Lehrerseminars grundsätzlich unterstützt, stellt er sich in der Gemeinnützigen Gesellschaft anfänglich gegen Wehrli Projekt, dem Lehrerseminar nicht nur eine Landwirtschafts-, sondern auch eine Armenschule anzugliedern.

1836. Freyenmuth wird Mitglied einer Kommission über die Einführung einer eidgenössischen Münzordnung.

Fünfwöchige Reise nach Paris, London, Antwerpen, Brüssel, Köln und Mainz. Ausführlicher Reisebericht.³⁷ Besonders die Grossstadt London imponiert ihm.

1837. Nach nur sechs Jahren wird die Regenerationsverfassung einer Revision unterzogen. Freyenmuth nimmt wenig Anteil. Die Justiz erhält ein stärkeres Gewicht. Freyenmuth lehnt diese Entwicklung genauso ab wie jene von 1830/31. Wie damals hält er sich aber nach aussen zurück. Seine oppositionelle Haltung vertraut er lediglich dem Tagebuch an.

1840–1841. Johann Conrad Freyenmuth versieht das Verwaltungsratspräsidium der Metallwarenfabrik Ja-

35 Vgl. Schaffhauser Kantonsgeschichte, Bd. 2, S. 684–686.

36 Anders sieht es der Historiker Albert Schoop, der in seiner Thurgauer Geschichte feststellt, die Gemeinnützige Gesellschaft habe «eine überaus fruchtbare Tätigkeit für das öffentliche Leben im Kanton» entfaltet (Schoop, Geschichte, Bd. 1, S. 120). – Leider fehlt eine kritische historische Untersuchung der Gemeinnützigen Gesellschaft des Kantons Thurgau. Unseres Erachtens war sie ein elitärer Zirkel ohne grosse Breitenwirkung. So geht beispielsweise der für die Entwicklung der Landwirtschaft wegweisende Genossenschaftsgedanke nicht auf die Gemeinnützige Gesellschaft, sondern auf den später entstandenen Landwirtschaftlichen Verein zurück.

37 Vgl. Kapitel «Reisewelten».

kobstal bei Wängi. Er bezeichnet dieses Engagement und den Erwerb von Aktien später als Alters-Torheit. Vor dem finanziellen Fiasko tritt er aus dem Verwaltungsrat aus und veräussert seine Aktien ohne grosse finanzielle Verluste.

1842. Letzte grosse Reise nach München.

15. 04. 1843. Johann Conrad Freyenmuth stirbt nach einer kurzen schweren Krankheit, über die wir nichts Weiteres wissen.

1845. Der Historiker Johann Adam Pupikofer widmet Johann Conrad Freyenmuth in den Thurgauischen Neujahrsblättern einen verklärenden Lebensabriss, «der Jugend zur Belehrung und Ermunterung».

1851–1852. Die Regierung wird gegenüber Heinrich Freyenmuth, der nach Johann Conrad Freyenmuths Tod dessen Amt als Staatskassier übernommen hat, misstrauisch. Bei der Prüfung der Jahresrechnung von 1852 kommen gravierende Mängel und Unredlichkeiten zum Vorschein, die zur fristlosen Entlassung des Staatskassiers und zur Einleitung eines Strafverfahrens gegen ihn führen.

1852–1858. Im Zusammenhang mit den Verfehlungen Heinrich Freyenmuths durchleuchten Finanzexperten auch die Bücher aus den letzten sechzehn Monaten Johann Conrad Freyenmuths als Staatskassier. Der Befund ist vernichtend. Johann Conrad Freyenmuths Buchhaltung erweist sich als undurchsichtig und unsystematisch. Eine Reihe von Einnahmen ist nicht verbucht worden. In rechtswidriger Weise hat er seinem Vetter Heinrich Freyenmuth Aufgaben anvertraut. Die Experten sprechen von einem namhaften sogenannten persönlichen Defizit Johann Conrad Freyenmuths, was zur Frage führt, ob er sich auf Kosten des Staates bereichert hat.

1859. Staatsanwalt Eduard Häberlin (1820–1884) handelt mit den Erben Johann Conrad Freyenmuths einen Vergleich aus, nach dem diese dem Kanton Thurgau im Sinne einer Wiedergutmachung eine Entschädigung von Fr. 11 290 zahlen. Die Regierung verzichtet ihrerseits darauf, die *gesamte* Amtszeit Johann Conrad Freyenmuths als Staatskassier zu untersuchen. Ein spektakulärer Geldfund im Geheimfach einer von der Regierung veräusserten hölzernen Truhe führt zu weiteren Verwicklungen.

Diese komplexe Geschichte, deren Details grotesk wirken, verdunkelt das bisher glorifizierte Bild Johann Conrad Freyenmuths.

Nachlese

Gelegentlich hielt Freyenmuth im Tagebuch Anekdoten und kleine Begebenheiten fest, deren Zeuge er war oder die er irgendwo hörte. Aus diesem kleinen Fundus stammen die folgenden Beispiele:

«Ein Italiener, der sich, ohne krank zu sein, zu Tode medizinierte, befahl vor seinem Ende, ihm folgende Grabschrift zu setzen (was geschah): ‚Ich befand mich wohl: weil ich mich aber noch besser befinden wollte, befinde ich mich hier‘.»³⁸

Eine andere Anekdote handelt von einem Zürcher Protestanten im katholischen Wallis: «Im Wallis zu Brigg [sic]: verlangt ein Reisender [in einer Gaststätte] zum Abendspeisen ein oder zwei gebratene Hühnchen: es war nur Fasttag: der Wirt sagte, dass er ohne Bewilligung des Pfarrers solches nicht tun dürfte: der Reisende sagte ihm: er möchte [zum Pfarrer] hingehen zu fragen: dass ein Reisender von Zürich hier sei und gebratene Hühner verlange, ob er solche geben

38 Den Beleg für dieses Zitat aus dem Tagebuch finde ich nicht mehr.

dürfe: der Pfarrer antwortete sehr klüglich: der Reisende komme in die Hölle, werde verdammt, ob er ein paar Hühner mehr oder weniger esse, er möge solche nur geben.»³⁹

Über den russischen Volkshelden Alexander Wassiljewitsch Suworow (1729–1800), der 1799 die Franzosen aus Oberitalien vertrieb und im Winter den Gotthard-Pass überquerte, berichtet Freyenmuth: «Der Generalfeldmarschall Suworow war ein sehr starker Esser und schadete durch zu viel Nahrungsmittel seiner Gesundheit. Er gab, um dies zu vermindern, seinem Leibarzt den Auftrag, ihn, falls er ein benötigtes Quantum zu essen überschreiten wolle, daran zu verhindern [hindern] –: was oft geschah: über dergleichen Befehle soll Suworow oft gestutzt und den Arzt angefahren haben: Wer ihn zu solchem Benehmen bevollmächtigt oder auf wessen Order er dies tut. «Par l'ordre du général maréchal Suworow» –: Dann antwortete er [Suworow]: «Si il [sic?] a dit, il faut obéir.»⁴⁰

Was heutzutage, im Zeitalter multikultureller Verflechtung, kaum Aufsehen erregt, war damals eine Sensation, zumal der «Fremdling», der plötzlich in der Kantonshauptstadt auftauchte, aus dem osmanischen Reich stammte: «Ein Türke, der in der Schweiz reist, er soll aus Egypten [sic] sein, befand sich am 4ten einige Stunden hier. Man hat demselben politische Zwecke beigelegt, allein Personen, die ihn näher kennen, sagen, dass er wohl nur um zu reisen, wohl zu leben und Mädchen zu sehen, da sei.»⁴¹

1820 besuchte Freyenmuth Johann Caspar Horner (1774–1834) in Zürich. Horner, ein bekannter Physiker und Astronom, wirkte als Professor am Carolinum und war Präsident der Naturforschenden Gesellschaft. In Russland hatte er es zum Hofrat gebracht.⁴² Freyenmuth schreibt ins Tagebuch: «Bei Herrn Horner, Hofrat und Professor, sahen mehrere interessante

Gegenstände. Er hat eine Art sehr einfacher camera lucida [...]: er hat eine Menge aller Art Gegenstände, so er ab [von] seiner Reise um die Welt [1803 bis 1808 Weltumseglung mit Adam Johann von Krusenstern] mitgebracht hat: von denen ich auch das Modell eines Frauenzimmerfusses aus China bemerkte: wie sie durch Binden und Schnüren verkrüppelt werden –: mit Mühe können die Frauenzimmer auf den Versen gehen. Die Nägel der grossen Zehen macht [machen] die Spitze des Fusses aus: die andern Zehen werden unter den Fuss gebunden. [...]. Herr Horner ist ein sehr humaner Mann, anspruchslos, gefällig und scheint tiefe Kenntnisse zu besitzen, mit denen er freilich nicht zu glänzen versucht.»⁴³

Zur Vergütung von Hagelschäden überliefert Freyenmuth eine Anekdote, die auf eine Brandassekuranzsitzung von 1824 zurück geht: «Der Pfarrer Ammann von Sulgen [Johann Konrad, 1791–1871] machte [über die Verwüstungen durch Hagel und mögliche Verhinderungsmittel] den folgenden witzigen Einfall: nachdem einerseits behauptet worden, dass die im Lemman [Genf] oder im Kanton Vaud bereits vielfältig eingeführten Hagelableiter ein sicheres Verhütungsmittel seien und nun noch [weitere] Verhütungsmittel eingeführt werden, so sei zu erwarten: dass, wenn der liebe Gott sehe, dass das Verhageln nichts diene, so werde er es aufgeben als zu nichts dienlich.»⁴⁴ – Freyenmuths Kommentar: «Das Eigentliche dieses Einfalls hat das Lächerliche, dass die Ohnmacht der Menschen in eine Parallele mit der Allmacht Gottes gestellt wird.»⁴⁵

39 StATG 8'602'14, 2/7: Tb, 10.9.1818.

40 StATG 8'602'17, 2/19: Tb, 29.12.1832.

41 StATG 8'602'14, 2/6: Tb, 6.2.1818.

42 Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz, Bd. IV, Neuenburg 1927.

43 StATG 8'602'14, 2/8: Tb, 18.2.1820.

44 StATG 8'602'15, 2/12: Tb, 26.8.1825.

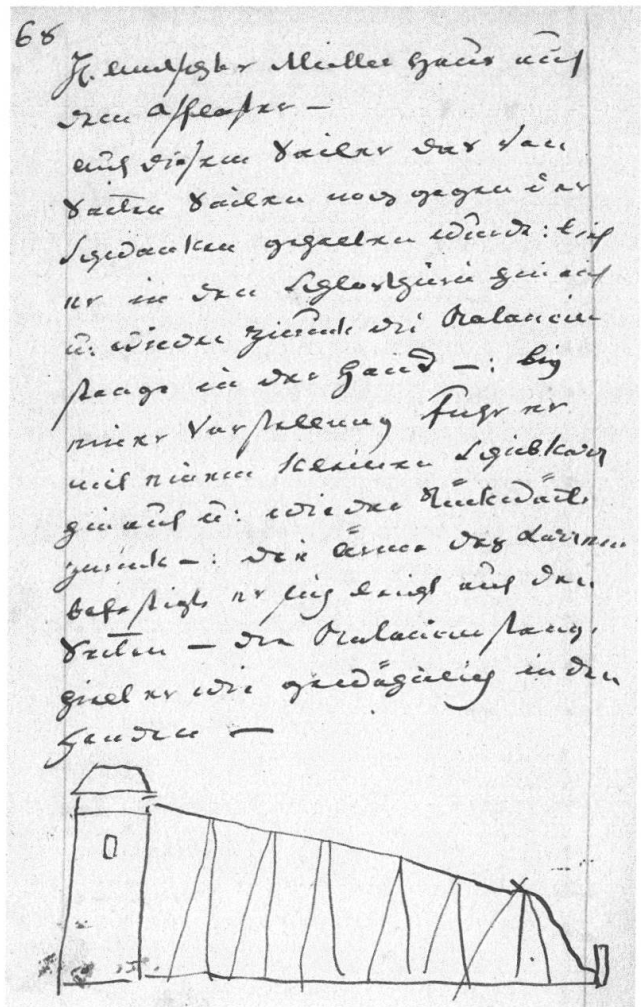
45 StATG 8'602'15, 2/12: Tb, 26.8.1825.

Abb. 4: Am 5. August 1833 beschrieb Johann Conrad Freyenmuth in seinem Tagebuch, wie ein Seiltänzer der Familie Knie zur Unterhaltung der Frauenfelder Bevölkerung waghalsig über ein Seil balancierte, das am Schlossturm befestigt war.

Was Freyenmuth 1831 aus Hüttlingen berichtet wurde, bestätigte ihn in seiner Überzeugung, die evangelischen Pfarrer, welche die Regenerationsbewegung unterstützten, seien sittlich verroht: «Man fand es bei der Kreisversammlung [Grossratswahlen nach neuem Modus] sehr unanständig, dass der Pfarrer Mesmer [Johannes, 1790–1862] mit der Tabakpfeife im Mund rauchend während der Wahlen um den Taufstein umher spazierte; zwar aus Ärger sollen dann viele andere die Pfeife aus der Tasche genommen haben und auch zu rauchen angefangen haben.»⁴⁶

Am 5. August 1833 notierte Freyenmuth im Tagebuch eine Begebenheit, die wir als kleinen Beitrag zur Kenntnis der städtischen Freizeitkultur und zur Geschichte der Dynastie Knie anführen: «Seit dem 3ten bis den 7ten war ein Seiltänzer mit Familie hier [in Frauenfeld] u[nd] machte vier Vorstellungen, die die Zuschauer ganz befriedigten. Er hiess Knie und sei aus Erfurt –: ein starker sehr gut gebauter Mann von circa 30 Jahren. Sein Hauptgehülfe heisse Traber, ein ganz junger, noch nicht 20jähriger Mensch. Knie tanzt vortrefflich auf dem Seile und macht Übungen ohne Balancierstangen auf dem Seil, die bewunderungswürdig sind. – Was wir aber noch nie gesehen haben, besteht darin – ein Seil oder Tau wurde oben am Schlossturm, wo man herausschiesst, befestigt. Das andere aber bei des H[errn] [...] Müller Haus [...]. Auf diesem Seile, das von sechs Seilen noch gegen das Schwanken gehalten wurde, lief er in den Schlossturm hinauf und wieder zurück, die Balancierstange in der Hand –: bei einer Vorstellung fuhr er mit einem kleinen Schiebkarren hinauf und wieder rückwärts zurück –: die Ärm[e] [sic] des Karren befestigte er sich leicht auf den Seilen – die Balancierstange hielt er wie gewöhnlich in den Händen.»⁴⁷

1839 beteiligte sich Freyenmuth im Frauenfelder Kurzdorf persönlich an der Bekämpfung eines Gross-



46 StATG 8'602'16, 2/18: Tb, 14.5.1831.

47 StATG 8'602'17, 2/20: Tb, 5.8.1833. Das Tagebuch enthält eine entsprechende Skizze. – Friedrich Knie (1784–1850), der ursprünglich tatsächlich aus Erfurt stammte, hatte sein Medizinstudium 1803 abgebrochen, um sich einer Seiltänzertruppe anzuschliessen. Das war der Beginn der Zirkus-Dynastie Knie. Die Familie arbeitete oft mit anderen Familien zusammen, so auch mit der ebenfalls aus Deutschland stammenden Familie Traber, deren Seiltänzerwurzeln bis ins 18. Jh. zurück reichen. – Rudolf Knie, der älteste Sohn Friedrichs, wurde 1808 geboren. Wahrscheinlich war er (oder sein Vater?) der Seiltänzer von Frauenfeld. Zur Geschichte der Familien Knie und Traber vgl. www.knie.ch: «In Kürze die Geschichte der Dynastie Knie.»

brandes. Über die mangelnde Kompetenz der Feuerwehrleute schrieb er: «Ich war auf dem Platze und tat zum Leiten der Löschanstalten, was mir möglich war. Die Schlauchführer fand ich sehr übel unterrichtet, da sie immer in starkes Feuer fruchtlos hineinspritzen wollten, statt das nächste und gefährlichste Feuer zu löschen und überhaupt alles Wasser mit Erfolg zu verwenden. Dann wollte man ein benachbartes ganz ausser Gefahr stehendes Haus mit Spritzen ertränken und so auf die nutzloseste Weise beschädigen. Eine Menge unnützer Zuschauer stand herum, während mehrere gut aufgestellte Spritzen nicht mit Wasser bedient wurden.»⁴⁸

48 StATG 8'602'18, 2/24: Tb, 17.10.1839.

4 Bäuerliche Welt: Herkunft, Musterbauer, Schuldbauern

Der Thurgau war im ausgehenden 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch kaum industrialisiert. Eine Übersicht über Gewerbe und Handel, die der thurgauische Geschichtsschreiber Johann Adam Pupikofer 1837 zusammengestellt hat, zeigt, dass es damals im Gebiet von Murg, Lützelburg und Lauche, nämlich in Frauenfeld, Aadorf, Lommis, Münchwilen und Wängi, sechs Baumwollspinnereien und Webereien mit insgesamt 435 Arbeitern gab.¹ Ausserdem können einige grössere Färbereien und Kattundruckereien, zum Beispiel in Islikon, Frauenfeld und Arbon, als Industriebetriebe betrachtet werden. Im Bereich der Maschinenindustrie gab es 1837 nur einen Ansatzpunkt, der aber später wieder verschwand: die mechanische Werkstätte der Baumwollspinnerei Wängi, die etwa hundert Arbeiter beschäftigte. Eine gewisse Rolle spielte schliesslich die Walzmühle in Frauenfeld (zu deren Förderern Johann Conrad Freyenmuth gehörte), die erste maschinell betriebene Mühle im Thurgau.² Alle übrigen Etablissements waren weniger Fabriken als Gewerbebetriebe, so auch das alte und bedeutende Leinwandgewerbe, das in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch als Handwerk betrieben wurde, da sich der Eintritt ins Industriezeitalter infolge technischer Schwierigkeiten bei der maschinellen Herstellung verzögerte. Man kann zusammenfassend und etwas vereinfacht sagen, dass sich zur Zeit des Erscheinens von Pupikofers Buch erst im Baumwollsektor und bei den Färbereien industrielle Ansätze zeigten.

Freyenmuth verfolgte sie mit Interesse, wobei er sein Augenmerk vor allem auf die technische Seite der Neuerungen richtete. Die damit einhergehenden sozioökonomischen Auswirkungen fasste er ausgesprochen einseitig auf; seine diesbezüglichen Bemerkungen tragen die markante Handschrift des besitzenden Bürgertums, das auf die Wahrung und Mehrung des Eigentums bedacht war. – Freyenmuth verstand das Schlagwort *Egalité*, das er in der zweiten Phase der Französischen Revolution in Paris kennen

lernte, zu keiner Zeit sozial. Der Sansculottismus unter Robespierre träumte von einer Nation kleiner Eigentümer nach dem Motto: «Sind alle Menschen gleich, herrscht eitel Glück im Reich.» Dem hält Freyenmuth 1830 in seinem Tagebuch die Feststellung entgegen: «Gleichheit der Güter kann nicht stattfinden, so wenig als gleiche Talente, gleiche Bildung bei der Volksklasse gefunden werden. Die Aristokratie des Vermögens gewährt Sicherheit; bei der Klasse, so kein Vermögen hat, ist auch keine Garantie für die Ordnung und Sicherheit.»³

Von seinem ausgeprägten Eigentums-, Ordnungs- und Sicherheitsstandpunkt aus schreibt Freyenmuth weiter: «Der Fabrikverdienst pflanzt eine Masse von Bevölkerung, die keine Vorräte sammelt – dies sind Proletaires, die anfänglich wenig oder nichts zu bedeuten haben, die aber allmählich sich so vermehren können, dass sie grosse Besorgnisse einflössen müssen und allmählich die Sicherheit des Eigentums gefährden. – So ändert sich alles: einst hielt man die Zunahme der Bevölkerung für ein Glück des Staates; jetzt muss sie grosse Besorgnis einflössen.»⁴

Diese einseitige Sichtweise erinnert an den Titel einer Schrift, die der Arboner Unternehmer Johann Heinrich Mayr (1768–1838) 1817 veröffentlichte: «Englands Industrie und die mechanischen Erfindungen sind das Verderben des festen Landes. Dargestellt zur Beherzigung für die Mächtigen und Reichen wegen der verdienstlosen Armen».

Bezeichnenderweise zieht Freyenmuth in seinen Analysen der aufkommenden Industrialisierung die Möglichkeit von Sozialreformen zur Verbesserung der Lage der arbeitenden Klasse überhaupt nicht in Betracht. Dies übrigens zu einer Zeit, als der visionäre englische Textilfabrikant Robert Owen (1771–1858)

1 Pupikofer, Thurgau statistisch, S. 98–103.

2 Vgl. Rutz, Walzmühle.

3 StATG 8'602'16, 2/17: Tb, 9.11.1830.

4 StATG 8'602'17, 2/19: Tb, 26.9.1832.

deren Notwendigkeit längst erkannt und zukunftsgerichtete Massnahmen (Lohnerhöhungen, Fabrikwohnungen, Konsumgenossenschaften für Arbeiter, Beschränkung der Arbeitszeiten, Kranken- und Altersversicherung) ergriffen hatte.

Auch im Thurgau gab es zur Zeit Freyenmuths schon einzelne weitblickende Fabrikanten, die sahen, dass sich die im Gefolge des Industrialisierungsprozesses entstehenden Probleme letztlich nur durch eine «soziale Anwendung» der Maschine lösen liessen. Etwa Bernhard Greuter (1745–1822), den Freyenmuth kannte und auf den die Krankenkasse der Greuterschen Fabrik Islikon zurückgeht. Die erste thurgauische Fabrikordnung von 1815 (Freyenmuth sass damals im Grossen und im Kleinen Rat) ist dagegen noch weit von einer angemessenen staatlichen Sozialpolitik entfernt, da sie im Wesentlichen nur die Kinderarbeit auf zwölf bis vierzehn Stunden (!) beschränkte. Dem ist allerdings beizufügen, dass die negativen Auswirkungen im Thurgau, der geringen Industrialisierung entsprechend, weniger hervortraten als in den grossen Ballungszentren.

In Freyenmuths Kindheit und Jugend stand also die Landwirtschaft als Haupterwerb im Vordergrund, auch in Wigoltingen, wo keine bedeutende industrielle oder gewerbliche Fertigung existierte. Zwar gab es die Heimarbeit – das Spinnen und Weben –, aber erst nach 1798, also nach Freyenmuths jungen Jahren, fand eine wachsende Zahl von Bauern in Industrie und Gewerbe einen Nebenverdienst, auf den sie, wie Freyenmuth erkannte, infolge der zunehmenden Verschuldung des Bauernstandes angewiesen waren. Dass die Verschuldungsproblematik in seiner Kindheits- und Jugendzeit weniger deutlich war, hat Freyenmuth stark geprägt. Zwar waren die Bauern vor 1798 vielfach Lehensleute, die kein eigenes Land bewirtschafteten, jedoch fanden sie dabei offenbar mehr oder weniger ihr Auskommen und hatten keine Schuldenlasten. Und es gab durchaus auch begüterte Bauern, die dank ihrem Landbesitz zur ländlichen Elite gehörten.

In der Landwirtschaft dominierte der Ackerbau. Die viel Platz brauchende Viehwirtschaft war wenig entwickelt. Im Durchschnitt gab es pro Landwirtschaftsbetrieb noch bis 1834 nur eine Kuh und bis zu zwei Ochsen oder Rinder.⁵ Die allmählich einsetzende und sich entwickelnde Befreiung von alten Lasten und Abhängigkeitsverhältnissen hatte ihren Preis: Die Bauern mussten sich loskaufen. Ratsschreiber Hans Ulrich Kesselring kommentierte die Zehntenablösung im Weinfelder Ratsprotokoll 1804 mit der Feststellung: «Nur für die wenigen reichen Bauern wünschbar, für die verschuldeten Bauern in mancher Gemeinde unerschwinglich. Der Reiche konnte sich Güter kaufen, der Arme musste seinen Hof verlassen.»⁶

Nebenbei sei bemerkt, dass die alte Tradition der Abgabe des Zehnten vom Korn in symbolischer Form weiter lebte: «Damals pflegten manche Garbenbinde je die zehnte Garbe aufrecht, die Ähren nach oben zu stellen, während die übrigen gelegt wurden. Es war das eine alte Angewohnung aus der Zeit, da der Landmann in der Ernte seinem Zehntherrn den Zehnten in natura geben musste; derselbe war ursprünglich für die Bedürfnisse der Kirche im Dorfe und ihrer Diener und zu Armenzwecken bestimmt, im Laufe der Zeit aber seinem Zwecke entfremdet und durch das Lehenswesen in unrichtige Hände gebracht worden. Da kam dann in der Ernte der Mesmer, der Vogt oder Verwalter mit einem Wagen aufs Feld und lud die Zehntgarben auf.»⁷

Was Verbesserungen von Anbauverfahren und die Mechanisierung betrifft, so war Johann Conrad Freyenmuths Kindheit und Jugend eher eine Zeit des Stillstands. Dies änderte sich erst im 19. Jahrhundert, als verbesserte Anbauverfahren, praktischere Geräte, z. B. die Drillmaschine und leichtere, handlichere

5 Brugger, Thurgauische Landwirtschaft (1935), S. 11.

6 Zit. nach: Soland, Vorfahren, S. 23.

7 Thalmann, Landleben, S. 107–108.

Pflüge in Gebrauch kamen. In diesen Bereichen wirkte Johann Conrad Freyenmuth als Pionier. Auch hier gilt indessen, dass die genannten Fortschritte in erster Linie jenen Bauern zugute kamen, die sie sich leisten konnten. Zwar wurde im Schoss der Gemeinnützigen Gesellschaft manches, die Hebung der Landwirtschaft Betreffendes diskutiert, die praktische Wirksamkeit dieser Vereinigung von Pfarrern, Ärzten und Staatsdienern darf aber nicht überschätzt werden. Johann Conrad Freyenmuth bemerkt 1830 in seinem Tagebuch etwas resigniert: «Bisher hat sich die Gesellschaft am Leben erhalten, allein wir zählen doch wenig arbeitende Mitglieder, und unser Einfluss hat sich noch nicht weit verbreitet. Doch ist die Sparkasse ihr Werk und sie hat auch einiges Verdienst zur Verbreitung der Ansichten über das Erziehungswesen, die Anregung einer Spitalanstalt. Und dass sie etwas Weniges zur Bildung eines Gemeingeistes beitragen mag.»⁸

Bei der konservativen Mentalität der Landbevölkerung hatten es Neuerungen nicht leicht. Johann Heinrich Thalmann zitiert in seinen kulturgeschichtlich wertvollen Erinnerungen den im Thurgau des 19. Jahrhunderts – und sicherlich auch anderswo – weit verbreiteten Satz: «Grossvater und Vater haben es auch so gemacht und sind doch durch die Welt gekommen.»⁹

Wichtiger als die Gemeinnützige Gesellschaft waren der 1835 gegründete Landwirtschaftliche Kantonalverein und die 1839 in Kreuzlingen entstandene landwirtschaftliche Schule, die erste ihrer Art in der Schweiz. Erst jetzt erlangten leistungsfähigere Geräte und verbesserte Anbaumethoden eine gewisse Breitenwirkung.¹⁰ Es reichte eben nicht, wenn man, wie Johann Conrad Freyenmuth, auf dem eigenen Mustergut den belgischen Pflug (Brabanter Pflug) ausprobierte und in der Gemeinnützigen Gesellschaft Vorträge hielt; die Bauern mussten gezielt an die technischen Neuerungen herangeführt werden, was Johannes Wellauer, der erste Direktor der

landwirtschaftlichen Schule in Kreuzlingen, und Heinrich Imthurn, Verwalter von Schloss Castell, durch öffentliche Vorführung neuer Geräte erfolgreich praktizierten.¹¹ Zudem mussten weniger bemittelte Landwirte auch finanziell in die Lage versetzt werden, von den technischen Neuerungen zu profitieren. So wurde 1843, im Todesjahr Freyenmuths, in Tägerwilten auf Anregung Imthurns eine «Aktiengesellschaft zur Anschaffung von verbesserten landwirtschaftlichen Geräten» gegründet, eine Genossenschaft, die ihren Aktionären oder Genossenschaftlern neue Pflüge, Eggen, Sämaschinen und Pferdehacken zur Verfügung stellte. Diesem wirkungsvollen Beispiel folgten weitere Gemeinden.¹² – Johann Conrad Freyenmuth besass zwar eine glänzende Wahrnehmungs- und Experimentierfähigkeit, seine Einsichten und Errungenschaften blieben indessen auf einen elitären Kreis beschränkt.

Keine andere Lebenswelt hat Johann Conrad Freyenmuth so nachhaltig geprägt wie die bäuerliche, in die er hineingeboren wurde. Es ist die Welt eines thurgauischen Durchschnittsdorfes, eine Welt, die sich ihm aufgrund einer ungetrübten Kindheit später geradezu verklärte und die durchaus vorhandene Defizite wie die herrschende Untertänigkeit und Abhängigkeit in einem eher milden Licht erscheinen liess. Es war eine enge, weitgehend in sich geschlossene Welt. Aus ihr vermochte sich nur zu lösen, wer zur vermögenden Oberschicht gehörte (die Ausbildung nachgeborener Söhne war kostspielig!) und – wie die Familie Freyenmuth – über ein Beziehungsgeflecht verfügte, welches über das Dorf hinaus reichte.

8 StATG 8'602'16, 2/17: Tb, 19.5.1830.

9 Thalmann, Landleben, S. 96.

10 Brugger, Thurgauische Landwirtschaft (1935), S. 16.

11 Brugger, Thurgauische Landwirtschaft (1935), S. 16.

12 Brugger, Thurgauische Landwirtschaft (1935), S. 16.

4.1 Von Wigoltingen nach Paris¹³

Wigoltingen, wo Johann Conrad Freyenmuth am 23. November 1775 geboren wurde, war ein mittelgrosses Dorf von etwa dreihundert Seelen (Ortsgemeinde), eingebettet in eine ländliche Idylle. Der Kirchturm thront auf einer dem Seerücken vorgelagerten Moränenkanzel; wer ihn besteigt, geniesst einen herrlichen Blick ins Thurtal, auf satte Wiesen, Wälder und Kornfelder. Fast könnte man glauben, die zweite Strophe des Thurgauerliedes von Johann Ulrich Bornhauser (1825–1848) sei von hier aus gedichtet worden: «O Land, das der Thurstrom sich windend durchfliesst, / Dem herrlich der Obstbaum, der Weinstock entspriesst! / O Land mit den schmelzenden Wiesen besät, / Wo lieblich das Kornfeld der Abendwind bläht.» – Der aus Engwang, einem Weiler in der Nähe von Wigoltingen stammende Johann Heinrich Thalmann schrieb in seinen Erinnerungen an die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts: «Ich erinnere mich noch gut, mit welcher Freude ich das grosse Breitfeld zwischen Wigoltingen und Märstetten betrachtete, wenn ein leichter Wind über die lichtgrünen Halme wehte und diese in langen Wellenlinien auf- und abwogten.»¹⁴

In dieser idyllischen Umgebung ist Johann Conrad Freyenmuth aufgewachsen. 1830 wird er schreiben: «Das Thurgau steht zwar im Rufe einer schönen und fruchtbaren Landschaft: in der Tat, ein grosser Teil seiner Gegenden bietet einen malerischen Anblick dar. Dörfer und Weiler, von starkem Baumwachs umschattet, wechseln in den Tälern, an den Abhängen und auf den Rücken der wenig hohen Gebirgszüge, welche es durchschneiden: überall hat der Fleiss seiner Bewohner den Boden urbar gemacht [...].»¹⁵

Was hat es mit dem einschränkenden Wort «zwar», das die fast poetische Färbung dieser Sätze trübt, für eine Bewandnis? – Freyenmuth sah «zwar» die Schönheit der Landschaft, aber er erkannte auch

– in Ansätzen wohl schon in Wigoltingen – die im Kontrast zum Idyll stehenden Sorgen und Nöte des Bauernstandes: ungünstige Bodenbeschaffenheit, Erträge, die kaum über den Eigenbedarf hinaus gehen, Preisschwankungen, die Unbill der Witterung, finanzielle Lasten und schlimme Krankheiten. Als Freyenmuth 1795 nach Paris reiste, brach in Wigoltingen eine verheerende Ruhr- und Pockenepidemie aus, der mehr als hundertfünfzig Menschen, die meisten davon Kinder, zum Opfer fielen.¹⁶ Diese Tragödie, über welche die Mutter dem Sohn brieflich berichtet haben dürfte, wird ihn in seinem Wunsch, als Arzt in die Fussstapfen des Onkels zu treten, bestärkt haben.

1838 schrieb Freyenmuth ins Tagebuch: «Unser Boden ist zwar durchgehends kulturfähig, allein an sich doch nicht fruchtbar und die Verbesserung zu kostspielig und schwierig. Die Berghöhen und Abhänge sind meistens schwerer, kein Wasser durchlassender kalter Tonboden, und das Thurtal besteht aus Sand und Kies, allzu sehr Wasser durchlassend und nur sehr schwierig in guten Kulturzustand zu setzen, da es an Futterbau fehlt.»¹⁷ – Umso beeindruckender musste auf Freyenmuth die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens wirken, die er 1825 auf einer Reise durch Oberitalien bestaunen konnte.¹⁸

Die ungünstige Bodenbeschaffenheit erschwerte im Thurgau den Ackerbau, zum Beispiel das

13 Da in Freyenmuths Nachlass Zeugnisse aus seiner Jugendzeit weitgehend fehlen (auch im Tagebuch macht er nur selten Rückblicke), sind wir im Folgenden vor allem auf Johann Heinrich Thalmanns 1905 erschienene Arbeit «Das Landleben im mittleren Thurgau während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts» und auf Gottlieb Amsteins Geschichte von Wigoltingen angewiesen.

14 Thalmann, Landleben, S. 105.

15 Freyenmuth, Beytrag, S. 5.

16 Amstein, Wigoltingen, S. 301.

17 StATG 8'602'18, 2/24: Tb, 31.12.1838.

18 Vgl. Kapitel «Reisewelten».

Gedeihen des Roggens und des Klees. Der Boden ist das wichtigste landwirtschaftliche Produktionsmittel. Ihm müssen die Bauern ihre Erträge abringen. Sie sind abhängig von einer oft launischen Witterung. – Thur, Murg und Sitter waren wenig verbaut, traten immer wieder über die Ufer und verheerten das Land. In Wigoltingen und seiner engeren Umgebung erlebte der junge Freyenmuth, wie Thur und Kemmenbach bei Unwettern anschwellen, Wuhre wegrissen und Felder verwüsteten. Später wird die Wasserlaufkorrektur zu einer seiner wichtigsten Tätigkeiten als Regierungsrat werden.

Die Bauern waren erheblichen Ernte- und damit zusammenhängenden Preisschwankungen ausgesetzt. Viehwirtschaft und Obstbau waren – im Gegensatz zum Ackerbau – wenig entwickelt. Es gab in Freyenmuths Jugendzeit im mittleren Thurgau noch keine Käsereien, weder Milch noch Obst wurde in die Städte transportiert.¹⁹ Die wenigen für den Güteraustausch wichtigen Strassen waren in äusserst schlechtem Zustand. Wenn der Wigoltinger Pfarrer Johann Heinrich Kilchsperger (1731–1815) oder andere seiner evangelischen Kollegen nach Zürich an die Synode reisten, sollen sie, als hätten sie eine Heldenfahrt mit ungewissem Ausgang vor sich, eine Abschiedspredigt gehalten und nach der allein Gott zu verdankenden glücklichen Rückkehr von den überwundenen Strapazen erzählt haben.²⁰

Gottlieb Amstein, einer von Kilchspergers Nachfolgern, schildert die Misere im Strassenwesen folgendermassen: «Beladene Wagen, die von Weinfeldern nach Frauenfeld führen, waren auf den Weg über die Felder nach Wigoltingen angewiesen. Von Strassen im heutigen Sinne des Wortes konnte überhaupt nicht gesprochen werden; es waren nur aneinanderhängende Bruchstücke von Fusswegen und Fahrsträsschen, die sich in mäandrischen Zickzacklinien und Krümmungen von Dorf zu Dorf zogen, und deren Hauptrichtung hin und wieder durch einen Hohlweg, eine Bachrunse, hie und da auch durch ei-

nen Knüppeldamm, in den Dörfern, wo der Kot am unergründlichsten war, mitunter auch durch Lagen faulenden Reisigs bezeichnet war.»²¹ – Angesichts solcher Verhältnisse ist es kaum verwunderlich, dass Freyenmuth als Regierungsrat im Strassenbau einen Sprung nach vorn machen wollte!

Zu diesen die Landwirtschaft belastenden Zuständen kamen weitere: Es gab nur wenige Grossbetriebe, die Felder waren stark parzelliert. Die grosse Zahl der Kleinbetriebe mit geringem Ertrag verringerte sich erst mit der zunehmenden Industrialisierung. Vor allem in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts nahm die Verschuldung des Bauernstandes zu, was Freyenmuth mit grosser Besorgnis registrierte. Hans Brugger, der beste Kenner der thurgauischen Landwirtschaftsgeschichte, spricht im Hinblick auf jenes Dezennium von einer schweren Agrarkrise mit Preisbrüchen und galoppierender Verschuldung.²² Dass es sich dabei nicht um ein kurzfristiges Phänomen handelt, geht aus einem Tagebucheintrag Freyenmuths aus dem Jahr 1838 hervor, in dem er feststellt, der Thurgau sei «ein eigentümliches Ländchen», da zwei Drittel des Bodens verschuldet seien und die Schuldzinsen an benachbarte Städte fliessen.²³

Eine Schattenseite des dörflichen Lebens, die zur Zeit von Freyenmuths Kindheit und Jugend und darüber hinaus existierte, war schliesslich das Betteln, mit dem wir uns im Kapitel «Hungersnot und chronische Armut» eingehender beschäftigen. Bei Johann Heinrich Thalmann lesen wir: «Arg war es damals mit dem Bettel; aber die Gemeinden leisteten auch für die Armen damals weit weniger als jetzt [1905], so dass manche von ihnen sich genötigt sahen, zu betteln, wenn sie nicht hungern wollten.»²⁴

19 Thalmann, Landleben, S. 100.

20 Amstein, Wigoltingen, S. 298.

21 Amstein, Wigoltingen, S. 298.

22 Brugger, Landwirtschaft (1971), S. 100.

23 StATG 8'602'18, 2/24: Tb, 31.12.1838.

24 Thalmann, Landleben, S. 80.

Thalmann berichtet vom «Ährenbrot», das auf Rechnung eines Gemeindefonds oder von Reichen ausgeteilt wurde. Empfänger waren die Armen, die auf den Feldern für den eigenen Bedarf Ähren gelesen hatten. «So erschienen in Wigoltingen auf das Mittagläuten 40–50 Kinder und Frauen vor dem Gemeindehause, wurden dort in Reih und Glied aufgestellt, und schlag elf Uhr begann die Austeilung des Brotes. [...] Auf diese Weise konnte eine Familie mit mehreren Ährenlesern über die Erntezeit zu mehr als genügendem Vorrat an Brot gelangen.»²⁵ Auch an Neujahrstagen erhielten die Armen von Wigoltingen Brotlaibe, die nach dem Gottesdienst verteilt wurden.²⁶

Als Johann Conrad Freyenmuth heranwuchs, wurde das Armen- und Bettelproblem in Wigoltingen von Dorfpfarrer Kilchsperger in neue Bahnen gelenkt. Kilchsperger gab den Anstoss zu einer Neuordnung, die den Armen der Gemeinde das Betteln auswärts und in Wigoltingen untersagte. Künftig sollte der Armenpfleger den Bedürftigen wöchentlich Geld verteilen, das aus freiwilligen Spenden zusammengekommen war. Daneben blieben die traditionellen Liebesgaben des Ernte- und Neujahrsbrotes bestehen.²⁷

Diese Neuordnung des Wigoltinger Armenwesens scheint sich mehr oder weniger bewährt zu haben. Es war aber nur der berühmte Tropfen auf den heissen Stein; eine umfassende kantonale Armenordnung fehlte. In der Hungerzeit von 1816/17 – Freyenmuth sass längst in der Regierung – erhielt das Bettelwesen dann eine völlig neue Dimension. Wir haben es schon im chronologischen Abriss erwähnt und werden es später weiter ausführen, dass Freyenmuth und seine Regierungskollegen mehr auf Repression als auf ausreichende Hilfeleistung und Prävention setzten.

Freyenmuth hatte das Glück, in die dörfliche Oberschicht hineingeboren worden zu sein. Gottlieb Amstein schreibt in seiner Wigoltinger Geschichte:

«Dennoch gab es fast in jedem Dorfe einzelne Familien, welche auf dem Wege der Einfachheit, der Sparsamkeit und fleissigen Arbeit, gepaart mit Klugheit und Geschick, zu einem erheblichen Wohlstand gelangt waren.»²⁸ – Johann Conrads Vater Martin Freyenmuth, an dessen Tisch immerhin vier Kinder sass, gehörte zu den grossen Bauern des Dorfes, seine Familie seit Generationen zur Honoratiorenschicht. Als Wigoltingen 1704 ein neues Gemeindehaus und darin ein Zimmer mit gemalten Scheiben erhielt, befand sich auch die Familie Freyenmuth unter den verewigten Donatoren.²⁹

Das darf uns nicht darüber hinwegtäuschen, dass die begüterte Familie Freyenmuth einen äusserst sorgsamem Umgang mit Geld pflegte. Sparsamkeit galt, wie Fleiss und Frömmigkeit, als Kardinaltugend. Johann Conrad hat sie wie keine andere in sich aufgenommen. Als er in Paris studierte, berichtete er nach Wigoltingen, wie haushälterisch er mit dem knapp bemessenen Geld aus den Händen der Mutter umgehe: «So habe ich gestern nachts für zwei Tage herrliche Apfelkuchlein gemacht; Apfelmus koche ich auch recht gut; Eiersuppe besser als ihr glauben mögt usw. Wenn es auch das erste Mal nicht recht gerät, so macht man es das zweite Mal besser. In allem kommt uns [Freyenmuth wohnte mit einem Freund zusammen] unser Hauswesen nur halb so hoch als wenn wir ausser dem Hause speisen.»³⁰

In seiner Wigoltinger Kindheit dürfte Johann Conrad Freyenmuth kaum je Mangel erlebt haben. Wohlhabende Bauern schlachteten im Winter Schweine, vielleicht auch ein Rind, und waren stolz

25 Thalmann, Landleben, S. 81.

26 Thalmann, Landleben, S. 78.

27 Amstein, Wigoltingen, S. 264–268. Über das Armenwesen im 19. Jh. vgl. Düssli, Armenwesen.

28 Amstein, Wigoltingen, S. 302.

29 Amstein, Wigoltingen, S. 295–296.

30 Zit. nach: Pupikofer, Lebensabriss, S. 8.

darauf, «recht hohen Speck ins Kamin hängen zu können».³¹ An Sonntagen gab es in gehobenen ländlichen Haushalten Fleisch und Gemüse. Ob in jener Zeit in Wigoltingen schon Kartoffeln angebaut wurden, wissen wir nicht. Als sie in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts aufkamen, wurden sie mit der Zeit zur Hauptnahrung der ärmeren Leute. Im fraglichen letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts dominierten – werktags selbst in besser gestellten ländlichen Haushalten – noch Getreideprodukte: «In meiner Jugendzeit», berichtet Thalmann, «kam im bäuerlichen Haushalt noch jeden Morgen das Habermus auf den Tisch; höchstens an Sonntagen gab es Kaffee. [...] Oft war das Habermus so dick eingekocht, dass, wie man dann sagte, ‚die Katze hätte darauf schlafen können.‘ In diesem Falle wurde es mit zugeschütteter Milch verdünnt; oft ward es auch mit Milch aufgekocht, besonders für Kinder. Die Köchin durfte aber nicht vergessen, heisse Butter darauf zu giessen, sonst war man mit ihr nicht zufrieden. Mitunter wurden auch in Butter geschmorte kleine Brotbrocken (mit dem Brotmesser geschnittene Brotwürfel) auf das Mus getan. Das Habermus kam jedoch nicht bloss zum Frühstück, sondern sehr oft auch zum Nachtessen auf den Tisch.»³²

Als «coq de village» trug «Fähndrich» Martin Freyenmuth am Sonntag wahrscheinlich Kleider aus feinerem Tuch. Die an Werktagen getragene strapazierfähige Zwilchkleidung der Bauern bestand aus selbst gesponnenen und gefertigten Geweben aus Hanf und Flachs, mit deren Anbau und Produktion sich Johann Conrad Freyenmuth später in Vorträgen und schriftlichen Ausführungen befassen wird.³³ – 1830 bemerkt er, bei der Kleidung der Bauern habe in den letzten Jahrzehnten der Luxus überhand genommen: «Man kleidet sich besser als ehevor, schafft sich Bequemlichkeiten und Genüsse, die früher nicht bekannt waren, und so wird oft das, was als Sparpfennig zurück gelegt werden sollte, durchgebracht [...]».³⁴

Was Freyenmuths Kleidergewohnheiten betrifft, erfahren wir von Zeitgenossen, dass er sich auch als Magistratsperson sehr schlicht kleidete, während Regierungsrat Morell stets feine Stoffe und gepudertes, zu einem Zopf gebundenes Haar trug. In den Ratsitzungen musste sich Freyenmuth allerdings an die Kleiderordnung halten, die der Kleine Rat 1803 folgendermassen geregelt hatte: «Die Amtskleidung für den Kleinen Rat ist ganz von schwarzer Farbe, der Kragen des Rocks, und die Aufschläge der Ärmel erhalten in einer einfachen Stickerei von schwarzer Seide eine Kette von Eichenlaub in einer Einfassung von gleicher Seide.»³⁵

Dass Erwachsene die Zustände, die früher herrschten, verklären, ist ein bekanntes Phänomen. Freyenmuth glaubte nach 1830, die «Liederlichkeit» habe im Vergleich mit früheren Zeiten nicht nur in der Bekleidung, sondern ganz allgemein zugenommen. Er führte dies unter anderem auf die Zunahme der Wirtschaften und den Konsum alkoholischer Getränke zurück: «Übrigens ist in einem Land, das einen so grossen Überfluss an geistigem Getränk hervorbringt, wie dem Thurgau, gleichsam der Apfel des Verderbens immer zum Genuss dargeboten. Der übermässige Genuss des geistigen Getränkes, wozu oft schon in der Jugend der Hang erzeugt und genährt wird, ist eine zwar langsam, aber beständig wirkende Ursache des Zerfalls mancher Hauswesen, und hält eine zahlreiche Klasse in beständiger Vermögenslosigkeit und Armut. Das Entstehen so vieler Pintenschenken, die im Allgemeinen und Wesentlichen ihr Einkommen in der Unhäuslichkeit und der Verschwendung finden, ist überhaupt eine bedenkliche Erscheinung.»³⁶

31 Thalmann, Landleben, S. 61.

32 Thalmann, Landleben, S. 57.

33 StATG 8'602'6, 1/20.

34 Freyenmuth, Beytrag, S. 30.

35 Tagblatt, Beschluss vom 4.6.1803.

36 Freyenmuth, Beytrag, S. 31.

Abb. 5: Eine detaillierte Planzeichnung des Gutes «Gstricket» an der Römerstrasse bei Felben von 1810. Es zeigt die Anordnung und Grössen der Acker- und Wiesenstücke, die Johann Conrad Freyenmuth drei Jahre zuvor gekauft hatte. Im Lauf der Jahre entstand darauf trotz eher ungünstiger Bedingungen ein landwirtschaftlicher Musterbetrieb.

Die ungeliebte Regeneration gab Freyenmuth eine willkommene Gelegenheit, den von ihm festgestellten Sittenzerfall auch mit dieser in seinen Augen verderblichen «Revolution» in Verbindung zu bringen. So schrieb er 1837 nach einem Sängerkonzert in Frauenfeld: «So viel ich zu bemerken Anlass hatte, ist die ganze Schar der Sänger ziemlich roh und frech, und es ist eben keine Versittlichung von derselben zu erwarten. – *Kinder der Revolution!*»³⁷

Über ihn selber kann man mit Sicherheit sagen, dass er weder in Wigoltingen noch in Zürich, Paris oder Frauenfeld vom «Apfel des Verderbens» gegessen hat, was mit seinem angeborenen und seinem erworbenen Charakter zusammenhing. Die Mutter beeinflusste ihn durch Beispiel und Ermahnung. Als sie 1811 starb, schrieb der Sohn ins Tagebuch: «Sie war eine sehr gute Mutter, ausnehmend fleissig und tätig und durchaus gerade [...] in allen Handlungen. Sie versäumte nie, den Morgen- und Abendsegen zu beten [...]. Sie liess es an Ermahnungen zu einem fleissigen und christlichen Leben nie ermangeln. [...] Möge ihr Geist und ihr Segen auf ihren Kindern und Kindeskindern ruhen und der Himmel die Wünsche und die Gebete erhören, die sie für dieselben tat. Treu und heilig sei mir immer ihr Andenken.»³⁸

Die schlichte, in bäuerlichen Haushalten übliche personalisierte Gottgläubigkeit der Mutter hat Freyenmuth allerdings nicht übernommen. Er glaubte an die «Vorsehung». So schrieb er 1814 ins Tagebuch: «Indessen vertraue ich auf die ewige *Vorsehung*, die bisher mich so gütig durch das Leben geführt hat.»³⁹ Und zwei Jahre später, nach überstandener Krankheit: «Im vierzigsten Jahr zu sterben; aus einem Geschäftskreis herausgerissen zu werden, in dem man hoffte, noch vieles zu wirken; in einem Zeitpunkt, wo der Lebensplan angefangen, aber die Früchte nicht haben zur Reife gedeihen können; wo ich wenig oder nichts für meine Verwandten, nichts für milde Stiftungen etc. getan habe, war mir freilich ungelegen gewesen, allein

ich hatte mich zu fassen gewusst: ich erkenne überall in meinem Lebenslauf die Finger, die Leitung der Vorsehung, ich resignierte mich in ihren weitem Willen.»⁴⁰

In Zürich, vor allem aber in Paris fand Johann Conrad Freyenmuth den Einstieg ins Reich der Naturwissenschaften. Dort öffnete sich ihm die urbane Welt, die aber, mindestens was die städtische Freizeitkultur betrifft, weniger nachwirkte als die bäuerliche Verwurzelung. Vorübergehend scheint sie ihn aber doch in ihren Bann gezogen zu haben. Ein Jahr nach dem Abschied von Paris schreibt er: «Bald ist ein Jahr vergangen, seit ich die berühmte Hauptstadt verlassen habe, deren Andenken mir nicht aus dem Sinn kommt ohne tief berührt zu sein von den grossen Dingen, die ich gesehen habe, und dass der Aufenthalt je länger umso mehr mich in den Zustand versetzt hat, in dieser berühmten Stadt zu lernen. Diese Aufführungen, diese Tänzer und Tänzerinnen der Oper, der Louvre, die Tuilerien, die Champs-Élysées mit ihren unzählbaren Spaziergängern, die grossartigen Gärten, die Einflüsse aller Art, um die Kenntnisse zum höchstmöglichen Grad zu bringen. All dies präsentiert sich meiner Vorstellung nicht, ohne dass sich meine Augen mit Tränen füllen bei der Erinnerung an diese vergangene Zeit. Ach ja, diese Zeit gibt es nicht mehr, wo du mitten in der Armut trotzdem glücklich warst, sie existiert nicht mehr, ist in der Erinnerung wie ein Traum.»⁴¹ – Im Alter von 63 Jahren war es Freyenmuth dann noch einmal vergönnt, nach Paris zu reisen und, was er sah, mit seinen Jugendeindrü-

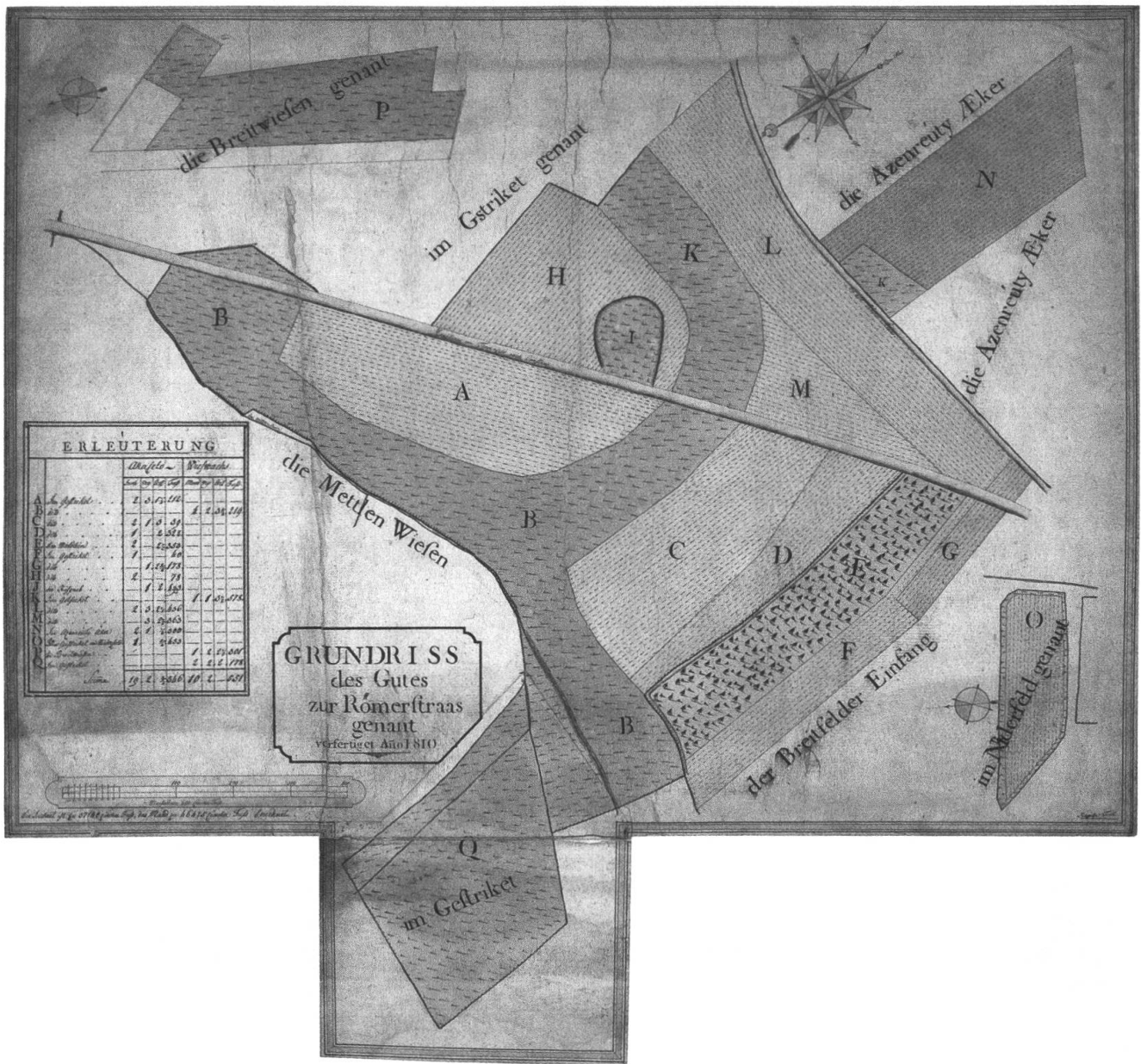
37 StATG 8'602'18, 2/23: Tb, 18.7.1837 (Hervorhebung durch den Verfasser dieser Biographie).

38 StATG 8'602'13, 2/3: Tb, 14.9.1811.

39 StATG 8'602'13, 2/4: Tb, 4.1.1814 (Hervorhebung durch den Verfasser dieser Biographie).

40 StATG 8'602'13, 2/5: Tb, 13.6.1816.

41 StATG 8'602'12, 2/0: Tb, 25.10.1798. Übersetzung aus dem Französischen von Hedi Bruggisser, StATG.



cken zu vergleichen. Erneut faszinierte ihn die grosse Stadt mit ihrem lebhaften Treiben.⁴²

Das Dorfwappen von Wigoltingen zeigt eine stahlblaue, im gelben Feld stehende Pflugschar. Dieser Welt bleibt Johann Conrad Freyenmuth zeitlebens verbunden: als Praktiker, der die Gewässer korrigiert und die ländliche Bevölkerung durch den Strassenbau aus der Isolierung befreit, und als Musterbauer.

4.2 Licht und Schatten über dem Römerhof

Während wir Freyenmuth später als umständlich argumentierenden Anwalt der Schuldbauern vorstel-

len, geht es im Folgenden um den äusserst talentierten Praktiker. Alles, was er auf Reisen in landwirtschaftlicher Hinsicht sah und erfuhr, hat er festgehalten und manches auf seinem eigenen Mustergut umgesetzt. Zudem verfasste er praxisorientierte Abhandlungen, die – anders als die noch darzustellende Schrift über das Hypothekenwesen – durch Sachkompetenz überzeugen. «Allein mehr als durch jede schriftliche Belehrung», schrieb die Thurgauer Zeitung nach seinem Tod, «leistete Herr Freyenmuth für die Landwirtschaft durch die Anlegung seines Gu-

42 Vgl. Kapitel «Reisewelten».

tes, die ‚Römerstrasse‘, mitten in Sumpf und harten Lehm hinein, welches er im Laufe von dreissig Jahren durch geschickte Arbeit und Benutzung in ein fruchtbares Gelände umschuf.»⁴³

Freyenmuth erwarb den entsprechenden Grundbesitz bei Felben 1807, im Alter von zweiunddreissig Jahren. Schritt für Schritt liess er die nötigen Gebäude – ein Wohnhaus, Stallungen und eine Scheune – errichten. Im Mai 1812 erwog er vorübergehend die Aufgabe des Projekts. Im Tagebuch schreibt er: «Das Für und Wider hat mich seit einiger Zeit sehr gequält: ohne anders führt mich das Bauen in grosse, fast nicht zu berechnende Ausgaben – und vielleicht in Verdriesslichkeiten [...]. Ich mache eine Aufopferung von mehreren Tausend Gulden –. Allein meiner seit Jahren habenden Idee gänzlich entsagen, auf meine Liebhaberei für die Landwirtschaft für immer verzichten: die Erwartung des Publikums täuschen – galt mir auch schwer. – Die schöne Frühlingswitterung, gute Laune und ein rosafarbener Humor gibt dem Entschluss zu bauen Nachdruck, und ich bin sozusagen ganz entschlossen, das Unternehmen fortzusetzen.»⁴⁴ – Nach dem Zukauf weiterer Grundstücke stellt er fest, es sei «auch etwas Leidenschaft im Spiel, das Gut zu vergrössern und nicht nur eine ganz gewöhnliche Bauernwirtschaft zu treiben.»⁴⁵

Das zum Gut gehörende Acker- und Wiesland umfasste anfänglich 29 Jucharten. Zu den späteren Landkäufen kamen verschiedene Aus- und Umbauten. 1832 veranschlagte Freyenmuth den Katasterwert des Gutes auf 7800 Gulden.⁴⁶ Dabei betonte er, zwei Drittel des Wieslandes sei von geringer Qualität.

Über den Ertragswert des Besitztums lässt sich mangels entsprechender Unterlagen nicht viel sagen. Nach Freyenmuth war er gering. Konkrete Hinweise liefert ein Tagebucheintrag aus dem Jahr 1818: «Ich bemühe [mich], eine Betreibungsart einzurichten, bei der einiges Interesse [Gewinn] [herauskommt], allein der Weg will sich nicht finden –. Wie jährlich f. 500 rein aus meinem Gut herausbringen, [wenn] seine

Betreibung zwischen 600 und 700 Auslagen kosten. Indessen, wenn einmal das Gut keines Düngerankaufs mehr bedürfte, so könnte die jährliche Ausgabe um f. 200 herabgesetzt werden – welches den Stand der Rechnung wesentlich ändern würde.»⁴⁷

Bei den Ausgaben fällt der hohe Anteil für die Kosten des Düngers auf. Offenbar wurde auf dem Römerhof bereits Kunstdünger (Salpeter?), über den wir sonst nichts weiter erfahren, verwendet, vor allem beim Anbau des Futters, das selber produziert wurde. Dass Freyenmuth die Personalkosten überhaupt nicht in Anschlag bringt, dürfte daran liegen, dass sie eher gering waren, mindestens im Verhältnis zum Aufwand für die Düngemittel.

Jedenfalls fand Freyenmuth im Hinblick auf den Zeitaufwand und die getätigten Investitionen sogar, unter dem Strich sei der Römerhof eine «zu grosse [finanzielle] Aufopferung» und eher ein gemeinnütziges Unternehmen.⁴⁸ Die Familie habe keinen Gewinn, ja, er könne das Gut nicht einmal «zweckmässig [...] benützen» [gemeint ist wohl der Eigenverzehr angebaute Produkte], da «meine Frau Mutter und Frau auch nicht die mindeste Liebhaberei für die Landwirtschaft bezeugen».⁴⁹ – Umso mehr bedauerte er, dass er keinen männlichen Nachfolger, sondern «nur» zwei Töchter hatte: «Den Wunsch, auch nach dem Tode in einer [...] Nachkommenschaft vorzuwirken [fortzuwirken], kann ich nicht unterdrücken –, und es kränkt mich immer noch, keine männlichen Nachkommen zu haben.»⁵⁰

43 Thurgauer Zeitung, Nr. 49, 25.4.1843.

44 StATG 8'602'13, 2/3: Tb, 19.5.1812.

45 StATG 8'602'17, 2/22: Tb, 15.8.1836.

46 StATG 8'602'36, 2/91: Nota über das Gut zur Römerstrasse.

47 StATG 8'602'14, 2/7: Tb, 1.8.1818.

48 StATG 8'602'13, 2/4: Tb, 23.11.1813.

49 StATG 8'602'13, 2/5: Tb, 1.7.1816.

50 StATG 8'602'14, 2/7: Tb, 27.9.1818.

Freyenmuth wollte die im Elternhaus kennen gelernten praktischen Seiten der Landwirtschaft erweitern und auch theoretisch vertiefen. «Das Studium der Landwirtschaft und seiner Zweige ist sozusagen unermesslich [...]»,⁵¹ notierte er bei Gelegenheit. «Meine Kenntnis, meine Ansichten über die politische Ökonomie unseres Land[es] und über die Landwirtschaft sind noch nicht ins Reine gebracht [...]. Es erfordert noch Gesundheit, Musse und eine noch geraume Lebensdauer, wenn ich diese Gegenstände umfassend kennen lernen will.»⁵² – Dabei erkannte Freyenmuth die Gefahr seiner Sprunghaftigkeit. Es war ihm «fast unmöglich, einen Gegenstand anhaltend und mit Ausschliessung anderer verschiedener Gegenstände zu bearbeiten: sondern ich gehe zu eilig von einem zum andern über, daher kann ich wenig Hoffnung haben, je ein Fach zu erschöpfen. [...]»⁵³

1821 glaubte Freyenmuth, seine Liebhaberei für die Landwirtschaft sei im Abklingen.⁵⁴ – Eine Dekade später, als sein politisches Ansehen auf dem Tiefpunkt stand und er sogar über einen Wegzug aus dem Thurgau nachdachte, bezeichnet er den Römerhof (neben der günstigen Mietwohnung im Schloss) als wichtigen Gegengrund: «Ohne dieses Steckenpferd», schreibt er, hätte er «keine oder wenigstens keine gründliche Kenntnis von der Landwirtschaft und den bauerlichen Verhältnissen», er wäre dann aber auch nicht an den Kanton gebunden und hätte «ziemlich mehr Kapitalien und disponibles Vermögen».⁵⁵

Gelegentlich ärgerte er sich über die Angestellten, die es sich, wie er fand, «immer bequemer» machten und «sehr besorgt» seien, «sich nicht zu überarbeiten [...]». Diese Beobachtungen haben mir das Gut schon öfter [v]erleidet und den Gedanken aufgeregt, es sei bei ergebendem Anlass zu verkaufen: allein bald kommt wieder die Betrachtung, wie widrig es für mich sein müsste, das Gut so bei meinen Lebzeiten vielleicht verwesen zu sehen – ; und dass ich mich [...] gleichsam überleben würde. Ich habe

auch im vergangenen Jahr mehreres auf dasselbe verwendet, das bei beabsichtigtem Verkauf hätte unterbleiben sollen, als der Bau der Schweineställe, die Anschaffung einer Mostmühle und Presse und einer Hexelbank [Häckselmaschine];⁵⁶ auch habe ich letzter Tage wieder drei Viertel Jucharten Streuland im Steckel und drei Viertel Jucharten Holzboden im Wellentobel angekauft.»⁵⁷

Auch hier wird wiederum deutlich, dass Johann Conrad Freyenmuth mit seinen inneren Schwankungen zum Kreis jener Menschen gehörte, die ihr Leben ohne glückliche Grundstimmung zu bewältigen haben. Er schätzte das Dasein als Besitzer eines Mustergrundstückes und war doch nie sicher, ob der Verdruss die Freude nicht überwiege.

4.3 Praktische Versuche, Vorträge und Abhandlungen

Johann Conrad Freyenmuth war gleichsam eine lebende Bibliothek, die aus unzähligen einzelnen Bänden der verschiedensten Wissensgebiete besteht. Am nächsten lag ihm aber doch die Landwirtschaft. Hier wollte er es – wie sein Bruder in Wigoltingen – weiter bringen als die Vorfahren und der Tendenz, die Felder wie zu Grossvaters Zeiten zu bestellen, entgegenwirken.

In beinahe allen Sparten der Landwirtschaft hat er neue Hilfsmittel angeschafft und eigene Versuche

51 StATG 8'602'13, 2/5: Tb, 1.7.1816.

52 StATG 8'602'14, 2/6: Tb, 3.1.1818.

53 StATG 8'602'14, 2/6: Tb, 3.1.1818.

54 StATG 8'602'14, 2/8: Tb, 2.1.1821.

55 StATG 8'602'16, 2/18: Tb, 25.5.1831.

56 Den Kauf einer Häckselmaschine erwog Freyenmuth schon 1838 während seines Aufenthaltes in London. Da er aber zu wenig Zeit hatte, um den Transport zu organisieren, unterliess er ihn (vgl. Kapitel «Reisewelten»).

57 StATG 8'602'18, 2/25: Tb, 20.3.1840.

durchgeführt. Zu den Geräten, mit denen er seinen Pionierhof bewirtschaftete, gehörten handlichere Pflüge, eine Pferdehacke, eine besondere Viehwaage (in der Schweiz die erste dieser Art), die Fellenbergische Säe- und eine Dreschmaschine sowie eine nach Freyenmuths Anweisungen angefertigte, von der Gemeinnützigen Gesellschaft finanzierte Kartoffelraspel.

Besonders stolz war Freyenmuth auf den 1816 in Lüttich bestellten Brabanter Pflug. Die alten Kehr- und Wendepflüge waren mit ihren Rädergestellen und unbeweglichen Holzriestern ausgesprochen schwer und unhandlich. In dieser Hinsicht brachte der neue Pflug aus Brabant eine Verbesserung, die sich im Thurgau – wie alle Neuerungen – nur zögernd durchsetzte. Dies änderte sich, wie wir bereits feststellten, erst, als der landwirtschaftliche Verein öffentliche Pflugdemonstrationen organisierte und Ausleihmöglichkeiten schuf. Gegen bescheidene Gebühren konnten die Bauern jetzt neuartige Feldgeräte – nach dem Brabanter- zum Beispiel den Dombaslepflug aus Frankreich – in speziellen Gesellschaften ausleihen.⁵⁸ Diese in der Tat fortschrittliche Entwicklung hat Freyenmuth nicht mehr erlebt.

Besondere Aufmerksamkeit schenkte Freyenmuth der Verwertung landwirtschaftlicher Produkte. Die Hungersnot von 1816/17 zeigte ihm, wie wichtig es war, möglichst günstige und haltbare Nahrungsmittel zur Überbrückung in Notzeiten herzustellen. Grosse Bedeutung mass er dem Anbau und der Verwertung der Kartoffeln bei, über deren Aufkommen wir in seinem Tagebuch lesen: «Herr Oberrichter Reinhart [Paul Reinhart (1748–1824)] will der Erste sein, der anno 1770 und 1771 den Anbau der Erdäpfel eingeführt hat. Er habe sie in Basel kennen gelernt und sie bei seiner Zurückkunft empfohlen: ein Mann aus der Gegend von Bussnang habe [dann Erdäpfel] gepflanzt».⁵⁹

Erst gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts setzte sich die Kartoffel im Thurgau so weit durch, dass man

1847, beim Ausbruch der Kartoffelkrankheit, die Jeremias Gotthelf in «Käthi die Grossmutter» anschaulich schildert, eine neue Hungersnot befürchtete. Man war jedoch damals in der Ernährung bereits nicht mehr so einseitig abhängig von einem einzelnen Produkt; eine neue Hungersnot blieb glücklicherweise aus. Nach Freyenmuth ergaben Kartoffeln «im Durchschnitt immer vier- bis fünfmal mehr Nahrung von der Juchart Boden» im «Vergleich mit der Bestellung mit Dinkel oder Weizen, und sechs- bis achtmal mehr gegen die Bestellung mit Hafer».⁶⁰

Ein Problem, das die Kartoffelerträge im Thurgau allerdings beeinträchtigte, war der vielerorts schwere Boden, in dem die Knollen verfaulten. 1824 schrieb Freyenmuth in der Thurgauer Zeitung: «Nicht ohne Bedauern hat man letzten Herbst die Klage mancher armen Haushaltung über das Missraten der Erdäpfel hören können; manche [Haushaltung] erhielt kaum das Quantum der im Frühjahr gelegten Knollen, Arbeit und Dünger waren verloren, und die für den Winter gehoffte Nahrung fehlte.»⁶¹

Freyenmuth beobachtete auf seinen Reisen durch den Kanton, wie die Bauern beim Einpflanzen in den schweren Boden voringen: Sie pflanzten mit Schaufeln, stachen Gruben in den Boden, legten die Knollen hinein und bedeckten sie mit Erde. Wenn es regnete, füllten sich die Gruben im schweren Boden mit Wasser, das nicht ablaufen konnte. – Auch bei der Benutzung von Pflügen wurden die Knollen einfach in die Furchen gelegt. Bei dieser Vorgehensweise konnte das Wasser in regenreichen Zeiten ebenfalls nicht richtig versickern. Freyenmuth propagierte fol-

58 Brugger, Landwirtschaft (1971), S. 77.

59 StATG 8'602'14, 2/9: Tb, 28.8.1821.

60 StATG 8'903'0, 1/4: Verhandlungen der Gesellschaft zur Beförderung des Gemeinnützigen im Kanton Thurgau, 26.9.1836, S. 13.

61 J. C. Freyenmuth: Über den Bau der Erdäpfel im schweren Boden, in: Thurgauer Zeitung, 10.4.1824.

gende Anbauweise: Die Knollen sollten beim Pflanzen mit der Schaufel nicht mehr in relativ tiefe Gruben versenkt, sondern in den ebenen Boden eingelassen werden. Darüber musste man lockere Erde schichten (nach Freyenmuth «anhäufeln» oder «behäufeln»).

Bei der Verwendung von Pflügen sollte Folgendes beachtet werden: «Der Boden wird tief umgepflügt, von den Wurzeln des Unkrauts möglichst gereinigt und klar geeeggt; dann werden mit einem Rechen oder Furchenzieher, den sich jeder verständige Landwirt leicht selbst machen kann und dessen Zähne 2 Fuss 4 Zoll bis 2 ½ Fuss voneinander stehen, der Länge des Ackers nach kleine Furchen gezogen, nur so tief als nötig ist, eine Spur zum Legen der Knollen zu erhalten; der Dünger wird sofort ausgebreitet, und die Knollen auf und in die bezeichneten Spuren gelegt; hierauf wird mit dem Pflug mit doppeltem Streichbrett zwischen den gelegten Knollen gefahren und solchermaßen werden dieselben von beiden Seiten her leicht mit Erde bedeckt. Allfällig fehlerhafte Stellen sind mit der Handhacke auszubessern. Einige Versuche lehren bald, die Arbeit mit Fertigkeit und Genauigkeit ausführen. Das Befahren der Reihen mit dem Pflug wird später zweimal wiederholt und die Pflanzen dadurch stark behäufelt: man muss jedoch bei diesem Befahren den Pflugkarren weglassen und anstatt dessen vorne am Pflugbaum einen Fuss mit einem kleinen Rad anbringen, auf ähnliche Weise, wie bei dem Brabanterpflug die Stelze angebracht ist, und das Zugvieh vor einander spannen, auf welche Weise das ganze Verfahren ohne mindeste Beschädigung der Pflanzen ausgeführt werden kann. Man erhält dadurch tiefe Zwischenfurchen, und alle Dammerde wird aus denselben an und auf die Pflanzen gepflügt.»⁶²

Die interessanten und sinnvollen Vorschläge, die Freyenmuth 1824 in der Thurgauer Zeitung veröffentlichte, waren für den einfachen und ungebildeten Landmann, der kaum regelmässig Zeitung las,

nicht ohne weiteres zugänglich und verständlich. Man darf nicht vergessen, dass das Schulwesen damals noch im Argen lag und sich das Zeitungslesen mehr oder weniger auf die Bildungselite beschränkte. Was auch hier fehlte, war die praktische Anschauung bzw. die entsprechende Unterweisung. Wir haben schon darauf hingewiesen, dass der landwirtschaftliche Verein dieses Defizit erkannte und viel zur Verbesserung beitrug. Mit Sicherheit können wir lediglich sagen, dass das von Freyenmuth empfohlene und in der Tat zukunftsweisende Anbauverfahren auf dem Römerhof und in der Staatsdomäne Tobel, wo er sich landwirtschaftlich ebenfalls engagierte, praktiziert wurde. Als dann viel später die Setzmaschine aufkam, war es bereits vorherrschend, zumal es geeignet war, die nachteiligen Auswirkungen des schweren Bodens zwar nicht gänzlich zu beseitigen, aber doch wesentlich zu verringern.

In verschiedenen Tagebucheinträgen befasst sich Freyenmuth mit speziellen Methoden zur Verwertung der Kartoffeln, sei es zu Schnaps oder – wichtiger – zu Mehl und Grütze. 1833 notierte er: «Ich habe nun eine Erdäpfel-Raspel machen lassen, ähnlich derjenigen, wie sie Pariser Stärkefabrikanten gebrauchen. Bereits habe ich einen Versuch gemacht [...]. Noch sollte man ein Mittel finden, das Parenchym [Grundgewebe] zu bleichen oder weiss zu machen; dann könnte man sich ernstlich hinter die Bereitung des Erdäpfelmehls hermachen.»⁶³ – Die Weissfärbung gelang Freyenmuth schliesslich mit Chlor.

Vor der Gemeinnützigen Gesellschaft führte er aus, die bisher üblich gewesene Trennung der Hauptbestandteile der Kartoffel (Satzmehl und Faserstoffe) sei durch ein besseres Verfahren zu ersetzen, bei dem jene Hauptbestandteile nicht mehr getrennt würden.

62 J. C. Freyenmuth: Über den Bau der Erdäpfel im schweren Boden, in: Thurgauer Zeitung, 10.4.1824.

63 StATG 8'602' 17, 2/20: Tb, 20.9.1833.

Stattdessen sollten die Kartoffeln erst gedämpft, dann durch ein Sieb gedrückt und schliesslich auf Hurden aus Latten und Leinentuch durch Sonnen- oder Ofenwärme gedörnt werden. Die getrocknete Substanz könne fein oder grob gemahlen werden, was entweder Kartoffelmehl oder Kartoffelgrütze ergebe.

Das Kartoffelmehl liess sich zum Brotbacken verwenden, mit der gröberen Variante war es auf einfache Weise möglich, eine Suppe oder einen Brei (nach Freyenmuth Kartoffelpolenta) zu bereiten, indem man die sogenannte Grütze mit Wasser und Butter oder Fleischbrühe kochte. Freyenmuth machte geltend, er habe das Endprodukt selber gekostet und damit auch Gäste bewirtet. Zweifellos waren Kartoffelgrützensuppe und Kartoffelpolenta schmackhafter und von höherem Nährwert als die wässrige Rumfordsche Suppe, die während der Hungersnot von 1817 an Bedürftige verteilt worden war.

Freyenmuth war überzeugt, dass sich jene beiden Kartoffelprodukte infolge ihrer langen Haltbarkeit bestens als Notvorrat eigneten. Er habe sie zwei Jahre in Fässern aufbewahrt ohne eine Spur von Alterung festzustellen, erklärte er den Mitgliedern der Gemeinnützigen Gesellschaft. Am besten wäre es, diese beiden Produkte im Grossen herzustellen und aufzubewahren, «um es in Jahren eintretender Teuerung und des Mangels zur Armenunterstützung zu verwenden».⁶⁴ Eine Zeitlang erwog er die Möglichkeit, Kartoffelmehl in grossem Stil in der Staatsdomäne Tobel herstellen zu lassen, wozu es aber – aus welchen Gründen auch immer – nicht kam.

*

Die Zukunft der thurgauischen Landwirtschaft lag nach Freyenmuth, wie schon andernorts festgestellt, in der Viehzucht. Man müsse davon ausgehen, stellte er 1836 fest, «Futter zu pflanzen und einen schönen Viehstand zu unterhalten, dass ohne dies

alles vergeblich sei. Espen und Wicken seien die Haupthilfsmittel, die man anwenden müsse. Dann sei der Getreidebau etwas zu beschränken. Ein Sechstel des jährlich erhaltenen Mistes sei auf die Wiesen zu verwenden. [...] Es sei viel zu tun, die Mittel seien gegeben; aber es gebrauche Geduld und eine grosse Beharrlichkeit während einer Reihe [von] Jahren, um es zur Besserung zu bringen und den Viehstand um 1/3 zu vermehren. Diesem Ziel müsse nachgestrebt werden».⁶⁵

Auch in der Gemeinnützigen Gesellschaft bekräftigte er die Auffassung, das grösste Fortschrittspotenzial liege in der Viehzucht, «welche sich so weit vervollkommnet hat, dass bereits 1500–2000 Mastochsen jährlich aus dem Thurgau ausgeführt werden können».⁶⁶ – Die Ährenfelder sollten aber nicht ganz verschwinden, sondern die thurgauischen Fluren weiterhin «in Gold tauchen». Freyenmuth machte Saatversuche mit ägyptischen und polnischen Weizenkörnern, von denen er sich eine Ertragssteigerung versprach. Wir haben mehrere Dutzend Körner jenes Saatgutes in seinem Nachlass gefunden,⁶⁷ ein 2003/04 durchgeführter Versuch, sie «anzuziehen», blieb leider ohne Erfolg.

Was hat Freyenmuth unternommen, um die, wie er glaubte, entwicklungsbedürftige Viehzucht zu fördern? – Seiner Anregung folgend, liess der Sanitätsrat 1822 das Vieh zählen.⁶⁸ Damit sollte zunächst einmal belegt werden, dass der Viehbestand zu klein war. Schliesslich wurde eine Verordnung «zur Verbesserung der Rindviehzucht» erlassen und eine «Anleitung über Anschaffung, Auswahl, Unterhalt und

64 StATG 8'903'0, 1/4: Verhandlungen der Gesellschaft zur Beförderung des Gemeinnützigen im Kanton Thurgau, 26.9.1836, S. 6. (wie Anm. 60).

65 StATG 8'602'17, 2/22: Tb, 23.7.1836.

66 StATG 8'903'2, 1/0: Protokoll der ThGG, 16.5.1839.

67 StATG 8'602'8, 1/51.

68 Soland, Vorfahren, S. 24–25.

Pflege der Zuchtstiere» verfasst. Freyenmuth ging davon aus, dass auf fünfzig bis sechzig Kühe ein Zuchtstier kommen müsse. Für kleinere Gemeinden zog er die Möglichkeit der genossenschaftlichen Haltung in Betracht.

Parallel dazu setzte er sich mit dem Käsewesen auseinander, das er im Berner Oberland studierte. Er «wünsche sehr, unsere Dörfer von den Vorteilen einer solchen Wirtschaft zu überzeugen, um auch solche womöglich einzuführen», schrieb er 1818 ins Tagebuch. «Allein neue Sachen, wenn man sie nicht vormachen kann, finden gewöhnlich keinen Eingang: selbst wenn man sie vormacht, hindert eine gewisse Indifferenz den Fortschritt zum Beharren.»⁶⁹

Auch hier stossen wir also wieder auf die in der Landwirtschaft wahrscheinlich weltweit verbreitete Tendenz, es in der Produktion und im Absatz wie die Vorfahren zu halten. Umso mehr freute sich Freyenmuth über einen genossenschaftlichen Käseversuch in Erlen: «Ich hätte schon lange gern gesehen, wenn im Land auch Versuche mit gemeinsamen Käseereien gemacht würden. Nun haben sich einige Bürger von Erlen [...] zum Verkauf der Milch zum Käsen verstanden.» Der Käser – Martin Häussler – nehme von 30 Kühen «die Milch im Preis 100 Mass zu 4 fl. Der Abgang an Käsmilch wird den Milchlieferanten zurückgegeben. Der Häussler zahlt auf jede Kuh bei Eintritt [des Vertrages] ein Louis d'or Dinggeld. Die Sommermilch wird auf Martini, die Wintermilch auf Mai ausbezahlt.» Dem Käser müsse ein bequemer Platz beim Käsen angewiesen werden, fährt Freyenmuth fort, er müsse – abgesehen vom Erwerb der nötigen Kenntnisse – nur «das Kessi und den Käsladen» anschaffen.⁷⁰

Die Erweiterung der Viehwirtschaft ist eine Sache, die damit allerdings zusammenhängende Ausdehnung des Futteranbaus eine andere. Freyenmuth plädierte – wie andere fortschrittliche Landwirte und Agronomen – für den Verzicht auf die im Thurgau

noch immer praktizierte Dreifelderwirtschaft und die Einführung einer flexiblen Wechselwirtschaft. Er baute auf seinem Gut neben Korn auch Runkelrüben, Klee, Luzerne und Wicken an. Im Tagebuch macht er geltend, besonders im grossflächigen Anbau von Esparsette (Esper), einer besonders kalkreichen Kleeart, sowie im Runkelrübenanbau gebe er ein wichtiges Beispiel.⁷¹

Aus Runkelrüben, die ihm zur Hauptsache als Viehfutter dienten, stellte Freyenmuth Schnaps her. Dabei liess er die Rüben «im Dampf» kochen. Wie bei der Herstellung von Kartoffelschnaps gab er Roggenmehl und Gersten dazu «und sofort dann Hefen».⁷² Über das Ergebnis erfahren wir: «Das Malz war zwar nicht fein genug gemahlen und die Hefe zum Teil schlecht: die Gärung ging ziemlich stark vor sich, allein nur etwa 48 Stunden. Der Geruch ist sehr gut.»⁷³

Da sich die Vieh- und Weidewirtschaft mit dem Obstbau kombinieren lässt, richtete Freyenmuth seine Aufmerksamkeit auch auf diese Sparte. In seinem Nachlass liegen etliche Blätter mit handkolorierten Zeichnungen der im Thurgau vorkommenden Apfel- und Birnensorten.⁷⁴ Bemerkenswert ist auch ein Neujahrsblatt, das Johann Adam Pupikofer und Freyenmuth dem Obstbau im Thurgau widme-

69 StATG 8'602'14, 2/7: Tb, 25.8.1818.

70 StATG 8'602'14, 2/8, Tb, 23.9.1819. Es wäre interessant, diesen Pioniersuch in Erlen weiter zu verfolgen, doch dürfte es schwierig oder unmöglich sein, entsprechendes Quellenmaterial zu finden. – Die Käseherstellung setzte sich im Gefolge der Einwanderung von Berner Bauern erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im grösseren Stil durch.

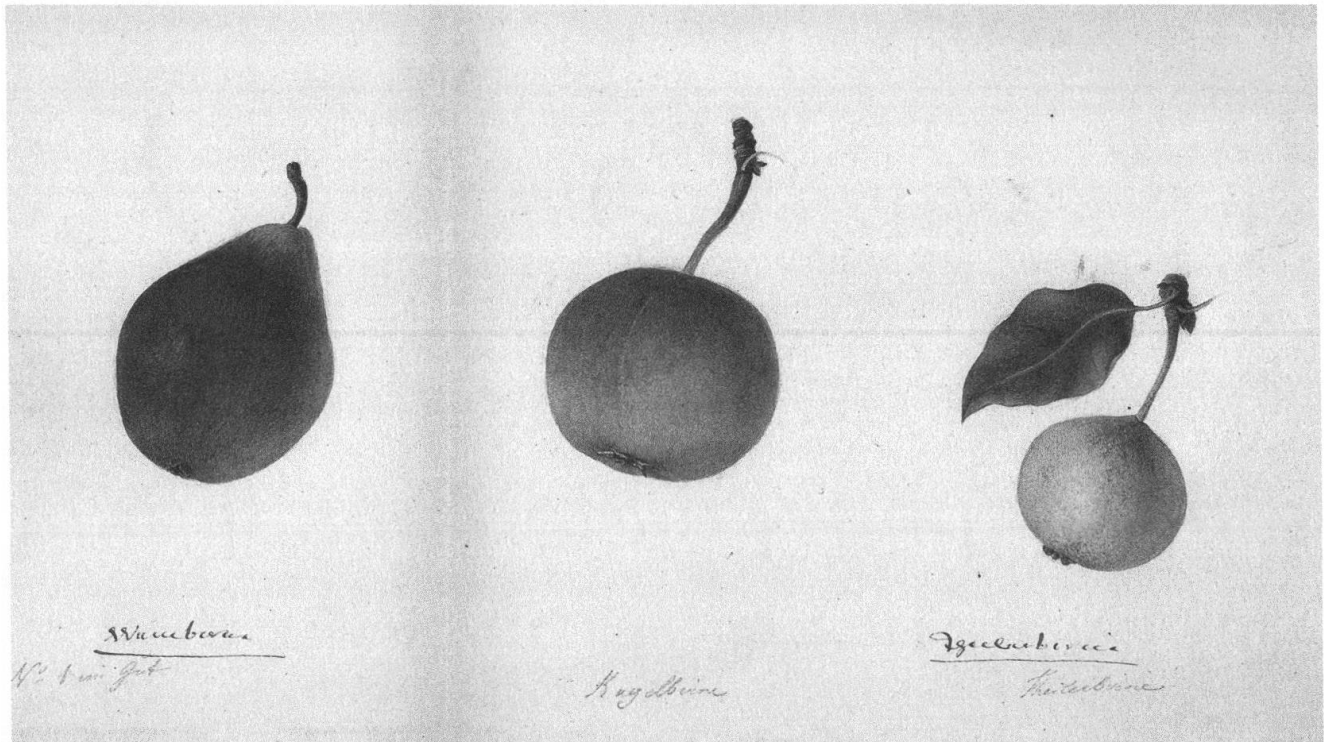
71 StATG 8'602'18, 2/24: Tb, 1.1.1840.

72 StATG 8'602'14, 2/6: Tb, 11.1.1817.

73 StATG 8'602'14, 2/6: Tb, 16.12.1817.

74 Leider konnten wir nicht herausfinden, von wem sie stammen. Von Freyenmuth, der, wenn man seine Tagebuchskizzen betrachtet, kein besonders guter Zeichner war, wohl eher nicht.

Abb. 6: Eine von vierzehn kolorierten Tafeln von Apfel- und Birnensorten, die sich im Nachlass von Johann Conrad Freyenmuth befinden.



ten.⁷⁵ Dieser Gegenstand «werde selten nach seinem Werte»⁷⁶ gewürdigt, machen die beiden Autoren geltend. Nach vorsichtiger Schätzung belaufe sich der Ertrag im Kanton auf mindestens eine halbe Million Säcke Äpfel und Birnen, hinzu kämen grössere Mengen Kirschen und Zwetschgen.

Fast poetisch besingen Pupikofer und Freyenmuth in dieser kleinen Abhandlung die von blühenden Obstbäumen geschmückte thurgauische Landschaft. Nebenbei erfahren wir, dass es schon damals «Blustouristen» gab, auch solche von der deutschen Seite des Bodensees: «An den Abhängen der Hügel und Berge stehen die Bäume oft so gedrängt, dass man in der Ferne kaum unterscheiden kann, wo die bebaute Flur aufhört und wo der Wald beginnt. Und hoch und stark sind unsere thurgauischen Obstbäume. Namentlich im oberen Thurgau gibt es einzelne Birnbäume, welche so hoch und ausgebreitet fest dastehen wie Eichen. Im Frühjahre, wenn alle

diese Bäume mit Blüten überstreut sind und neben den glänzend weissen Blüten der Birnbäume die rötlichen Apfelblüten hervorsichimmern und das feine mildgrüne Laub einen so sanften Untergrund bildet, dass der geschickteste Farbe[n]künstler diese Naturschönheit nachzuahmen verzweifelt, und über all diese Frühlingspracht noch der helle Sonnenglanz aus dem blauen Himmelsgewölbe ausgegossen ist – und wenn die Nachbarn jenseits des Sees oder aus den Höhen des Toggenburgs und Appenzells und von St. Gallen herkommen, um die Frühlingspracht mitanzusehen und an dem neuen Frühlingsleben teilzunehmen, – dann freut sich der Thurgauer seines schö-

75 Pupikofer, Johann Adam; Freyenmuth, Johann Conrad: Der Obstbau im Thurgau, in: 17. Thurgauisches Neujahrsblatt, [Frauenfeld] 1841. Zur Mitautorschaft Freyenmuths vgl. Wepfer, Pupikofer, S. 96 und 198.

76 Pupikofer/Freyenmuth, Obstbau S. 1.

nen Ländchens, so dass er es mit keinem anderen vertauschen möchte.»⁷⁷

In Freyenmuths Nachlass kann man noch viele weitere, die Tätigkeit des Bauern betreffende Bemerkungen finden, wobei oft unklar bleibt, ob es sich um eigene Gedanken und Erkenntnisse handelt, oder ob er einfach Gehörtes festhielt oder irgendwo Gelesenes abschrieb. Erwähnt seien das Fragment eines Bienenbüchleins⁷⁸, Bemerkungen über den Rebbau,⁷⁹ über die Schafzucht und die Wollmanufaktur,⁸⁰ über das Düngen⁸¹ und über Schädlinge, welche die Wurzeln von Ölsaaten angreifen.⁸²

Wir werfen an dieser Stelle noch kurz einen Blick auf ein Thema, das für die thurgauische Landwirtschaft allerdings keine praktische Bedeutung erlangte: die Seidenraupen-Zucht zum Zweck der Seidenherstellung. Um 1830 wurden im Kanton Appenzell Ausserrhoden Versuche mit Maulbeerpflanzungen – Blätter der Maulbeerbäume dienen den Raupen als Nahrung – angestellt. Dieses Vorhaben musste nach einigen Jahren wegen des für diese Pflanzen ungünstigen Klimas wieder aufgegeben werden.⁸³ Federführend bei diesem Projekt war der Herisauer Unternehmer und Pionier J. J. Waibel. 1834 sandte er der Thurgauer Regierung ein Schreiben, in dem er auf die grossen Vorteile der Pflanzung von Maulbeerbäumen und der dadurch möglichen Seidengewinnung hinwies. Der Kleine Rat, dem Freyenmuth damals nicht mehr angehörte, leitete das Schreiben an die Gemeinnützige Gesellschaft weiter. Deren Direktionskommission beauftragte Freyenmuth mit einem Gutachten, das die Zweckmässigkeit der Anpflanzung von Maulbeerbäumen im Thurgau prüfen sollte.⁸⁴

Die mündlichen Ausführungen Freyenmuths fanden den Beifall der Gemeinnützigen Gesellschaft. Sie fasste den Beschluss, das Wesentliche in die Thurgauer Zeitung einrücken zu lassen.⁸⁵ Freyenmuth räumt ein, es wäre in der Tat wünschenswert, im Thurgau einen neuen landwirtschaftlichen Erwerbs-

zweig zu etablieren, da die Ausfuhr bisheriger Produkte wie Obst, Wein und Leinwand eher rückläufig sei. Theoretisch liessen sich auf einer Juchart Boden fünfzehn bis achtzehn weisse Maulbeerbäume pflanzen.

Dem stünden in praktischer Hinsicht aber eine Reihe von Bedenken entgegen. Zwar könnten Maulbeerbäume im Thurgau durchaus gedeihen, zweifelhaft sei hingegen, ob sie das sogenannte Abblättern (Entblättern für die Fütterung der Würmer), das in wärmeren Gegenden problemlos möglich sei, überstehen würden. Freyenmuth, der sich seit bald dreissig Jahren mit Meteorologie befasste und die Temperaturen im Thurgau sorgfältig notierte, wies auf die wahrscheinlich auch für Raupen schädlichen Klimaschwankungen hin: «Aus dieser kurzen Beleuchtung über den Seidenbau wird man ersehen, dass derselbe keineswegs unbedingt angeraten werden kann, sondern dass vielmehr seiner Einführung gewaltige Hindernisse entgegenstehen. Sollten wirklich Versuche gemacht werden, so könnte dies nur von vermög-

77 Pupikofer/Freyenmuth, Obstbau, S. 4.

78 StATG 8'602'8, 1/60: Bienenbüchlein.

79 StATG 8'602'5, 1/10: Verschiedenes über Reb- und Weinbau.

80 StATG 8'602'8, 1/52: Über den Zustand der Schafzucht und der Wollmanufaktur im Kanton Thurgau.

81 StATG 8'602'8, 1/54: Anmerkungen über das Düngen.

82 StATG 8'602'8, 1/50: Beobachtung und Einfrage in Betreff der Insekten, so die Wurzeln der Ölsaaten angreifen und verwüsten (Eingabe an die Naturforschende Gesellschaft Zürich).

83 Vgl. dazu: Ein Stoff so fein wie Seide. Vom Ei bis zum farbigen Seidenstoff, unter: www.museums-gesellschaft.ch/hugi/hugi_seidenraupen.pdf (die darin enthaltenen Angaben sind allerdings insofern etwas verwirrend, als die Seidengewinnung und die Seidenverarbeitung bzw. der Seidenhandel nicht streng getrennt werden. Auch scheint uns die Angabe für den Kanton Appenzell AR (30 000 Maulbeerbäume 1838!) unwahrscheinlich hoch zu sein.

84 StATG 8'903'2, 1/0.

85 Thurgauer Zeitung, 19. und 21.5.1834.

chen Leuten geschehen, die nicht nach einem schnellen Resultate zu fragen hätten.»⁸⁶

Die thurgauische Bauernsamen war gut beraten, sich nicht in das selbe Seidenraupen-Abenteuer zu stürzen wie die Appenzeller. – Freyenmuth sah 1825 auf seiner Oberitalien-Reise Maulbeerbäume, die unter günstigeren klimatischen Verhältnissen in grosser Zahl gediehen.⁸⁷ – Auch im Tessin wurden bis vor dem Ersten Weltkrieg Seidenraupen gezüchtet. Gegenwärtig ist in Worb im Kanton Bern ein Pilotprojekt angelaufen, in dem praktisch geprüft werden soll, was Freyenmuth in den dreissiger Jahren des vorletzten Jahrhunderts theoretisch erwog: die rentable Herstellung von Seide mittels Maulbeerbäumen und Seidenraupen.⁸⁸

4.4 Hanf und Flachs – ein wichtiger Neben- erwerb

Kulturhistorisch und sozialgeschichtlich interessant ist Freyenmuths 1823 entstandene Abhandlung über Hanf und Flachs. Sie trägt den Titel: «Nachricht über den Flachsbau und die Bereitung der Leinwand in der östlichen Schweiz».⁸⁹ Freyenmuth zählte sie (neben jener zum Hypothekenwesen) zu seinen wichtigsten schriftlichen Produktionen. Tatsächlich gewinnt der Leser den Eindruck, er habe sie zu einer Zeit verfasst, als er auf dem Höhepunkt seiner Schaffenskraft stand.

«Lein [Flachs] und Hanf», so steht zu lesen, «sind gleichsam ein angestammtes Erbteil des mittleren Europa, der Anbau und die Bereitung derselben gibt der Bevölkerung [...] Beschäftigung und einen Teil des Unterhaltes: die erforderlichen Arbeiten können neben dem gewöhnlichen Getreidebau von dem Landmann geleistet, und [...] damit manche unbenutzte Lücke der Zeit nützlich ausgefüllt werden.»⁹⁰ – Hanf und Flachs sind nach Freyenmuth also auch ein Mittel gegen den Müssiggang, den er im Tage-

buch und in seiner Hypothekenschrift als aller Laster Anfang bezeichnet.

Nach exakten Angaben über die vorteilhafteste Bodenbeschaffenheit, Aussaat, Ernte und durchschnittliche Erträge, geht Freyenmuth auf die Weiterverarbeitung ein: «Der reine Flachs wird entweder in der Haushaltung, welche solchen gepflanzt und bereitet hat, selbst gesponnen, und wenn die nämlichen Hausgenossen das Weben verstehen, auch gewoben [...] oder aber, was selbst viel häufiger geschieht, das Garn wird an Weber, die das Weben zur Hauptbeschäftigung machen, bald zu Hause, bald auf den Wochen-Märkten zu St. Gallen und Bischofszell, auch zu Rorschach, Weinfeldern und Will [Wil] verkauft.»⁹¹ Oft werde der Flachs von den Händlern «im Lohn zum Spinnen gegeben». Der Spinner erhalte 14 Pfennige bis 5 Kreuzer (früher 5 bis 6 Kreuzer) pro Schneller [von den Spindeln abgehaspelte Bündel].⁹² Dies sei kaum so viel wie ein Mensch brauche, um sein Leben zu fristen, bemerkt Freyenmuth; die hauptberuflichen Weber gehörten zur ärmsten Volksklasse.

Jene Bauern, die es verstünden, den Flachs selber zu verarbeiten, würden hingegen einen anständigen

86 Bericht über den Vorschlag, den Seidenbau im Kanton Thurgau einzuführen, in: Thurgauer Zeitung, 21.5.1834.

87 Vgl. Kapitel «Reisewelten».

88 Die Seidenraupen kehren in die Schweiz zurück, in: Die Südostschweiz, 20.7.2009.

89 StATG 8'602'6, 1/20. Das entsprechende Dossier enthält auch eine Flachsprobe. Freyenmuth hat seine Abhandlung der Naturforschenden Gesellschaft St. Gallen vorgetragen.

90 StATG 8'602'6, 1/20: Freyenmuth, Johann Conrad: Nachricht über den Flachsbau und die Bereitung der Leinwand in der östlichen Schweiz.

91 StATG 8'602'6, 1/20: Freyenmuth, Johann Conrad: Nachricht über den Flachsbau und die Bereitung der Leinwand in der östlichen Schweiz.

92 StATG 8'602'6, 1/20: Freyenmuth, Johann Conrad: Nachricht über den Flachsbau und die Bereitung der Leinwand in der östlichen Schweiz.

gen Nebenerwerb erzielen. Das Spinnen sei nicht nur ein Geschäft für weibliche Personen im besten Alter, sondern lasse sich auch «von Kindern und schwächlichen und alten Personen, die ohne dies kaum etwas verdienen würden»⁹³, betreiben.

Dass Freyenmuth kein Wort über die Gefahr der Überanstrengung der Kinder verliert, zeigt erneut den begrenzten Horizont seiner sozialen Wahrnehmungsfähigkeit. Dabei ist freilich zu bedenken, dass Fabrikinder meist unter noch schlechteren Arbeitsbedingungen arbeiteten als die beim Spinnen und Weben helfenden Bauernkinder, die durch Feldarbeit wenigstens einen gewissen Freiluftausgleich hatten. Freyenmuth geht wahrscheinlich von seinen eigenen Kindheitseindrücken aus. Auch in der ländlichen Mittel- und Oberschicht wurde gewoben und gesponnen, aber nicht in armseligen Kellern, sondern in lichtdurchfluteten Wohnzimmern. Und wo nicht das Elend den Ton angab, war das Spinnen und Weben eine Art Gemeinschaftsanlass, bei dem Geschichten ausgetauscht und oft auch gesungen wurde.

Freyenmuths Abhandlung über Hanf und Flachs enthält interessante Hinweise auf die Kleidergewohnheiten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhundert. Vieles von dem, was man früher an Kleidern, Bettzeug und Hauswäsche brauchte, war aus leinenem Tuch gefertigt. Das alte, in der Ostschweiz bedeutende Leinwandgewerbe wurde noch lange als Handwerk betrieben. Freyenmuth erwähnt gescheiterte Versuche der maschinellen Produktion. So habe eine Familie Alberti in Rorschach eine Flachsspinnmaschine angeschafft, und zwar, um sich vor Konkurrenz zu schützen, unter strengster Geheimhaltung. Nach einigen Jahren habe man die maschinelle Produktion aber wieder aufgeben müssen: «Der Flachs war einer Zubereitung unterworfen, die einen zu nachteiligen Einfluss auf die Stärke der Fäden und die Dauerhaftigkeit der daraus gefertigten Gewebe hatte.»⁹⁴

Während die Leinwandbereitung stehen blieb, erlebte die Baumwollverarbeitung durch die Erfin-

dung der Spinnmaschine «eine unvergleichliche Verbesserung und einen fast beispiellosen Aufschwung».⁹⁵ Baumwollstoffe verdrängten die Leinwand. Freyenmuth verteidigte das altherwürdige Leinwandgewerbe gegen die maschinell gefertigten Baumwollprodukte. Anbau und Verarbeitung von Hanf und Flachs seien «weder für die Gesundheit der Bevölkerung noch für die Sittlichkeit»⁹⁶ verderblich gewesen, von der modernen Fabrikarbeit, «wo die Arbeiter zahlreich zusammengehalten werden»,⁹⁷ könne man dies jedoch nicht sagen.

Freyenmuth präzisiert seine Vorbehalte in diesem Zusammenhang mit den folgenden, bemerkenswerten Ausführungen: «Die Baumwollspinnerei ebenso wie manche andere Fabrikanstalten bereichern die Unternehmer, sie bringen im Staat ein gewisses gesteigertes Leben hervor: allein der Arbeiter in denselben ist gewöhnlich kaum so bezahlt, dass er einige Ersparnis machen kann und seine Existenz ist fast ausschliesslich an den Bestand und die Fortdauer der Fabrik gebunden. Desnachen kann es denn auch kaum als wichtiger Staatszweck betrachtet werden, eine solche auf so beweglichem Grunde stehende Bevölkerung zu pflanzen, besonders wenn das System der Isolierung [durch Schutzzölle], welches gegenwärtig die meisten europäischen Staaten sich zur

93 StATG 8'602'6, 1/20: Freyenmuth, Johann Conrad: Nachricht über den Flachsbau und die Bereitung der Leinwand in der östlichen Schweiz.

94 StATG 8'602'6, 1/20: Freyenmuth, Johann Conrad: Nachricht über den Flachsbau und die Bereitung der Leinwand in der östlichen Schweiz.

95 StATG 8'602'6, 1/20: Freyenmuth, Johann Conrad: Nachricht über den Flachsbau und die Bereitung der Leinwand in der östlichen Schweiz.

96 StATG 8'602'6, 1/20: Freyenmuth, Johann Conrad: Nachricht über den Flachsbau und die Bereitung der Leinwand in der östlichen Schweiz.

97 StATG 8'602'6, 1/20: Freyenmuth, Johann Conrad: Nachricht über den Flachsbau und die Bereitung der Leinwand in der östlichen Schweiz.

Richtschnur machen, immer mehr verschärft werden sollte.»⁹⁸

Mit andern Worten: Freyenmuth ist an technischen Neuerungen in der Landwirtschaft zwar durchaus interessiert, im Textilsektor zeigt sich bei ihm jedoch ein konservatives Beharren mit sozialkritischen Vorbehalten. Dabei ignoriert er die Tatsache, dass sich der industrielle Wandel nicht aufhalten liess und die Beseitigung der mit ihm verbundenen, tatsächlich vorhandenen Missstände allein durch eine Umverteilung des Profits zu erreichen war.

Als Fürsprecher der leinenen Bekleidung betont er – durchaus nachvollziehbar – deren qualitative Überlegenheit. Baumwollenes Bettzeug und Baumwollhemden waren nach seiner Auffassung weit weniger dauerhaft, so dass der Preisunterschied – maschinell gefertigte Baumwollstoffe waren billiger – nachträglich wieder aufgehoben werde. Dies gelte besonders für Baumwollhemden. Personen, «die stark ausdünsten»⁹⁹ sollten deshalb schon aus Haltbarkeitsgründen Leinen- statt Baumwollhemden tragen; denn: «Die Leinwand hat eine gewisse Steife, ein frisches Anfühlen, gleichsam eine Wärme leitende Kraft, was man den Baumwollgeweben nicht geben kann, so dass sie [...] ihre Vorzüge, wie wir hoffen und glauben, fortdauernd behaupten und von den Baumwollstoffen nicht ganz verdrängt werden.»¹⁰⁰

Schliesslich dürfe man auch nicht vergessen, dass «die letzten Reste der abgenützten leinenen und hänfenen [aus Hanf bestehenden] Gewebe, so wenig beachtet solche auch sind,» den Stoff «zu dem so wichtigen Kunsterzeugnis» des Papiers lieferten, welches «in Verbindung mit der Buchdruckerkunst als Mittel der Ausbreitung der menschlichen Kultur und der gesellschaftlichen Verbindungen tagtäglich dient. Jeder Vaterlandsfreund und jeder Freund der Menschheit soll auch desnahen den Lein und Hanf in hohen Ehren halten und wo die Gewebe desselben zum beabsichtigten Zweck dienen können, sich derselben

vorzugsweise vor den Baumwollstoffen bedienen.»¹⁰¹

Den Niedergang der Flachs- und Hanfverarbeitung hat Johann Conrad Freyenmuth nicht aufhalten können. Beides wurde im Thurgau um die Mitte des 19. Jahrhunderts praktisch nur noch zur Selbstversorgung angebaut.¹⁰²

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Freyenmuth in erster Linie die Viehzucht fördern wollte, was damals zweifellos richtig war. Tatsächlich war – und ist – die Bodenbeschaffenheit im mittleren und oberen Thurgau für den Getreideanbau nicht besonders geeignet.¹⁰³ Die Milch- und Fleischwirtschaft versprach höhere Erträge. Hinzu kamen mit der Dampfschiffahrt, deren Anfänge Freyenmuth noch erlebte, später dann auch mit der Eisenbahn bessere Einfuhrmöglichkeiten für Getreide. Auch mit der Arbeiterschaft – mit den «proletaires», wie sie Freyenmuth nennt – entstand eine neue Schicht, die mit Milch und Fleisch versorgt werden musste.

98 StATG 8'602'6, 1/20: Freyenmuth, Johann Conrad: Nachricht über den Flachsbau und die Bereitung der Leinwand in der östlichen Schweiz.

99 StATG 8'602'6, 1/20: Freyenmuth, Johann Conrad: Nachricht über den Flachsbau und die Bereitung der Leinwand in der östlichen Schweiz.

100 StATG 8'602'6, 1/20: Freyenmuth, Johann Conrad: Nachricht über den Flachsbau und die Bereitung der Leinwand in der östlichen Schweiz.

101 StATG 8'602'6, 1/20: Freyenmuth, Johann Conrad: Nachricht über den Flachsbau und die Bereitung der Leinwand in der östlichen Schweiz.

102 Vgl. Brugger, Thurgauische Landwirtschaft (1935), S. 19.

103 Mündliche Auskunft von Paul Rutishauser.

4.5 Die Landwirtschaftsschule

Der Praktiker Johann Conrad Freyenmuth war – wie man heute sagen würde – ein Generalist. Wir haben mehrfach erwähnt, dass sich manches von dem, was er im Bereich der Landwirtschaft erwog und praktizierte, später durchsetzte. Er gab wertvolle Impulse, zum eigentlichen Motor des Fortschritts wurden dann aber erst der 1835 in Bürglen entstandene landwirtschaftliche Verein und die 1839 in Kreuzlingen gegründete landwirtschaftliche Schule, die dem Lehrerseminar Kreuzlingen angegliedert wurde. Deren eigentlicher Initiator war «Armenvater» Johann Jakob Wehrli (1790–1855), der als Seminardirektor den angehenden Lehrern Frömmigkeit, Arbeitsamkeit und Genügsamkeit vermittelte und diese Tugenden auch Bauernsöhnen mit auf den Weg geben wollte.

Freyenmuth unterstützte dieses Vorhaben, zumal ihn die von Wehrli vorgelebten Werte beeindruckten. «In dieser Beziehung ist Herr Wehrli einzig,» führte er vor der Gemeinnützigen Gesellschaft aus, «so voll christlichen, demütigen Sinnes. Ich habe das Seminar auch besucht und mich überzeugt, dass, wo in solchem Geiste gewirkt wird, es begreiflich ist, dass Herr Wehrli ausserordentlich erbaut: er bringt in dasselbe einen Geist, einen christlich religiösen Sinn, so dass seine Arbeit vom gesegnetesten Einfluss sein muss: Ohne das ist das Geld vergeudet. In der durch ihn geleiteten Anstalt [Landwirtschaftsschule] würden die Bauernsöhne nicht verderbt; sie blieben genügsam und zufrieden. Andere Anstalten pflanzen nur Stolz und Hochmut, die Zöglinge sind gleich aller Zucht entbunden und somit sind jene ein blosses Verderben.»¹⁰⁴

Auch in der Auffassung, Bauernsöhne sollten in Kreuzlingen in Naturgeschichte, Bodenlehre, im Obstbau und in der Baumzucht unterwiesen werden, stimmten Freyenmuth und Wehrli überein. Wehrli war jedoch sozialpolitisch fortschrittlicher. Das Kreuzlinger Institut sollte nach seiner Auffassung neben

dem Seminar und der Landwirtschaftsschule auch eine *Armenschule* umfassen. Freyenmuth bezweifelte die Notwendigkeit.¹⁰⁵ Er vertrat die Meinung, zwar solle grundsätzlich jeder Mensch von seiner Arbeit leben können, es sei aber besser, wenn er in jener Schicht bleibe, in die er hineingeboren worden sei. Wörtlich: «Der Nutzen [einer Armenschule] ist gering, und die Kosten [sind] gross. Auch ist die Zahl der armen Kinder in unserm Kanton nicht sehr bedeutend [...]. Die Hauptsache ist immer, dass unter unserer arbeitenden Klasse der Geist genährt und erhalten werde, welcher sie in denen ihnen zukommenden Verhältnissen bewahrt. Es sollen daher diese Leute arm gehalten und erzogen werden: hält man sie dagegen locker, so bekommen sie grosse Ideen und werden umso schlechtere Arbeiter und Bürger.»¹⁰⁶

Ein weiteres Mal zeigt sich hier Freyenmuths sozialpolitische Enge. Jeder hat in seinem Stand zu bleiben. Der Sohn des Nachtwächters soll Nachtwächter werden. Nichts von jenem «*carrière ouverte aux talents*», das zum geflügelten Wort der Französischen Revolution geworden ist und dem Bürgertum zur politischen Macht verholfen hat.

Erst als Wehrli in der Gemeinnützigen Gesellschaft erklärte, man brauche ein Armeninstitut als *Übungsschule* für das Lehrerseminar, gab Freyenmuth seinen sozialpolitisch motivierten Widerspruch auf. Wir werden im Kapitel über die Hungersnot von 1816/17 sehen, wie verhängnisvoll sich sein rückwärtsgewandtes Gesellschaftsbild dort auswirkte, wo er als Mitglied der Exekutive an vorderster Front wirkte.

104 StATG 8'903'0, 1/5: Verhandlungen der Gesellschaft zur Beförderung des Gemeinnützigen im Kanton Thurgau, 29.5.1837, S. 12.

105 StATG 8'903'0, 1/5: Verhandlungen der Gesellschaft zur Beförderung des Gemeinnützigen im Kanton Thurgau, 29.5.1837, S. 12.

106 StATG 8'903'0, 1/7: Verhandlungen der Gesellschaft zur Beförderung des Gemeinnützigen im Kanton Thurgau, 8.5.1838, S. 16–17.

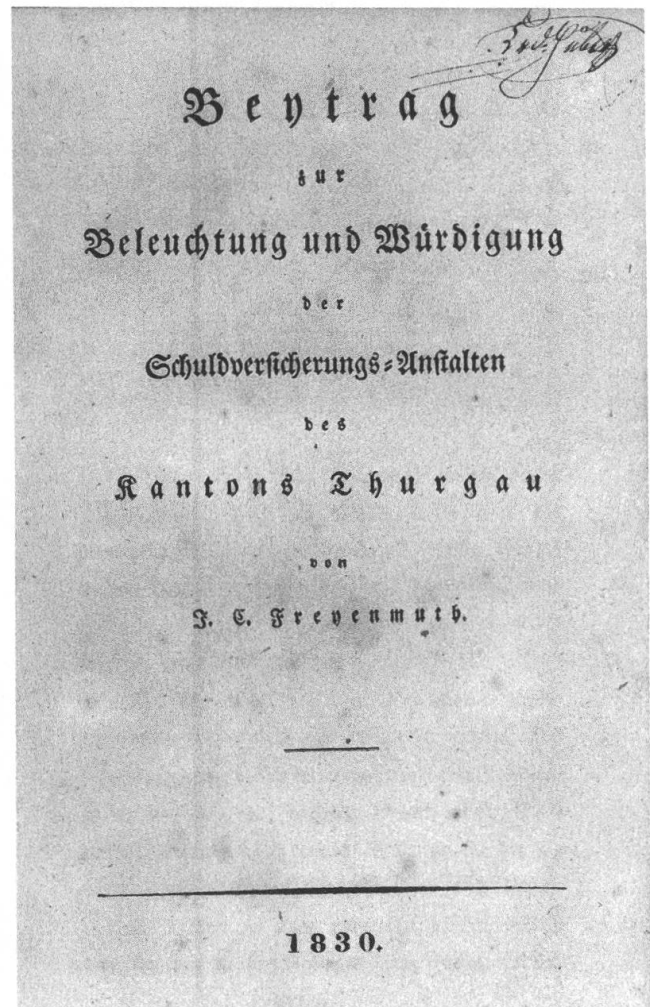
Abb. 7: Das Titelblatt der 1830 erschienenen Schrift von Johann Conrad Freyenmuth zur bäuerlichen Verschuldungsproblematik und zum thurgauischen Kreditwesen.

4.6 Gegen die «Schuldsklaverei»

Schon im zürcherischen Hüntwangen gewann Freyenmuth einen ersten Einblick in die bäuerliche Verschuldungsproblematik. Er habe, schrieb er im Rückblick, um das Jahr 1793 Gelegenheit gehabt, «einige Dörfer in der Herrschaft Eglisau ziemlich genau kennen zu lernen, wirklich fanden sie sich schon damals so sehr verschuldet, dass man nicht im Fall gewesen wäre, in denselben einige tausend Gulden mit Sicherheit weiters anzulegen; es war ein einziger Vermöglicher im Dorfe, der den Bürgern durch das Jahr Vorschüsse machte, dadurch und durch die Schenkwirtschaft, die er betrieb, alles an sich zog, was über die in der Stadt zu bezahlenden Kapitalzinse auf der Landwirtschaft bezogen wurde. Ein grosser Teil der Saaten im Felde wurde alljährlich verschrieben; alle Wochen machte der Weibel des Untervogts die Runde im Dorf, um «Botte» [Vorladungen] anzulegen.»¹⁰⁷

Später stellte Freyenmuth fest, wie die Zahl der Schuldner und die Höhe der Schuldensummen auch im Thurgau anstiegen. 1830 veröffentlichte er eine 67 Seiten umfassende Schrift mit dem Titel: «Beytrag zur Beleuchtung und Würdigung der Schuldversicherungsanstalten des Kantons Thurgau». Im Vorwort bemerkt Freyenmuth: «Nur für den Kanton bestimmt, mag dieses die Unvollständigkeit der Arbeit und den Mangel einer streng logischen Zusammenstellung bei der wenigen Musse, so auf die Abfassung verwendet werden konnte, entschuldigen.»¹⁰⁸

In der Tat handelt es sich um eine sprachlich unbeholfene und inhaltlich fragwürdige Arbeit. Man spürt die Anstrengung des Verfassers, sich als ökonomische Autorität zu profilieren. Er wollte zeigen, dass er nach langem Nachdenken einen Ausweg aus der Schuldenfalle gefunden habe. Da diese dünnleibige Schrift – vor allem in ihrer Vereinfachung durch die liberale Presse – im Thurgau und darüber hinaus wie ein Blitz einschlug und von den Liberalen zugunsten



der Regeneration instrumentalisiert wurde, können wir uns einer eingehenden Darstellung und Analyse nicht entziehen. So komplex und umständlich dies auch sein mag, so erhellend ist es für das Verständnis von Freyenmuths Denken und Verhalten. Diese Schrift ist sein erster und zugleich letzter Versuch, den Lauf der Dinge als politischer Schriftsteller zu beeinflussen.

107 Freyenmuth, Beytrag, S. 19.

108 Freyenmuth, Beytrag, S. 4.

Den Anstoss gab die Gemeinnützige Gesellschaft. Sie tagte am 19. September 1828 in Müllheim und befasste sich dort mit dem thurgauischen Kreditwesen. Mit dieser Thematik hatte sich Freyenmuth seit Jahren, im Grunde seit seiner Hüntwangener Zeit, beschäftigt. Er las einen Aufsatz vor, in dem er ein ausgesprochen düsteres Bild malte und eigene Lösungsvorschläge machte. Der liberale Dr. med. Wilhelm Merk hielt ein Gegenreferat, ob aus dem Stegreif, wissen wir nicht.¹⁰⁹ Da die anschliessende Diskussion keine Klärung brachte, wurde Freyenmuth ersucht, seine Ausführungen – das Protokoll schreibt: «Behauptung»¹¹⁰ – in erweiterter Form drucken zu lassen. Die Mitglieder der Gemeinnützigen Gesellschaft verpflichteten sich, je zwei Exemplare zu übernehmen.

Freyenmuth stellt im Tagebuch fest, die Sache gehe ihm, immer wieder durch Tagesgeschäfte unterbrochen, nicht leicht von der Hand. Am 17. Februar 1830 notiert er: «Ich habe nun endlich den Aufsatz [...] zu Ende gebracht.»¹¹¹ Bevor er ihn in eine Druckerei nach Winterthur sandte, übergab er ihn dem Frauenfelder Pfarrer und Historiker Johann Caspar Mörikofer (1799–1877), dem ehemaligen Hauslehrer seiner Töchter, zur Korrektur.

Wenig später stellt Freyenmuth im Tagebuch fest: «Herr Provisor [Mörikofer], der den Aufsatz durchlas, hält die Darstellung zu sombre, das Gemälde zu düster und glaubt, dass die Appenzeller Zeitung eine scharfe Kritik liefern werde. Allein dies soll mich nicht hindern, die Abhandlung zur Kenntnis des Publikums zu bringen. Ich wünsche die Ansicht eines erfahrenen und gelehrten Staatswirtes darüber zu vernehmen; die Kritik eines Geistlichen, der nie über die Sache nachgedacht, hat wenig Wert und kann nur aus undurchdachten Ansichten hervorgehen. Einen Angriff auf meine Ansichten habe ich auf jeden Fall zu gewärtigen.»¹¹²

Mörikofer beschreibt den Sachverhalt mit den Worten: «Als Freyenmuth, um der immer grösser

werdenden Verschuldung der Bauern zu wehren, seine wohlgemeinten, aber illiberalen und kurzsichtigen Vorschläge herausgeben wollte, und er mir die Schrift zur Verbesserung der Redaktion in die Hand gab, machte ich dringende Vorstellungen gegen die Veröffentlichung, weil ich überzeugt war, dass diese Auslassung der Opposition eine willkommene Handhabe darbiete, wie solche denn auf's schärfste erfolgte.»¹¹³

Wo lag der Stein des Anstosses? Weshalb hatte dieses komplexe kleine Werk eine derart spektakuläre politische Wirkung? – In der Einleitung beklagt Freyenmuth die Armut der bäuerlichen Bevölkerung. Sie leide unter einer Schuldenlast, für die sie die jährlichen Zinsen kaum aufbringen könne. Es fehle dem Landmann am nötigen Betriebskapital. Vieh werde «auf Borg bei den Juden und auch herwärtigen Viehhändlern»¹¹⁴ gekauft, selbst zur Anschaffung von Ackergeräten müssten Kredite aufgenommen werden. Immer häufiger komme es zu Konkursen. Da es im Thurgau keine grosse Stadt mit angehäuften Kapital gebe, müssten die Bauern das Geld bei Kreditoren in Konstanz, St. Gallen, Winterthur, Zürich oder Basel leihen. Deshalb fliesse ein grosser Teil der im Thurgau erwirtschafteten Erträge in Form von Zinsen in besagte Städte. Die dort lebenden Kapitalisten würden zwar von diesem Geld aus dem Thurgau profitieren, aber nicht den geringsten Beitrag an den thurgauischen Staatshaushalt leisten.

So werde der «ganze reine Ertrag des Territorialkapitals» in der Fremde «verzehrt und durchge-

109 StATG 8'903'2, 1/0: Protokoll der Verhandlungen der Gemeinnützigen Gesellschaft, 19.9.1828.

110 StATG 8'903'2, 1/0: Protokoll der Verhandlungen der Gemeinnützigen Gesellschaft, 19.9.1828.

111 StATG 8'602'16, 2/17: Tb, 17.2.1830.

112 StATG 8'602'16, 2/17: Tb, 20.3.1830.

113 Mörikofer, Erinnerungen, S. 53.

114 Freyenmuth, Beytrag S. 6.

bracht». Die Lehensherren hätten früher erhebliche Beiträge für die Allgemeinheit geleistet, die fremden Kreditoren trügen hingegen nichts zum thurgauischen Gemeinwohl bei. Während es sich die fremden Kapitalisten gut gehen liessen, würden die Schuldbauern, die formellen Inhaber der Güter, ihr «geplagtes Leben unter Anstrengungen» fristen, «die man dem Lastvieh nicht zumuten würde». ¹¹⁵

Danach folgt ein ausufernder historischer Abriss, der dem Verfasser gute Geschichtskennntnisse attestiert, und dem Leser den Eindruck vermittelt, die Abhängigkeitsverhältnisse in der Zeit vor 1798 seien gar nicht so drückend gewesen. Die Bauern hätten «zwar ohne Reichtum im Allgemeinen, doch in einem gewissen Grad von Wohlhabenheit» ¹¹⁶ und jedenfalls ohne Verschuldung gelebt. Lehenshöfe seien nicht zerstückelt worden und bei Verschreibungen sei das Einverständnis des Lehensherrn erforderlich gewesen. Aus alledem sei ein «schlichter häuslicher Sinn der Landbevölkerung» ¹¹⁷ hervorgegangen und diese vor Prozessen und Konkursen bewahrt worden.

Mit der Helvetik kam nach Freyenmuth die negative Wende: Eine neue gesetzliche Regelung habe fremden Kapitalisten Rechtssicherheit verschafft und ihnen den Entscheid, im Thurgau Geld anzulegen, erleichtert. Freyenmuth dachte in erster Linie an die 1803 eingeführte Schatzungsgarantie, die den Gemeindeammännern und Gemeinderäten die Befugnis übertrug, bäuerliche Grundstücke (später auch darauf stehende Liegenschaften) zu schätzen. Sie besiegelten damit ihre persönliche Haftung (Schatzungsgarantie) für ausgeliehenes Kapital samt Zinsen.

Freyenmuth vertritt die Meinung, die Gemeindevorteiler hätten den Wert der Liegenschaften im Bestreben, den Bauern zu Krediten zu verhelfen, vielfach zu hoch geschätzt. Immer häufiger sei der bis 1798 verfolgte Grundsatz, nach welchem der Wert der verpfändeten Güter mindestens das Doppelte des geliehenen Betrags ausmachen müsse, verletzt worden.

Gegen die Absicht ihrer Initianten (zu denen Freyenmuth gehörte) habe ferner die 1806 geschaffene Brandassekuranz die Kreditaufnahme begünstigt, da die Gebäude auch im Hinblick auf die Feuerversicherung möglichst hoch veranschlagt worden seien. Dies habe sich negativ auf das Kreditwesen ausgewirkt, da die geschätzten Liegenschaften als Unterpfand neuer Kredite dienten. Im Gegensatz zum Grund und Boden würden die zu hoch veranschlagten Liegenschaften jedoch nichts abwerfen, sondern seien im Gegenteil mit steigenden Unterhaltskosten verbunden: «Ein Gebäude auf dem Lande ist desnahen an sich schon als ein Passiv-Kapital anzusehen; und wie kann es dem Besitzer, wenn schon seine Grundstücke, mehr als sie ertragen können, belastet sind, möglich sein, noch von den Gebäuden einen Zins zu bezahlen?» ¹¹⁸

Während *Pachtbauern* in anderen Ländern ein bescheidenes, aber hinreichendes Auskommen hätten, müssten viele Thurgauer Bauern, die mit geliehenem Geld eigenes Land bebauten, darben, um die Zinsen bezahlen zu können. – Dem möglichen Vorwurf, er führe die bäuerliche Verschuldungsproblematik ausschliesslich auf das Hypothekenwesen zurück, hält Freyenmuth entgegen, auch er erkenne, dass es daneben noch andere Ursachen gebe. Er erwähnt die Folgen der Ablösung alter Lasten, Missernten und Preisschwankungen. Bezeichnenderweise hebt Freyenmuth auch hier den warnenden Zeigefinger, indem er auf die nach 1798 eingetretene Vernachlässigung der Sekundärtugenden hinweist: Man fröne dem Kleiderluxus und dem verderblichen Genuss alkoholischer Getränke, was die Verschuldungstragödie verschärfe. ¹¹⁹

115 Freyenmuth, Beytrag, S. 48.

116 Freyenmuth, Beytrag, S. 13.

117 Freyenmuth, Beytrag, S. 20.

118 Freyenmuth, Beytrag, S. 35.

119 Freyenmuth, Beytrag, S. 30–31.

Ein rechtschaffener Landwirt musste nach Freyenmuth einen Teil des erwirtschafteten Ertrags für die Wechselfälle des Schicksals zurücklegen. Die Revolution von 1798 und der mit ihr verbundene Freiheitsrausch hätten den bisher genügsamen Landmann jedoch übermütig gemacht: «Man dichtet sich Wirtschaftspläne und Entwürfe zu Verbesserung ohne alle Sachkenntnis und ohne die Schwierigkeiten und Kosten zu ahnen, denen die Ausführung unterliegen werde. Man [...] überlässt sich sanguinischen Hoffnungen, erwartet gegen den gewöhnlichen Gang der Natur immer Jahre des guten Gedeihens, volle Ernten und hohe Preise; anstatt dessen folgen von Zeit zu Zeit Jahre des Misswachses [...]; ohne der vielen Zufälligkeiten zu gedenken, denen die Gebäude, die Produkte, der Viehstand, die Geräte usw. ausgesetzt sind, und wo ein einziger Unfall oder ein Missgeschick den ganzen reinen Ertrag des Jahres verschlingen kann. So werden alle Jahre grosse Summen durch unkundige Unternehmer eingebüsst, und mancher bereut zu spät, der Warnung, die ihm zur Zeit erteilt worden, kein Gehör gegeben zu haben.»¹²⁰

Freyenmuth betont, er sei keineswegs *grundsätzlich* gegen das «formelle Eigentum». ¹²¹ Er vertritt jedoch die Meinung, die Entwicklung zum bäuerlichen Privateigentum sei infolge des Kreditwesens ohne Mass und Ziel erfolgt: «Allein so wie fast alles, was nicht in gewissen Schranken gehalten wird, in Nachteil und Schaden übergeht, so ist es auch mit dem Kredit auf Liegenschaften: das Übermass führt zum Verderben». ¹²² – Die alten Lehensgüter seien allzu stark zerstückelt und von den Bauern zu weit überhöhten Preisen gekauft worden. Die mit der Helvetik einsetzende Ausdehnung der Niederlassungsfreiheit habe diesen Prozess noch verstärkt, das Kaufinteresse von Leuten aus anderen Kantonen die Güterpreise weiter in die Höhe getrieben.

Nur am Rande erwähnt Freyenmuth die Belastung der Bauern durch die indirekten Steuern, unter denen die im Hinblick auf die Viehzucht wichtige

Salzsteuer die drückendste war, und kein Wort verliert er über die vielfach beklagten bäuerlichen Frondienste im Strassenbau. Fast zur gleichen Zeit lässt Thomas Bornhauser einen Thurgauer in der Appenzeller Zeitung klagen: «Wenn ich nur nicht so viele Abgaben zahlen müsste!»¹²³ – Diese rhetorisch geschickte Klage fand gerade im bäuerlichen Mittelstand, dem Hauptreservoir der Regeneration, weit mehr Anklang als Freyenmuths rückwärts gewandte Betrachtung und seine – wie Mörikofer zurecht feststellte – «illiberalen» Lösungsvorschläge, denen wir uns im Folgenden zuwenden.

*

Freyenmuth will das nach 1798 entstandene Kreditwesen gesetzlich einschränken. Allein dadurch könne der Thurgau jenen «Grad von Kraft und Wohlstand erhalten», der den «Zweck einer weisen Staatsverwaltung» darstelle.¹²⁴ Nur so könne der Bauer vor dem Elend bewahrt werden, das die Fabrikarbeiter zu erdulden hätten: «Der Besitzer des Grund[es] und Bodens soll nicht als ein blosser Lohn- und Fabrikarbeiter erscheinen, von dem der Fabrikherr, dem der Überschuss auf der Produktion zufließt [Marx wird dies später Mehrwert nennen], auswärts wohnt, der dem Angestellten einen möglichst kargen zugemessenen Taglohn, so lange er seinen Vorteil dabei findet, bezahlt [was nach Marx zur Reproduktion der Arbeitskraft nötig ist], sich übrigens aber weder um ihren physischen noch ihren moralischen Zustand weiter interessiert, noch irgend eine Verpflichtung gegen dieselben sich aufliegen lässt.»¹²⁵

120 Freyenmuth, Beytrag, S. 45.

121 Freyenmuth, Beytrag, S. 48–49.

122 Freyenmuth, Beytrag, S. 48–49.

123 Appenzeller Zeitung, Nr. 26, 26.6.1830.

124 Freyenmuth, Beytrag, S. 57.

125 Freyenmuth, Beytrag, S. 56.

Statt wie bisher vom hypothekarischen Wert soll die Kreditnahme künftig vom erzielten Ertrag des Landes abhängen. Der Kredit darf sich nicht mehr nach dem Kaufpreis richten, damit künftig nicht *mehr* Zinsen zu bezahlen sind als das Gut abwirft. Der Bauer soll fortan nur noch die Hälfte des Kaufpreises in Form eines Kredits aufnehmen, ein Gut nur bis zur Hälfte seines Werts auf unbestimmte Zeit verpfänden können.

Was manche Leser übersahen, sei es geflissentlich oder weil die Sache in der Tat verwirrend war: Freyenmuths «Bemerkungen» lassen weniger bemittelten, aber fleissigen Bauern eine Hintertüre offen: Auch die andere Hälfte des Kaufpreises soll nämlich, zeitlich befristet auf zehn Jahre, als Pfand dienen können. In diesem Fall muss der Debitor das Geld für die verlangte Rückzahlung in zehn Jahren erwirtschaften oder wieder einen Kreditur finden, der bereit ist, ohne garantierte Sicherheit durch ein Pfand einzuspringen. Wem dies nicht gelinge, der gehe «früher oder später zu Grunde; er ist bereits für verloren zu achten und soll den Ankauf unterlassen. Der Grund und Boden solle nicht von durchaus entkräfteten Leuten besessen werden.»¹²⁶

Ferner schlägt Freyenmuth vor, die Schatzungs-garantie (Pfandschatzung) durch Gemeindevertreter abzuschaffen, da sie «ein künstliches, unnatürliches, an sich gefährliches Mittel ist, den Kredit auf eine gefährliche Weise zu steigern».¹²⁷ – Immobilien sollen künftig nicht mehr als Pfand zugelassen werden: «Durch die Nichtgestattung der Verpfändung könnte den nachteiligen Folgen der Brandassekuranz wenigstens zum Teil vorgebogen werden; allein hiermit dürfte noch ein Dezennium zugewartet werden, bis die Begriffe des Publikums über sein eigenes Interesse aufgeklärter geworden als sie es gegenwärtig sind.»¹²⁸

Was die Besteuerung betrifft, schlägt Freyenmuth vor, bäuerliche Güter in Zukunft ohne Rücksicht auf die Schulden, die auf ihnen liegen, zu besteuern. Bisher konnten verschuldete Bauern die Schuldzinsen steuer-

lich geltend machen, wenn sie den erzielten Ertrag überstiegen, musste praktisch nichts bezahlt werden. Wer Geld aufnehmen wollte, sollte nach Freyenmuth künftig daran denken, dass zuerst dem Fiskus und in zweiter Linie dem Geldgeber Tribut zu zollen sei.

Im letzten Teil der Vorschläge stösst der durch Redundanzen ermüdete Leser auf einen der Angelpunkte von Freyenmuths Überlegungen: Der Kanton Thurgau soll kantonsfremde Kreditoren künftig besteuern können. Im Tagebuch schreibt Freyenmuth: «Eine Hauptidee der Abhandlung ist das im letzten Abschnitt dargestellte, nämlich die Idee der Besteuerung und die Belegung der Kapitalien der auswärtigen Kreditoren. Die Ansicht ist neu. In humanistischer Hinsicht halte ich die Sache fast für ein non plus ultra. Ob aber je dies System ins Werk gesetzt werden wird, ist freilich sehr zweifelhaft, da das Privatinteresse der reichen Städte dagegen streben und man nicht genug Selbständigkeit und Kraft haben wird, das System durchzusetzen.»¹²⁹

In seiner Schrift gibt sich Freyenmuth allerdings optimistischer, beruft sich letztlich aber auch hier recht vage auf den Gemeinsinn fremder Kreditgeber: «Würde das Maximum dieser Abgabe, das nie und unter keinen Verhältnissen überstiegen werden soll, zu zwei von Hundert der reinen Zinseinnahme festgesetzt, wovon die eine Hälfte der Gemeinde, in der die Hypothek liegt, die andere aber dem Staat zufließen soll, so sollte sich darüber kein humaner, billig denkender Kreditur, der leben und leben lassen will, beklagen, umso weniger als er dadurch allgemeinen Verpflichtungen nur Genüge tat. Es ist überhaupt weit natürlicher, Einkünfte da zu versteuern, wo sie fließen als wo sie verzehrt werden.»¹³⁰

126 Freyenmuth, Beytrag, S. 60.

127 Freyenmuth, Beytrag, S. 58.

128 Freyenmuth, Beytrag, S. 67.

129 StATG 8'602'16, 2/17: Tb, 17.2.1830.

130 Freyenmuth, Beytrag, S. 63.

Freyenmuths denkt also auch an die Kantonskasse. Die Mehreinnahmen des Staates sollten in einen Fonds fliessen. Mit den Mitteln aus diesem Fonds könne der Kanton den auswärts verschuldeten Bauern helfen, ihre fremden Schuldtitel abzulösen. Anders gesagt: Der Kanton soll als Gläubiger an die Stelle der auswärtigen Kreditoren treten. Freyenmuth erhoffte sich davon einen wirtschaftlichen Aufschwung, der den Kanton irgendwann sogar – ein geradezu utopischer Gedanke – in die Lage versetzen könne, auf *direkte* Steuern zu verzichten. – Dies stand im Widerspruch zum liberalen Credo, wonach die direkten, auf dem Einkommen und Vermögen haftenden Steuern sozial gerechter sind als die indirekten.

Was sollte mit jenen verschuldeten Debitoren geschehen, die ihre Zinsen nicht bezahlen, geschweige denn sich loskaufen konnten? – Freyenmuth schreibt: «Wer alljährlich zurückschlägt [Defizite macht] und desnahen neue Anleihen kontrahieren muss, dem ist nicht von Grund auf zu helfen; er verkaufe einen Teil seiner Güter, zahle dadurch einen Teil seiner Schulden; er gebe sich Mühe, sich durch Fleiss, Sparsamkeit und Einschränkung gegen die Verarmung zu stemmen und ihr zuvorzukommen, anstatt durch neue Geldaufbrüche [Anleihen] dem sicheren Untergang entgegen zu eilen.»¹³¹

*

«Hättest du geschwiegen, wärest du ein Philosoph geblieben!» – Nicht wenige von Freyenmuths wohlgesinnten Bekannten dachten wahrscheinlich so, als sie seine Schrift lasen. Von Mörkofer war schon die Rede. Im Tagebuch berichtet Freyenmuth von einem Gespräch mit dem Basler Professor Bernoulli, bei dem es sich wahrscheinlich um Christoph Bernoulli (1782–1863) handelt. «Mit meinen Ansichten [in den ‚Bemerkungen‘] scheint er nicht einverstanden zu sein», hält Freyenmuth fest und fährt fort:

«Er sieht das Hypothekarwesen ganz vom mathematischen Standpunkt an als einen Geldverkehr, wo jeder nur sein Interesse beabsichtige und für dasselbe möglichst besorgt sei; wenn der Grundbesitzer Geld aufnehme, so werde er es für seinen besten Nutzen tun. [...] Der Bauer würde nicht Geld à 4–5 % aufnehmen, wenn er nicht 8–9 % davon ziehen würde.» – Freyenmuth sah darin die Sichtweise «des egoistischen Kaufmanns und des von gleicher Gesinnung beseelten Kapitalisten, bei welchem die Dörfer ganz zur Armut gebracht werden.»¹³²

Bernoullis Denkweise orientierte sich an der liberalen Lehre, die auf die positiven Auswirkungen des Eigennutzens setzt und den Staatsinterventionismus ablehnt. Freyenmuth ging mit den dirigistischen Vorschlägen in den «Bemerkungen» eher vom Merkantilismus aus. – Die Zukunft gehörte dem Liberalismus.

Es kam so, wie es Mörkofer vorausgesehen hatte. Anders als in Bern oder Solothurn, gab es im Thurgau kein Patriziat, das nach liberalem Dafürhalten entmachtet werden musste. Man konnte höchstens von einem Kleinen Rat sprechen, der – man denke an Morell – aristokratische Allüren hatte und eher konservativ agierte. Nach dem Erscheinen der «Bemerkungen» konnten die liberalen Heisssporne argumentieren, Freyenmuth, der den Finanzen und dem Strassenbau vorstand, propagiere in sozialpolitischer und wirtschaftlicher Hinsicht eine Rückkehr zu vorrevolutionären Zuständen. Es ist auffallend, dass es dabei gar nicht zu einer zweiseitigen Auseinandersetzung kam; den liberalen Angreifern stellte sich nämlich niemand entgegen, der bereit gewesen wäre, Freyenmuths Vorschläge öffentlich zu verteidigen. Auch hier zeigt sich letztlich, wie morsch das Restaurationssystem und wie einzelgängerisch

131 Freyenmuth, Beytrag, S. 59.

132 StATG 8'602'16, 2/17: Tb, 21.7.1830.

Freyenmuth in seinen Ansichten geworden war. Abgesehen davon war Freyenmuths komplizierte Schrift nicht dazu geeignet, die Schuldbauern, um die es ja ging, zu mobilisieren. Im Gegensatz dazu gelang es den Liberalen um Bornhauser als *terribles simplificateurs* mit griffigen Parolen zu operieren. Soweit es sich dabei um liberale Pfarrherren handelte – wir werden später ausführlicher darauf eingehen –, waren sie es gewohnt, zum Volk zu sprechen; in ihren politischen Verlautbarungen hielten sie sich, ohne es mit der Wahrheit allzu genau zu nehmen, an das erfolgversprechende Motto «kurz und klar».

Ein wichtiges Sprachrohr der liberalen Opposition war die auch von oppositionellen Thurgauern gelesene und mit Artikeln belieferte Appenzeller Zeitung. Sie stand unter der Leitung des Arztes Johannes Meyer (1799–1833), den man, wegen seiner – im Gegensatz zu Freyenmuth – spitzen Feder auch als «Mirabeau von Trogen» bezeichnen könnte.

Am 29. Mai 1830 erschien in der Appenzeller Zeitung ein erster anonymer Artikel über Freyenmuths «Bemerkungen». Mit Freyenmuths Massnahmenkatalog nimmt es der Verfasser nicht allzu genau. So behauptet er fälschlicherweise, Freyenmuth wolle ein Gesetz, nach dem «keiner seine Liegenschaften höher als um die Hälfte des Kaufpreises verpfänden dürfe, mit anderen Worten: dass keiner ein Gut kaufen dürfe, wenn er es nicht zur Hälfte bar oder doch in den nächsten zehn Jahren bezahlen kann».¹³³ – Besonders der «Mittelmann» müsse sich für Freyenmuths Ausführungen interessieren; «denn hier geht es an das Leben des Mittelstandes».¹³⁴ – Um die Bedeutung dieses Hinweises ermessen zu können, muss man berücksichtigen, dass die Regeneration im Kern eine bäuerlich-mittelständische Bewegung war.¹³⁵

In einem zweiten Artikel schleuderte Redaktor Meyer Freyenmuth den «Donnerkeil des Mirabeau von Trogen» entgegen. «Nicht bloss einzelne Männer», schreibt er, «sondern das ganze Thurgau wird sich hoffentlich gegen diese Vorschläge ins Feld las-

sen. Wir trauen unseren eigenen Augen kaum, wenn wir lesen, ein Regierungsrat eines Schweizer Kantons trage solche Projekte mit sich im Kopfe herum, ja wage es sogar, sie bekannt zu machen. Kein absoluter Monarch würde sich heutzutage erlauben, solche Verordnungen zu treffen; kein ehemaliger schweizerischer Landvogt hätte sich jemals dazu erdreistet. Ein sehr grosser Teil (vielleicht über die Hälfte) der fleissigen und arbeitsamen Bewohner des Thurgaus würde dadurch vom Besitztum von Grund und Boden ausgeschlossen, das abscheuliche Joch der Lehnherrschaft über ihren Nacken geworfen und so für sie der Weg zu einer Art Leibeigenschaft oder ägyptischer Dienstbarkeit gebahnt.»¹³⁶ Man könne nur hoffen, dass weder die Regierung des Thurgaus noch eines anderen Kantons «solchen despotischen Anträgen» Gehör leihen werde. Andernfalls wäre es eine «heilige Pflicht» der Bundesbehörden, «solche frevelhafte Attentate gegen die politische und bürgerliche Freiheit mit aller Kraft und allem Nachdruck abzuwehren».¹³⁷

Nach diesem Gewitter liess sich Bornhauser, der Freyenmuth von der Gemeinnützigen Gesellschaft her kannte und nach eigenem Bekunden in mancher Hinsicht schätzte und nicht beleidigen wollte, folgendermassen vernehmen: Freyenmuths Analyse sei zu düster. Der Arzt, der stets mit Kranken zu tun habe, glaube, die halbe Welt sei krank, und so gehe es auch dem für den Fiskus zuständigen Freyenmuth. «Ist es also ein Wunder, wenn der Finanz-Mann, vor dessen Adlauge jeder Wohlhabende seinen Mammon verbirgt, bei dessen gefüllter Geldkiste jeder Dürftige anklopft, auf den Glauben kommt, das Land sei voll Bettler?»¹³⁸ – Die Thurgauer seien nie reich gewesen,

133 Appenzeller Zeitung, Nr. 22, 29.5.1830.

134 Appenzeller Zeitung, Nr. 22, 29.5.1830.

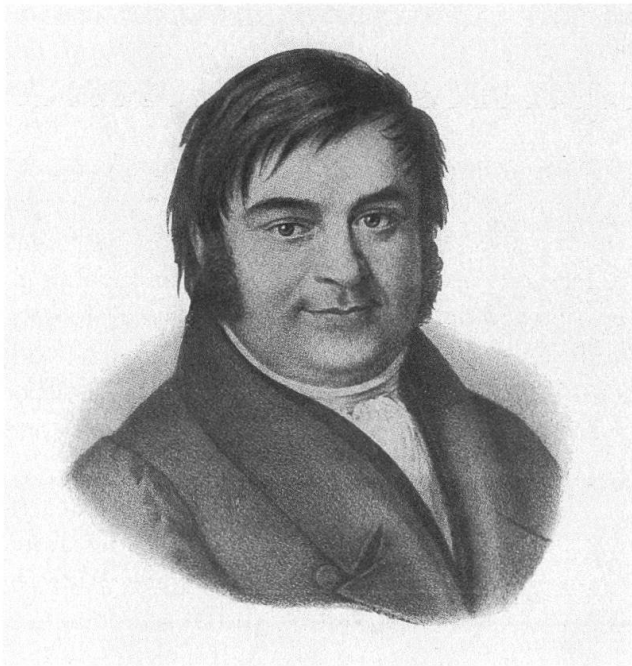
135 Vgl. Soland, Eder.

136 Appenzeller Zeitung, Nr. 22, 29.5.1830.

137 Appenzeller Zeitung, Nr. 22, 29.5.1830.

138 Appenzeller Zeitung, Nr. 23, 5.6.1830.

Abb. 8: Thomas Bornhauser (1799–1856), Pfarrer und Dichter, wurde 1830/31 zum Anführer der thurgauischen Regenerationsbewegung.



Schulden kein zwingender Beweis für die Armut des Landes. Das aufgenommene Geld habe die Freiheit des Thurgaus, die Ablösung der Grundzinsen und Zehnten und die Verbesserung des Bodens befördert. All dies fehle in Freyenmuths Rechnung.

Nicht genauer als Meyer hält es Bornhauser mit Freyenmuths Vorschlägen zur Lösung der Verschuldungsproblematik. Erneut finden wir die vereinfachende Behauptung, Freyenmuth verlange die gesetzliche Festsetzung der Höchstbelehnung von Liegenschaften auf die Hälfte ihres Kaufpreises. Wir haben weiter oben ausdrücklich erwähnt, dass Freyenmuth die Ausdehnung der Höchstbelehnung bis auf 100 % offen liess. Bornhauser behauptet, nach Freyenmuth könne *niemand* ein Gut erwerben, der nicht im Stande wäre, es zur Hälfte bar zu bezahlen; «dass also der fleissige, aber arme Landmann vom Besitztum der mütterlichen Erde *ganz* ausgeschlossen würde.»¹³⁹

Freyenmuths Idee, die Güter ohne Rücksicht auf die Verschuldung zu besteuern, war nach Bornhauser

«das Losungszeichen zu einem allgemeinen Aufstand».¹⁴⁰ Die von Freyenmuth in Betracht gezogene Ablösung fremder Schuldtitel durch den Kanton hielt Bornhauser für verwerflich, weil dadurch eine Abhängigkeit von einer womöglich noch schlimmeren abgelöst werde: «Der Einsender dieses Artikels kennt ein Dorf, wo die Vorsteher es auch dahin gebracht haben, dass die Schulden alle im Dorfe selbst verzinst werden müssen. Die Folge aber davon ist, dass nun alle Bürger in der grossen Abhängigkeit von diesen Dorfdespoten leben. Wenn unsere Bauern nach Basel, Zürich und Winterthur zinsen, so tut doch der ferne Zinsherr ihrer bürgerlichen Freiheit keinen Abbruch. Wenn hingegen der Staat allmählich alle auswärtigen Zinsschriften einlösen würde, so müsste mit der Zeit ein grosser Teil unserer Bürger durchaus abhängig werden von der vollziehenden Behörde. Mancher Beamte, mancher Kantonsrat müsste mit Furcht und Zittern nach dem Willen des Kleinen Rates stimmen oder Gefahr laufen, von Haus und Heimat vertrieben zu werden. Es entstände mit einem Worte eine neue Klasse von Bürgern, eine Art von Kronbauern, die [...] für einen Freistaat eine bedenkliche Erscheinung sein müssten.»¹⁴¹

Im Gegensatz zu Freyenmuth weist Bornhauser auf die drückende Last der *indirekten* Steuern hin.

139 Appenzeller Zeitung, Nr. 23, 5.6.1830 (Hervorhebung durch den Verfasser dieser Biographie).

140 Appenzeller Zeitung, Nr. 23, 5.6.1830.

141 Appenzeller Zeitung, Nr. 23, 5.6.1830. Werner Althaus, der Bornhausers Abhandlung offensichtlich nicht genau analysiert hat, erkennt im vorgeschlagenen Ankauf fremder Schuldtitel die in die Zukunft weisende Absicht der Einrichtung einer Kantonalbank (Althaus, Geld, S. 234). Wir halten diese Interpretation für etwas gewagt. – Auch Althaus spricht von einer Festsetzung der Höchstbelehnung des Güterpreises auf 50 % ihres Kaufpreises und verwendet in diesem Zusammenhang den missverständlichen Begriff «Liegenschaften», während Freyenmuth nur den Grund und Boden ohne die darauf stehenden Liegenschaften meint.

Freyenmuth sei als Präsident der Finanzkommission schon immer darauf bedacht gewesen, den Säckel des Staates zu füllen, während «ein vernünftiger Finanzmann lieber das Schulwesen heben als jährlich einige 1000 fl. vorschlagen will».¹⁴²

Bornhausers äusserst geschicktes Fazit:¹⁴³ Freyenmuth wolle die thurgauische Landbevölkerung in die alte Abhängigkeit zurück führen. Er, Bornhauser, habe dagegen «lieber eine mühsame und sorgenvolle Freiheit als eine dumpfe gedankenlose Knechtschaft».¹⁴⁴

Mit Fug und Recht schreibt Albert Leutenegger der Bornhauser'schen Replik eine «grundsätzliche Bedeutung» zu: «Einem mutigen thurgauischen Bürger war es gelungen, regierungsrätliche Fachkenntnis allen Ernstes in Zweifel zu ziehen. Dies festigte die Entschlossenheit der jungen Garde ausserordentlich. Ohne Übertreibung lässt sich sagen, dass die wohlgemeinte Broschüre Freyenmuths einen Nagel zum Sarg der thurgauischen Restaurationsordnung bedeutet habe.»¹⁴⁵

Die Propaganda in der Appenzeller Zeitung gegen Freyenmuth hatte geradezu Methode. Auf verhältnismässig moderate Artikel (wozu wir auch jenen von Bornhauser zählen) folgen solche, die an Schärfe kaum zu überbieten sind. Dazu gehört ein Pamphlet mit ausgesprochen biblischem Duktus. Es könnte durchaus vom radikalen, mit Thomas Bornhauser befreundeten Aawangener Pfarrer Johann Jakob Hauser (1784–1850) stammen. – Freyenmuth wird darin als «Messias der Finanzen»¹⁴⁶ bezeichnet, der die armen Thurgauer von ihrem Elend erlösen wolle: «Da entstund viel Redens und ein grosser Eifer, also dass ein gewaltiger Lärm zu hören war in den Wirtshäusern und wo die Leute sonst pflegen zusammen zu kommen. Und viele schrienen laut, dass man's weit herum hörte: Siehe, es ist ein falscher Prophet unter uns auferstanden, der mit trüglichem Schein uns verleiten will auf allerlei Irrwege und uns verstricken in die Netze, in welchen weiland unsere Väter gefangen

sassen zur Zeit ihrer eidgenössisch-babylonischen Gefangenschaft.»¹⁴⁷ Mit blankem Zynismus ruft der Autor im Hinblick auf Freyenmuths Vorschlag, der Staat solle fremde Schuldbriefe zurück kaufen, aus: «Darum tretet ab, diese eure Freiheit dem Staat, der da ist ein allmächtiger Herr und von Rechtens wegen euer Gebieter, dem ihr alles zu verdanken habt, was ihr seit und habet, und den ihr verehren und ihm allein dienen sollet.»¹⁴⁸ Jedermann müsse nach Freyenmuth alles dem Staat abtreten, «sintemal folgsam der Staat Thurgau unumschränkter und ausschliesslicher Eigentümer vom thurgauischen Hab und Gut, Land und Leuten ist. Amen!»¹⁴⁹

Eine über den Thurgau hinaus reichende Beachtung fand Freyenmuths Schrift durch Besprechungen in zwei in Zürich erscheinenden liberalen Blättern. «Ein thurgauischer Magistrat,» heisst es in der Züricher Freitags Zeitung, «scheint sich sehr zu kränken, dass fremde Kapitalien in seinen Kanton hineinzögen, und er schlägt dagegen Mittel vor, die wenig Ansicht über wahre Nationalökonomie verraten, geschweige, dass deren Ausführung unmöglich ist [...]»¹⁵⁰ Andernorts würde man sich beglückwünschen, dass – wie im Thurgau – fremde Kapitalien ins Land flössen, und darin ein Aufblühen des Kantons erkennen.¹⁵¹

Eine sachlich einwandfreie, allerdings anonyme Entgegnung lieferte die Schweizerische Monats-Chronik. Nach Freyenmuth war Eduard Sulzer (1789–

142 Appenzeller Zeitung, Nr. 23, 5.6.1830.

143 Auch Albert Leutenegger spricht von einer «geschickten Widerlegung» (Leutenegger, Rückblick, S. 49).

144 Appenzeller Zeitung, Nr. 23, 5.6.1830.

145 Leutenegger, Rückblick, S. 49.

146 Appenzeller Zeitung, Nr. 26, 26.6.1830.

147 Appenzeller Zeitung, Nr. 26, 26.6.1830.

148 Appenzeller Zeitung, Nr. 26, 26.6.1830.

149 Appenzeller Zeitung, Nr. 26, 26.6.1830.

150 Züricher Freitags Zeitung, Nr. 23, 4.6.1830.

151 Züricher Freitags Zeitung, Nr. 23, 4.6.1830.

1857) der Verfasser. Sulzer war am Fellenberg'schen Institut in Hofwil als Lehrer für deutsche Sprache tätig gewesen und als Verfasser volkswirtschaftlicher Abhandlungen bekannt geworden. In Freyenmuths Tagebuch lesen wir: «In der Zürcher Monatschronik ist eine Rezension über meine Schrift über das Schuldenwesen; sie ist wahrscheinlich von Herrn Eduard Sulzer; allein die Kritik ist nur oberflächlich; der Verfasser der ‚Ideen über Menschenbeglückung‘ hätte tiefer eindringen sollen.»¹⁵²

Der Verfasser des erwähnten Artikels in der Monats-Chronik macht geltend, Schulden und Armut seien, ökonomisch gesehen, verschiedene Begriffe. «Nur dann beurkunden Schulden Armut, wenn sie dem Aktivstande des Vermögens gleich kommen oder denselben noch überschreiten. Wäre dies mit den Schulden und dem allgemeinen Territorialvermögen des Kantons Thurgau der Fall, so müsste man unbedingt den Klagen des Herrn Freyenmuth beistimmen; allein die Angaben, welche er deswegen gibt, beweisen dies noch keineswegs, sondern sie zeigen nur, dass in den letzten zwei Dezennien bedeutende Summen (vorzüglich in Folge der politischen Veränderungen) aufgenommen wurden; sie lassen aber ununtersucht, ob und wie weit durch dieses Mittel die Landwirtschaft und die Gewerbe insgesamt gehoben wurden, und wie viel die erhöhte Rente dieser hinter den Zinsen der neu kreierte Schulden zurück stehe.»¹⁵³

Die angeführten «Klagen des Landmanns über den geringen Ertrag der Güter, Mangel an Geld und Verdienst usw. werden von dem klugen und erfahrenen Manne nicht als Beweismittel aufgestellt werden wollen; denn seit Jahrhunderten hört man diese Klagen sich wiederholen, während die physische und ökonomische Lage des Volkes sich immer verbessert, und die folgenden Generationen werden sie ausrufen, wie die vergangenen sie angestimmt haben.»¹⁵⁴

Wie schon Bornhauser, betont die Schweizerische Monats-Chronik den ideellen Wert der Bebau-

ung von eigenem Grund und Boden. Zwar stimme es, dass die Thurgauer Bauern ihre Kredite aus kantonsfremden Städten bezögen, doch: «Was ist am Ende für den Bauer des Thurgaus für ein Unterschied, ob er in eine thurgauische oder eine andere Stadt zinse? Kann er mit dem Gelde, welches er in St. Gallen, Zürich, Winterthur, Konstanz usw. sich holt, nicht die gleichen Güter ankaufen, nicht eben so gut Haus und Scheune bauen, mehr Vieh halten usw. als wenn er der Schuldner eines Kantonsbürgers für diese Summe geworden wäre?»¹⁵⁵ – Für den Staat sei dies natürlich anders, doch selbst dieser könne indirekt profitieren, «wenn mit den von auswärts entlehnten Geldern nur etwas mehr errungen wird als der Zins, welcher dafür bezahlt werden muss».¹⁵⁶ In Übereinstimmung mit Bornhauser wird festgestellt, es sei der allgemeinen Freiheit weniger abträglich, Schuldner eines Fremden als seines Mitbürgers oder der Regierung zu sein; «denn mit Reichtum vereinen sich Macht und Herrschsucht, ihre [der Freiheit] grössten Feinde, nur zu gerne!»¹⁵⁷

Man muss dem Verfasser dieses Artikels zugestehen, dass er Freyenmuths Vorschläge im Unterschied zu den bisher zitierten Rezensenten richtig analysiert. Scharfsinnig bemerkt er zu jener von Freyenmuth selber wieder ausgehöhlten Bestimmung, wonach *in der Regel* nur noch Geld in der Höhe der Hälfte des Kaufpreises aufgenommen werden dürfe: «Man ist aber versucht, zu glauben, Herr Freyenmuth habe sich selbst die Sache als unausführbar gedacht; denn indem er auf der einen Seite die gekauften Liegenschaf-

152 StATG 8'602'16, 2/17: Tb, 16.8.1830.

153 Schweizerische Monats-Chronik, Nr. 7, Juli 1830, S. 171.

154 Schweizerische Monats-Chronik, Nr. 7, Juli 1830, S. 171. Wenn man den Zeitraum bis heute überblickt, ist man tatsächlich geneigt, dieser Vorhersage zuzustimmen.

155 Schweizerische Monats-Chronik, Nr. 7, Juli 1830, S. 172.

156 Schweizerische Monats-Chronik, Nr. 7, Juli 1830, S. 172.

157 Schweizerische Monats-Chronik, Nr. 7, Juli 1830, S. 173.

ten nur für die Hälfte des Kaufpreises verpfändet sehen will, gestattet er hingegen die ganze andere Hälfte nur in zehn vorrechtlichen Zahlungsterminen zu bezahlen, so dass faktisch eine Zeitlang der ganze Kaufpreis auf dem Gut hypothesiert sein könnte.»¹⁵⁸ – Dies hätte aber zwei Arten von Schulden – Pfand- und Kauf-Schuldbriefe – zur Folge. «Und wer wollte dafür sorgen, dass die festgesetzten jährlichen Abzahlungen wirklich statt fänden?»¹⁵⁹

Das alles sei so wenig wünschenswert wie die von Freyenmuth propagierte Besteuerung der Bauern ohne Möglichkeit des Schuldenabzugs und sein Vorschlag, fremde Kapitalisten als Steuerzahler heranzuziehen. «Entweder würde der fremde Kapitalist unter solchen Umständen dem geldbenötigten Thurgauer keine Anleihen mehr machen [...] oder aber, was weit wahrscheinlicher ist, das benötigte Geld fände sich nicht in den eigenen Grenzen, dann würde die Besteuerung [der Kreditoren] nicht von den Gläubigern, sondern von den Schuldnern bezahlt, indem ganz einfach der Zinsfuss um so viel höher bedungen würde [...]»¹⁶⁰

Abschliessend sei noch das Folgende beigefügt: Man kann Freyenmuth zugute halten, dass er ein bisher weitgehend verdrängtes oder tabuisiertes Thema öffentlich machte. So wenig indessen an seiner redlichen Absicht, die Lage der Bauern zu verbessern, zu zweifeln ist, so wenig überzeugen uns die Analyse und die Verbesserungsvorschläge. Was die «Diagnose» betrifft, ist sie trotz ihrer Umständlichkeit einseitig. Sie marginalisiert die beachtlichen Schulden, die auf den Strukturwandel von 1798 und auf die Depression der 1820er-Jahre zurückzuführen sind. Diese waren zweifellos eine nicht zu vernachlässigende Ursache der herrschenden Verschuldung. Man kann – um ein aktuelles Beispiel zu nehmen – die Schulden der Bundesrepublik ja auch nicht angemessen beurteilen, ohne dabei «die Wende», d. h. die Kosten der Wiedervereinigung und die Aufbauhilfe für «den Osten» mit einzubeziehen!

Verschiedene Lösungsvorschläge wirken ausgesprochen realitätsfremd. So nachvollziehbar die Idee der Besteuerung Kantonsfremder im Grundsatz ist, so naiv ist Freyenmuths Appell an das Humanitätsideal der kantonsfremden Kapitalisten. Nach Machiavelli ist die Mehrheit der Menschen egoistisch, feige und gewinnsüchtig. Zu jener «Mehrzahl» gehören in aller Regel auch geschäftstüchtige Kapitalgeber. Statt diese Realität in seine Überlegungen einzubeziehen, klammert sie Freyenmuth aus. Der Liberalismus, wie ihn Adam Smith verstand, ist insofern realitätsbezogener, als er den wohl unausrottbaren Egoismus zur Grundlage seines Ideengebäudes macht.

Freyenmuth ging einseitig von staatspolitischen bzw. fiskalischen Gesichtspunkten aus. Am deutlichsten wird dies beim Vorschlag der Doppelbesteuerung. Nehmen wir einmal an, es gebe im Thurgau zwei Bauern, die zwei im Ertragswert etwa gleich stehende Güter bewirtschaften. Der eine ist schuldenfrei, der andere verschuldet. Vom Ertragwert ausgehend, würde der Staat nach Freyenmuth von beiden gleich viel Steuern verlangen. Das wäre moralisch bedenklich. Der Staat würde – immer nach Freyenmuth – zusätzlich auch noch die Zinseinnahmen des Kreditors des Schuldbauern besteuern und aus dem verschuldeten Gut im Endeffekt mehr Steuern heraus schlagen als aus dem unverschuldeten, was ebenfalls nicht einleuchten will. Wenn man, wie der Verfasser der Kritik in der Schweizerischen Monats-Chronik, wohl zurecht davon ausgeht, dass der Kreditoren versuchen wird, seine Abgaben auf den Zinseinnahmen an den Staat durch eine höhere Zinslast auf den Debitor zu wälzen, tritt das Fragwürdige an Freyenmuths Vorschlag noch deutlicher hervor.

Geradezu naiv ist es, die Befugnisse der Gemeindebehörden durch die Abschaffung der Schat-

158 Schweizerische Monats-Chronik, Nr. 7, Juli 1830, S. 179.

159 Schweizerische Monats-Chronik, Nr. 7, Juli 1830, S. 179.

160 Schweizerische Monats-Chronik, Nr. 7, Juli 1830, S. 180.

zungsgarantie einschränken zu wollen. Wir werden im Kapitel über den Strassenbau sehen, dass diese Behörden nur darauf warteten, ihre durch die Allmacht des Kleinen Rates eingeengten Kompetenzen zu erweitern. Auch aus diesem Grund wurden sie 1830 zu einer wichtigen Antriebskraft der Regenerationsbewegung.¹⁶¹ – Dies alles hätte Freyenmuth mit mehr Gespür für die Realität – etwa aufgrund seiner Erfahrungen im Strassenbau – durchaus erkennen können. Regieren hiess für ihn jedoch, sich hier und jetzt in möglichst vielfältiger praktischer Weise zu entfalten; das Wort «gouverner c'est prévoir» trifft auf ihn jedenfalls nicht zu.

Sein Denken, wie es sich in den «Bemerkungen» manifestiert, ist rückwärts gewandt. Dagegen öffnete der Liberalismus Wirtschaft und Politik neue Wege. Der bevormundende Dirigismus, den Freyenmuth vertritt, wirkt paternalistisch und unzeitgemäss. Natürlich wissen wir, dass die Auffassung, man müsse die Menschen vor ihrer eigenen Unvernunft schützen, zeitlos ist. Freyenmuths Vorschläge laufen jedoch auf eine Einschränkung der Kreditaufnahme hinaus. Vernünftiger war die – von den Liberalen angestrebte – Förderung des Schulwesens, um die künftigen Bürger zur Eigenverantwortlichkeit zu erziehen. Dabei ist allerdings zuzugeben, dass die Antwort, wie weit der Staat seine Bürger vor ihrer eigenen Unvernunft schützen müsse, bis heute umstritten geblieben ist.

«Die Weissen denken zu viel!» lautet der Titel eines berühmt gewordenen Buches von Paul Parin. – Diese Aussage bzw. was hinter ihr steckt, trifft auch auf Freyenmuth und seine kleine Schrift zu. Diese war das Ergebnis jahrelangen Nachdenkens. Sein Tagebuch zeigt, dass er, was die treibenden Kräfte des menschlichen Handelns betrifft, zehn Jahre vor dem Erscheinen seiner aufsehenerregenden Veröffentlichung weit realistischer dachte. 1819 schrieb er ins Tagebuch: «Das Hauptagens der menschlichen Betriebsamkeit ist immer das Interesse. Wo der Mensch

dieses findet, da wird auch seine Tätigkeit sich entwickeln, wenn sie nicht durch Zwangsmittel verhindert wird.»¹⁶² –

Nun liess er ausser Acht, was er damals durchaus richtig erkannt hatte. Zutreffend betonen die kritischen Kommentare, wie motivationssteigernd und volkswirtschaftlich positiv es sich auswirken kann, eigenen Boden zu bewirtschaften. Das negativste Beispiel, das die praktische Wahrheit dieser Erkenntnis belegt, wird allerdings erst Stalin mit seiner massenmörderischen Zwangskollektivierung liefern.

Es war überdies ausgesprochen unrealistisch, die Abschaffung der direkten Steuern als lohnende Zukunftsperspektive darzustellen, zumal die *indirekten* im Volk als viel drückender empfunden wurden. Freyenmuth war einseitig auf das Kreditwesen und dessen Beschränkung durch staatliche Zwangsmittel fixiert. Die Heilmittel, die er vorschlug, waren bedenklicher als die «Krankheit», die er bekämpfen wollte.

Für Freyenmuth waren die Folgen verheerend. Um ihre Revolution voranzutragen, brauchten die Liberalen ein personalisiertes Feindbild. Nicht allein, aber doch vor allem wegen seiner «illiberalen» Vorschläge wurde Freyenmuth in diese Rolle gedrängt. Es ging gar nicht mehr um die fragwürdige Schrift, sondern um den Verfasser. Auf ihn zielten die Neuerer. Und wie meistens, wenn auf den Mann gezielt wird, wurden Gerüchte und Unterstellungen verbreitet. Verbittert veröffentlichte Freyenmuth, der mehr und mehr zum Menschenverächter wurde, in der Thurgauer Zeitung den Text: «Beinahe täglich muss ich vernehmen, dass eine Menge der absurdesten Verleumdungen, von begangenen Prellereien, Unredlichkeiten, Veruntreuungen, Gewalttätigkeiten usw. über mich herumgeboten werden. [...]. Ich begehre

161 Vgl. Soland, Eder, und das Kapitel «Die Pfaffen sind schuld».

162 StATG 8'602'14, 2/7: Tb, 16.2.1819.

weitere keine Erkenntlichkeit, keine Dankbarkeit; nur Gerechtigkeit und Schutz gegen Verläumdung.»¹⁶³

Bei den nächsten Wahlen (Verfassungsrat, Grosser Rat) wurde Freyenmuth übergangen. Er «fiel [...] in der Meinung des rohen Volkshaufens dergestalt, dass bei den Wahlen in den Grossen Rat gleichsam auch nicht eine Stimme [s]einer gedachte.»¹⁶⁴ –

Nun spürte er nicht mehr den geringsten Antrieb, seine «verwelkten Lorbeeren» je «wieder zum Grünen zu bringen».¹⁶⁵ – Jetzt, wo er der Philosophie der Tat mindestens teilweise entsagte und «sein Sach» – um es mit Goethe zu sagen – «auf nichts» stellte, gewann er eine neue, weniger erdverbundene Perspektive, die auch im Tagebuch gelegentlich zum Tragen kommt: «Ich ritt bei schon eingebrochener Dämmerung nach Hause zurück, die Phantasie in lebhafter Aufregung über unser Dasein. Der reine Sternenhimmel war mir die Unendlichkeit: dies Treiben der kleinen Erdenwürmer, wo jeder sich eine Welt dünkt, durch Leidenschaften aller Art in Bewegung gesetzt, was haben diese zu hoffen, was ist wahr von allen den Träumen, Vorstellungen und Idealen?

Petits papillons d'un moment,
Invisibles marionettes
Qui volez si rapidement
De polichinelle au néant,
Dites-moi donc ce que vous êtes?»¹⁶⁶

163 Thurgauer Zeitung, Nr. 49, 4.12.1830.

164 StATG 8'602'16, 2/18: Tb, 1.1.1831.

165 StATG 8'602'16, 2/18: Tb, 1.1.1832.

166 StATG 8'602'17, 2/22: Tb, 15.9.1836.

5 Verwirrende Welt: Die Brautwerbung

Freyenmuths Tagebücher beginnen in der Helvetik, ihre ersten Teile waren bisher, wie in der Bestandsgeschichte dargelegt, angeblich verschollen. Nun haben wir sie, zwar lückenhaft und teilweise in französischer Sprache geschrieben, wieder gefunden. 1804 bis 1808 hat Freyenmuth das Tagebuchschreiben vorübergehend eingestellt, von da an setzt er es ohne Unterbuch bis in sein Todesjahr fort.

In den überlieferten Fragmenten begegnen wir einem schwärmerischen, zum Teil auch schon etwas buchhalterisch wirkenden Menschen, der jedenfalls noch nicht so stark in Amtsgeschäfte und Realien verstrickt war wie später. Wir finden eine überraschende Liebesgeschichte mit ihrem Auf und Ab. Dabei offenbart der junge Freyenmuth, was wir später in dieser Offenheit vermissen: seine Freuden und Leiden – kurz: sein Inneres, das Nähe zulässt und zu berühren vermag. So sehr schwärmte Freyenmuth für die Auserwählte, dass er die gleichzeitigen Wirren der Helvetik, die Fremdherrschaft mit ihren drückenden Lasten, kaum wahrnahm und darüber nicht viel ins Tagebuch schrieb.

1806 erreicht Freyenmuth mit der Heirat von Barbara Elisabeth Welti das Ziel seiner Wünsche. Fortan existiert sie im Tagebuch nur noch am Rand. Nach der – vermeintlichen – Erfüllung folgt der Sturz ins Nüchterne, Sachliche, in die Realität des Alltags und der Gewohnheit. Das Tagebuch wird (mit bemerkenswerten Ausnahmen) zur spröden Sammelstätte für Amtsgeschäfte und ausseramtliche Betätigungen.

5.1 Affaire d'amour mit Fragezeichen

Johann Conrad Freyenmuth war sechsundzwanzig, als er, offenbar in der Absicht, eheliche Bande zu knüpfen, erstmals abgewiesen wurde. Den Beginn dieser Episode hielt Freyenmuth 1800 eher prosaisch fest: «Am 6. Juni war ich mit dem Arzt Sulz-

berger in Elgg, zum erstenmal habe ich mich gut amüsiert mit einem Liebesobjekt.»¹

Wir erfahren lange nichts über den Fortgang dieser Geschichte. Erst unter dem 18. Dezember des Jahres 1801 schreibt Freyenmuth im Tagebuch, er habe in Winterthur einen Ring gekauft und mache sich nun auf den Weg, um «die entscheidende Antwort abzuholen».² Die Sache ging ungünstig aus, Freyenmuth wurde abgewiesen und stürzte in eine Krise. Was ihn, wie er im Rückblick schreibt, ein Jahr lang «in beständiger Bewegung» gehalten hatte, nahm einen Ausgang, der ihm «die Brust niederdrückte und die Arme lähmte.»³ Mehr noch: Der Schwarzseher glaubte, «dass von nun an mein guter Genius von mir gewichen sei, und dass das Unglück mich zu verfolgen anfangen wird.»⁴

Zu seinem Erstaunen erholte er sich bald und fand wieder Gefallen an einer schönen Landschaft, die ihn, wie die Aussicht vom Hörnli, zu Tränen rührte, weil sie ihn an seine Kindheit erinnerte.⁵ Die erste Begegnung mit Barbara Elisabeth Welti, man nannte sie Lisette, war für ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Zwölf Jahre jünger als er, war sie mit 15 ½ noch ein Mädchen. Sie weilte mit ihrer verwitweten Mutter bei Nachbarn Freyenmuths zu Besuch.

Barbara Elisabeths Mutter war eine geborene Doldi oder Doldy. Mit sechzehn heiratete sie den Zurzacher Ratsherrn Johann Jakob Welti und wurde mit 28 ½ Jahren Witwe. Sie trat ein zweites Mal vor den Traualtar und verlor den Mann kurze Zeit später erneut. Geht man vom Alter aus, hätte die Mutter

1 StATG 8'602'12, 2/0: Tb 1800, Übersetzung aus dem Französischen von Hedi Bruggisser, StATG.

2 StATG 8'602'12, 2/1: Tb, 21.12.1801.

3 StATG 8'602'12, 2/1: Tb, 21.12.1801.

4 StATG 8'602'12, 2/1: Tb, 21.12.1801.

5 StATG 8'602'12, 2/1: Tb, 21.12.1801.

gerade so gut oder besser zu Freyenmuth gepasst als die der ersten Ehe entsprossene Tochter.⁶

Am 5. August 1802 schrieb Freyenmuth ins Tagebuch, er wolle sehen, ob ihm das Schicksal ein glückliches Leben bereite. Mademoiselle Lisette habe ihm «die unzweideutigsten Spuren» des Wohlwollens gezeigt. «Kann ich auf Beständigkeit zählen und ist die Sache so durchzusetzen – oder aber sind es nur Träume meiner erhitzten Einbildungskraft – die wie Rauch und Nebel verschwinden – und tue ich vielleicht eine Ixion'sche Wolke umarmen?»⁷ – Bahnte sich eine antike Tragödie an? Ixion ist eine Figur aus der griechischen Mythologie. Von Zeus in den Olymp erhoben, begehrte er im Weinrausch Hera. Zeus schuf eine Wolke, die Heras Gestalt hatte. Ixion umarmte sie. Zur Strafe für sein frevlerisches Begehren wurde er auf ein sich drehendes glühendes Rad gefesselt.

Wenn Freyenmuth von seiner «erhitzten Einbildungskraft» spricht, meint er seine Absicht, Mademoiselle Lisette zu ehelichen. Dies und nichts anderes – er spricht von «reellen Dingen»⁸ – schwebte ihm vor. Die Mutter war nicht einmal siebzehn gewesen, als sie in die Ehe trat. Wie lange musste er, Freyenmuth, warten, bis er Gewissheit fand? Bevor die beiden Damen, die er mehrmals besuchte, nach Zurzach verreisten, schenkte er Lisette «mit Einstimmung» ihrer Mutter einen Ring. Es war derjenige, den er – offensichtlich ohne Gravur – für sein erstes «Liebesobjekt» gekauft hatte, sodass er jetzt, im prosaischen Stil eines Kaufmanns, bemerkte: «Und so habe ich mich den 7ten [August 1802] des vor $\frac{3}{4}$ Jahren angekauften Gegenstandes entlediget.»⁹

Während Lisette in der Ferne Zurzachs weilte, verklärte sich das Bild der «junge[n], schuldlose[n] Seele»¹⁰ immer mehr. Dieses «Mädchen», fand Freyenmuth, «würde rücksichtlich ihrer sittlichen Bildung und ihrer moralischen Anlage, der Güte ihres Herzens zu sehr mein Verlangen und meine Erwartungen befriedigen, und in der Tat, sollte sie je die

Meinige werden, so könnte ich sagen, dass mich das Schicksal an das Ziel meiner Wünsche geführt hat.» – Andernfalls stürze es ihn «in ein verzweiflungsvolles Elend».¹¹ Jedenfalls wolle er mit dem Blick auf Lisette mit ganzer Kraft versuchen, sich «Unterhalt zu verschaffen» – ein Hinweis auf den später genauer darzustellenden Versuch, ein erfolgreicher Unternehmer zu werden.

Freyenmuth wurde ungeduldig. Er hatte Lisette geschrieben und blieb lange ohne Antwort. Dann aber erhielt er endlich ein Schreiben, «worin sie mich ihres fortdauernden Andenkens versichert, und mich rücksichtlich ihrer Gesinnung gegen mich gänzlich ausser Zweifel lässt. – Diese Gesinnungen haben mein Herz ganz mit Freude erfüllt. Möge nur die allgütige Hand des Schicksals noch das Ihrige tun, dass dieses liebevolle Geschöpf immer so denken und einst die Meinige werden wird. Möge [...] das Glück seinen Blick immer zu mir wenden!!!»¹²

Der Liebhaber, von eher kleiner Statur und nicht unbedingt ein Bild von einem Mann, liess sich für Lisette porträtieren. Er schickte ihr das Miniaturporträt nach Zurzach. Und wieder kam längere Zeit keine Reaktion, so dass er sich aufs Neue fragte, ob ihn «das liebe Mädchen, in welches ich alle meine Hoffnungen setze»¹³, vergessen habe. Seine Freude über

6 Bei der Klärung der Familienverhältnisse haben mir Prof. Dr. Hans Rudolf Sennhauser, Zurzach, und sein Mitarbeiter Alfred Hidber in verdankenswerter Weise geholfen. Über die zweite Ehe von Barbara-Elisabetha Welti bzw. Halder, née Doldi, liess sich in den Pfarreibüchern nichts finden. Vgl. Schreiben von Hans Rudolf Sennhauser/Alfred Hidber an den Verfasser dieser Biographie, 25.07.05.

7 StATG 8'602'12, 2/1: Tb, 5.8.1802.

8 StATG 8'602'12, 2/1: Tb, 10.8.1802.

9 StATG 8'602'12, 2/1: Tb, 10.8.1802.

10 StATG 8'602'12, 2/1: Tb, 10.8.1802.

11 StATG 8'602'12, 2/1: Tb, 10.8.1802.

12 StATG 8'602'12, 2/1: Tb, 28.9.1802.

13 StATG 8'602'12, 2/1: Tb, 16.12.1802.

den späten Dank ging «über allen Ausdruck». ¹⁴ Auch deshalb, weil Mutter und Tochter mitteilten, sie kämen im April 1803 wieder nach Frauenfeld. Freyenmuth fühlte sich «in die heftigste Spannung versetzt». ¹⁵ Nun gehe es um «den Gipfel des Glücks» oder darum, in die Verzweiflung «herunter gestürzt» zu werden. ¹⁶ – Letzteres wäre für ihn eine unerträgliche Wiederholung: «[...] noch einmal angeschmiert in meinem Leben und dann nicht mehr! – !!» ¹⁷ – Es gab, wie es in solchen Fällen zu sein pflegt, nur Erfüllung oder Tod.

Freyenmuth suchte Klarheit. Am 3. Mai 1803 hatte er eine Unterredung mit der Mutter. Enttäuscht schrieb er ins Tagebuch, die Sache sei wider Erwarten in der Schwebel geblieben, ja, er frage sich, ob er angesichts der quälenden Ungewissheit das «Dasein und die erste Stunde, in der die leidenschaftliche Liebe in meinem Herzen Raum fand», nicht verwünschen solle. ¹⁸ – Glaubte die Mutter etwa, seine Werbung müsste eigentlich ihr gelten? «Nicht, dass sie mir nicht zuvorkommend und äusserst freundschaftlich begegnet seien, mir nicht alle mögliche Freundschaft versichert hätten – allein, die Sache so zu verschweigen, auf das Ungewisse zu setzen, das bringt mich zur Verzweiflung –: Sollten vielleicht andere Absichten zum Grund liegen, sollte ich vielleicht um die zärtliche Hand der Mutter und nicht um die der Tochter buhlen?» ¹⁹

Als er glaubte, er müsse alle Hoffnung fahren lassen, kam die Wende: «Die Aspekten [Aussichten] wegen meiner Liebschaft mit M. L. [Mademoiselle Lisette] waren bei weitem nicht so schlimm, als ich bei meiner letzten Berichterstattung ahndete: ich habe seitdem eine Menge Besuche gemacht und die traulichsten Unterredungen mit ihr gepflogen. Sie scheint entschlossen, mir unveränderlich zugetan sein zu wollen.» ²⁰

Er schenkte ihr eine goldene Kette samt Dose. Lisette gab ihm einen seidenen Geldbeutel mit einem Geldstück, «zur Erkenntlichkeit für Wegnahme eines

Wärzchens im Gesicht». ²¹ Freyenmuth schreibt: «Sie scheint mir noch artiger und schöner geworden, als sie ersthin war und bezauberte mich durch die blühende Weisse und Reinlichkeit ihres Körpers in höchstem Grad.» ²² In beinahe grotesker Mischung von Poesie und Prosa fügt er bei: «[...] und öfters bei unserem zärtlichen Beisammensein rötet Amor ihre Wangen. Ihr reizender Körper scheint durchaus allen Forderungen zu entsprechen.» ²³

Als er sie zum erstenmal küsste, konnte er sich «der Tränen nicht mehr enthalten». ²⁴ – Nach ihrer Abreise suchte er «ihr zu lieb die Einsamkeit» ²⁵, ritzte ihren Namen ins Gipfelkreuz der Rigi und schrieb Verse ins Tagebuch, von denen wir nicht wissen, ob er sie selber gedichtet hat: «Doch mag des Schicksals Hand mir Freuden rauben, / Indem es mich von der Geliebten schied, / So raubt es mir doch nie den festen Glauben, / Dass je dein Herz dem meinen sich entzieht.» –

Noch einmal fiel Freyenmuth in quälende Zweifel: «Ach! Wird sie mir immer noch gleich zugetan sein? [...]». Will Amor mich «betrügen oder an die Quelle des Glücks führen? Ich nähre mich mit den schönsten Hoffnungen. Wirst du sie mir, gerechtes Schicksal, um dessen Begünstigung ich so sehnlich bitte, wirst du sie mir erfüllen – ??» ²⁶ Andernfalls würde die Qual so gross, dass es besser wäre, nicht geboren worden zu sein.

14 StATG 8'602'12, 2/1: Tb, 22.12.1802.

15 StATG 8'602'12, 2/1: Tb, 18.4.1803.

16 StATG 8'602'12, 2/1: Tb, 18.4.1803 und 21.4.1803.

17 StATG 8'602'12, 2/1: Tb, 15.7.1804.

18 StATG 8'602'12, 2/1: Tb, 3.5.1803.

19 StATG 8'602'12, 2/1: Tb, 3.5.1803.

20 StATG 8'602'12, 2/1: Tb, 17.5.1803.

21 StATG 8'602'12, 2/1: Tb, 17.5.1803.

22 StATG 8'602'12, 2/1: Tb, 12.8.1803.

23 StATG 8'602'12, 2/1: Tb, 26.6.1804.

24 StATG 8'602'12, 2/1: Tb, 23.5.1803.

25 StATG 8'602'12, 2/1: Tb, 5.7.1803.

26 StATG 8'602'12, 2/1: Tb, 22.5.1803.

Abb. 9: Johann Conrad Freyenmuth (1775–1843).
Ölbild von Georg Anton Gangyner (1807–1876) aus dem
Jahre 1831.



Abb. 10: Barbara Elisabeth Freyenmuth-Welti (1787–1865). Ölbild von Georg Anton Gangyner (1807–1876) aus dem Jahre 1831.



Am 20. Oktober 1803 dann die endgültige Gewissheit. Mutter und Tochter weilten wieder in Frauenfeld. Lisette «fügte uns unsere Hände zusammen»²⁷. – Der «schönste Augenblick»! Küsse und Umarmungen. Mit Rührung erinnerte sich Freyenmuth an die Zeit, als er vom Vater zum Schulbesuch nach Frauenfeld geschickt worden war: «Wer hätte damals geglaubt, dass ich auf diesen Tag ein damals noch nicht geborenes Mädchen heute so herzlich umfassen würde?»²⁸

Doch die Hochzeit musste warten. Zwar war kein Vater da, den Freyenmuth um sein Einverständnis bitten musste. Doch Lisettes Grossvater lebte noch. Der Zurzacher Ratsherr scheint etwas misstrauisch gewesen zu sein. Es sei noch nicht für ratsam befunden worden, ihm «die Lage [die beabsichtigte Vermählung] zu entdecken», schreibt Freyenmuth am 11. November 1803 ins Tagebuch.²⁹ Hatte der alte Herr etwa gehört, dass Freyenmuths Dampfbleiche-Unternehmen gescheitert war?³⁰ Vielleicht wäre dies das Ende; denn «ungünstige Winde können oft den besten Teil unserer Wünsche verwehen».³¹

Der Grossvater schickte einen Vertrauensmann nach Frauenfeld. Er sollte unauffällig und fast nebenbei die Ernsthaftigkeit von Freyenmuths Absichten und seine ökonomische Lage erkunden. Freyenmuth hielt den «Spion» aus Zurzach wohlweislich «gastfrei» und gab ihm für Lisette ein grosszügiges Geschenk – wir wissen nicht was – mit auf den Weg.³²

1806 mündete die Romanze endlich in den Hafen der Ehe. Mutter und Tochter zogen nach Frauenfeld. Bei allem Respekt, den Freyenmuth den beiden städtisch geprägten Damen, insbesondere seiner Frau, entgegengebracht haben mag – es gibt im Tagebuch doch Stellen, die uns vermuten lassen, dass der Honigmond bald der Ernüchterung wich. Gattin und Schwiegermutter wollten eine luxuriöse Kutsche. Widerwillig überwand Freyenmuth seinen Hang zur Sparsamkeit und zur Schlichtheit. Die bäuerliche

Welt, die er in Wigoltingen verinnerlicht hatte, stiess auf die städtische mit ihren ganz anders gearteten (ratsherrlichen) Ansprüchen.

5.2 Freyenmuths Frauenbild und Weiteres

Welches Frauenbild hatte Freyenmuth? – Eine bürgerliche Ehefrau – nur in solchen Kreisen verkehrte er – sollte einfach, bescheiden, gütig, sanftmütig und doch willensstark sowie mit Verstand begabt sein. Ein bisschen viel auf einmal! Dennoch hat Freyenmuth, wie er wenigstens glaubte, dieses Ideal gefunden, allerdings nicht in Barbara Elisabeth Welti aus Zurzach, sondern in der Thurgauerin Margaritta Müller. Nicht dass er diese Frau, die, 1797 geboren, 1832 schon auf ein bewegtes Leben zurück blickte, begehrt hätte – dafür war Freyenmuth zu sehr bewahrend, zu anständig wohl auch. Soweit wir sehen, war seine Anteilnahme mitmenschlicher Art, was selbstverständlich nicht ausschliesst, dass ihm ihre Erscheinung durchaus gefiel. Schliesslich weist er auch in seinen Reiseberichten gelegentlich auf den schönen Körperbau von «Frauenzimmern» in den bereisten Ländern hin!³³

Margaritta Müller und ihr Schicksal berührten ihn, und er scheint sich für sie nach Kräften eingesetzt zu haben. Allein dies rechtfertigt die ungekürzte Wiedergabe des folgenden aufschlussreichen Tagebucheintrages, der uns für einmal eine etwas andere Seite Freyenmuths zeigt: «Heute hat sich Frau Margaritta Müller, abgeschiedene [geschiedene] Dumely,

27 StATG 8'602'12, 2/1: Tb, 20.10.1803.

28 StATG 8'602'12, 2/1: Tb, 20.10.1803.

29 StATG 8'602'12, 2/1: Tb, 11.11.1803.

30 Vgl. nächstes Kapitel.

31 StATG 8'602'12, 2/1: Tb, 15.7.1804.

32 StATG 8'602'12, 2/1: Tb, 30.11.1804.

33 Vgl. Kapitel «Reisewelten».

mit Herrn C. Herzog von Wigoldingen [Wigoltingen] vermählt: ich kannte sie seit früheren Jahren und behandelte sie als Arzt: seit 1827 war ich ihr Freund und Vertrauter und riet ihr nach bestem Wissen in den Angelegenheiten gegen ihren Ehemann und bei der Teilung des althehelichen Vermögens.

Ihr Charakter: Hauptsächlich mit Sanftmut, Güte und dennoch mit einer gewissen Stärke des Willens und mit einem hohen Grad von Verstand verbunden usw. machten sie sehr liebenswürdig, so dass ich mich in ihrer Gesellschaft sehr behaglich befand –: ich bedaure ihren Verlust [Wegzug nach Wigoltingen]: wahrscheinlich werde ich sie wenig mehr zu sehen Anlass haben.

Sie wurde im März 1797 geboren, verheiratete sich anno 1816 mit Rudolf Dumely, wurde von demselben anno 1828 geschieden und lebte seit dem mit 4 Kindern für sich –: die Sorge für die Kinder und die ökonomischen Verhältnisse bewegen sie zu der 2ten Ehe mit einem Mann von 53 Jahren, der schon 3 Frauen in die Ewigkeit gesendet hat.

Ich nehme Anteil an ihrem Schicksal und wünsche, dass sie das Glück findet, das sie sucht. Sie ist ein Weib, das in schlichter Alltagshaube die niederen Segel gern vor stolzen Flacken [Flaggen] streicht –: es ist so ziemlich das Ideal, wie man sich ein Weib für den Bürgerstand wünschen muss.»³⁴

*

Während das weitere Schicksal Margaritta Müllers (typisch für den fragmentarischen Charakter von Freyenmuths Tagebuch) offen bleibt, berichtet eine andere im Tagebuch festgehaltene Geschichte vom traurigen Ende seines Neffen in Wigoltingen. Diese Tragödie verband sich für Johann Conrad Freyenmuth mit der schmerzlichen Erkenntnis, dass das Wigoltinger Geschlecht der «Freyenmuth-Dynastie» in direkter männlicher Deszendenz aussterben werde. Gerade von einer Reise nach Stuttgart heimgekehrt,

schrieb er: «Ich eröffne dieses Bändchen Notizen mit dem Anzeigen eines schrecklichen und äusserst traurigen Ereignisses, das meine Familie betroffen. Der 17-jährige Sohn meines Bruders, der einzige männliche Sprössling von unserem Vater her, fiel am 22ten August Nachmittag bei dem Abladen eines Wagens mit Emd in der Scheune tot: ein Tagelöhner namens Vögeli von Lipperswil, der mit ihm war, fiel auch, so dass er [...] nachher starb –: dieses fürchterliche Ereignis greift mich mehr an als was mir irgend schon Betrübenes im Leben begegnet ist: das an und für sich Schreckliche des Ereignisses ist, dass dieses den hoffnungsvollen braven Jüngling, einzigen Sprössling männlicher Seite und bei einer solchen Veranlassung treffen musste, [es] macht solchen niederschlagenden Eindruck auf mein Gemüt, dass ich mich kaum finden kann, wie ein Zusammentreffen von Umständen das herzerreissende Geschick herbeiführen musste. – Der Bruder hat eine Scheune, die nicht geräumig genug ist: es muss desnahen das Heu bis ganz unter das Dach aufgeschichtet werden: er traf schon vor mehr als 15 Jahren eine Einrichtung, das mit Heu beladene Gestell aufzuziehen und oben dann auf die Seite abzuladen. An jenem unglücklichen Tag war das Heu bereits abgeladen und die aufgezoogene Last weggeschafft, als ein Gelenk einer Kette sprang: sich dessen nicht vorsehend, stürzten die beiden Unglücklichen aus dem Gestelle in die Scheune, wo der Knabe auf der Stelle tot blieb, so dass er keine Lebenszeichen mehr von sich gab. Vögeli hat die Halswirbel luxuiert und starb nach ziemlich ausgestandenen Schmerzen. [...] Der Bruder hat eine gewisse Kenntnis in der Mechanik und eine Liebhaberei zu dergleichen Einrichtung: daher schreibt sich auch jene Einrichtung, die jenes schreckliche Unglück herbeiführte: eben jene Eigenschaft, durch die der Bruder sich auszeichnete, [...] war gleichsam die Ursache des

34 StATG 8'602'17, 2/19: Tb, 8.5.1832.

Unglückes: es ist um desto schmerzhafter, da das Stoff gibt, gleichsam sich Vorwürfe zu machen, dass aus einer gewissen Fahrlässigkeit das Ereignis herbei geführt worden sei. – Allein, wenn ein Verhängnis herbei geführt werden muss: wie kann man demselben entrinnen: die Wege des Schicksals sind dunkel und von Zeit zu Zeit folgen Erscheinungen, denen man nicht vorkommen [zuvorkommen] kann. Wäre ich abergläubisch, so könnte ich eine Erscheinung, die ich einige Tage vor dem Unglück hatte, auf dasselbe beziehen: ich kehrte abends etwas spät bei dem Mondschein ab dem Gut zurück: auf dem Moos spazierte eine kleine Eule, ein Käuzchen oder Totenvogel so lange nahe um mich herum, dass ich etwas in Schrecken geriet und bei mir selbst sagte, ob es jetzt wohl mich [mir] gelte und mich der Vogel wegnehmen wolle?»³⁵

*

Einen weiteren Beitrag, der sich nahtlos in dieses von menschlich bewegenden Schicksalen geprägte Kapitel einfügt, finden wir in der Causa Vogler, die von einem sturen Vater und von Freyenmuths Rolle als Ratgeber handelt. Es geht um Anna Katharina Vogler (1795–1825), Tochter des Obergerichtspräsidenten Melchior Vogler, und um Regierungssekretär Johann Georg Rauch (1789–1851), der um 1820 ebenso leidenschaftlich um Anna Katharina freite wie Johann Conrad Freyenmuth um Barbara Elisabeth Welti.

Anna Katharina erwiderte Rauchs Liebe, doch der Obergerichtspräsident, der Rauchs Charakter misstraute, stemmte sich kraftvoll dagegen. Auf der Suche nach einem Ausweg wandte sich Rauch an Johann Conrad Freyenmuth, der ihm sagte, Anna Katharina müsse auf der Einwilligung des Vaters bestehen. Falls er sich nicht umstimmen lasse, rate er, Freyenmuth, zum Rechtsweg, über dessen für Rauch günstigen Ausgang kein Zweifel bestehe, da der un-

bedingte Heiratswille der volljährigen Tochter rechtlich verbindlich sei.³⁶

Hier zeigt sich, dass Freyenmuth durchaus auch juristische Kompetenz besass und sich nicht scheute, diese gegen den Gerichtspräsidenten in die Waagschale zu werfen. Und dass er sich insofern treu blieb, als er, Rauchs Partei ergreifend, an seine eigene Liebesgeschichte dachte und seine eigene Einsicht berücksichtigte, «ungünstige Winde» – hier die Halsstarrigkeit des Vaters – könnten «oft den besten Teil unserer Wünsche verwehen».³⁷

Gegen den Willen des Vaters kam es zur Hochzeit. Anna Katharina Vogler starb 1825, nach ihrer dritten Niederkunft.

35 StATG 8'602'15, 2/14: Tb, 1.9.1826.

36 Gnädinger/Spuhler, Frauenfeld, S. 60.

37 Vgl. Kapitel «Verwirrende Welt: Die Brautwerbung».

6 Unternehmertum und Einstieg in den Staatsdienst

Bevor wir im Folgenden den Weg skizzieren, der Freyenmuth in den Staatsdienst führte, wenden wir uns seinen unternehmerischen Versuchen zu.¹ Zwar ist die Quellenbasis in beiden Fällen eher dürftig, sie erlaubt aber doch die eine oder andere Schlussfolgerung.

Dass Freyenmuth die in Wirtschaft und Politik herrschenden Triebkräfte nicht besonders zusagten, geht indirekt aus der folgenden Einschätzung hervor, die wahrscheinlich nicht aus seiner Feder stammt. Er hat sie aber immerhin in sein Tagebuch eingetragen, so dass wir annehmen, er habe sie geteilt. Die Politik, heisst es da, urteile stets nur «aus ihrer Sicht, die Wirtschaft nur nach ihrem Interesse. Es gibt nur den Philosophen, der zweifelt, der die Aufgabe übernimmt, wenn es an Licht fehlt, und der die Wahrheit sagt, wenn er sich dazu entschliesst, zu sprechen. Wirklich, welche in seinen Augen wirklich bedeutende Belohnung könnte ihn [den Philosophen] dazu bringen, die Menschen zu täuschen und auf seinen Charakter zu verzichten? Der Reichtum? Er ist reich genug, wenn er etwas hat, um seine einzigartig beschränkten Bedürfnisse zu befriedigen. – Der Ehrgeiz? Wenn er das Glück hat, weise zu sein, kann man zwar versuchen, ihn zu verführen, aber es gibt nichts unter dem Himmel, das ihn verführen könnte. – Die Würden? Man wird sie ihm nicht anbieten, auch wenn man sie ihm anbietet, wird er sie nicht annehmen ohne die Gewissheit, das Gute zu tun. – Die Schmeichelei? Er kennt nicht die Kunst des Schmeicheln und er verachtet die verachtenswerten Vorteile. – Der gute Ruf? Kann er ihn anders erreichen als durch Offenheit? – Die Furcht? Er fürchtet nichts, nicht einmal zu sterben. Wenn er auf den Grund eines Gefängnisses geworfen ist, kann es gut sein, dass es nicht das erste Mal ist, dass die Tyrannen oder Fanatiker die Tugend dorthin geführt haben, dass sie nun gestärkt ist, um auf das Schafott zu steigen. Er ist es, der dem Schicksal entwischt, der sich nicht fangen lässt, weil er, wie der Stoiker sagt, die Hölle zerbro-

chen hat, durch die der Starke den Schwachen festhält, um nach seinem Belieben darüber zu verfügen.»²

Das sind beachtliche, in ihrem Gehalt zeitlose Aussagen: sich nicht einseitigen Interessen hingeben, sich nicht fesseln lassen von Mammon, Ehrgeiz, Würde und Schmeichelei. Freyenmuth wird später einmal sagen: «Lieber Kohl pflanzen!» – Dennoch: Die kritische Beleuchtung von Wirtschaft und Politik ist das eine, das praktische Leben mit seinen Anforderungen etwas anderes. Freyenmuth konnte Barbara Elisabeth Welti nur gewinnen, ihren Ansprüchen nur entsprechen, wenn er über ein gutes Einkommen verfügte, sei es als erfolgreicher Arzt, als Unternehmer oder Staatsdiener.

Freyenmuth war Arzt, doch er beschloss, Unternehmer zu werden. Das Betreiben eines Industriebetriebes scheint ihn – neben seinen landwirtschaftlichen Neigungen – beinahe magisch angezogen zu haben, obwohl er im Tagebuch gesellschaftlich negative Folgen der Industrialisierung befürchtet. Noch 1817 – er war längst Regierungsrat und seine Niederlage als Dampfbleicheunternehmer lag weit zurück – schrieb er ins Tagebuch, wenn er jünger wäre, hätte er Lust, eine mechanische Weberei einzurichten.³ Ursprünglich scheint ihn die Aussicht auf materiellen Gewinn verlockt zu haben. In einem späteren Tagebuchrückblick erinnert er sich, er habe als junger Mann «sehnlich gewünscht», einen Betrieb zu eröffnen, «um sehr viel zu verdienen». Dass «eine Probe, die ich machte», fehlschlug, sei für ihn eine schlimme Erfahrung gewesen.⁴

1 Bezeichnenderweise finden sich in der Sekundärliteratur – ausser bei der Walzmühle – keine Hinweise auf diese Seite von Freyenmuths Tätigkeit, die hier zum ersten Mal dargestellt wird.

2 StATG 8'602'12, 2/0: Tb, Oktober 1798. Übersetzung aus dem Französischen von Hedi Bruggisser, StATG.

3 StATG 8'602'14, 2/6: Tb, 26.9.1817.

4 StATG 8'602'18, 2/24: Tb, 1.1.1840.

6.1 Dampfbleiche, Walzmühle, Metallwarenfabrik

1801 entschlossen sich Johann Conrad Freyenmuth und Johann Rudolf Kappeler (1777–1843), über den wir wenig wissen, in Frauenfeld eine Dampfbleiche-Fabrik zu errichten.⁵ Die beiden Freunde setzten auf eine neue maschinelle Technologie des Bleichens, welche an die Stelle der herkömmlichen Rasen- oder Naturbleiche treten sollte. Bei dieser wurde jedes Stück Zeug im Freien ausgelegt. Die Stoffe waren dem Sonnenlicht ausgesetzt, Arbeiter mussten es ständig feucht halten. Für dieses langwierige Verfahren benötigte man grosse Flächen gut gelegener Wiesen und bedeutende menschliche Ressourcen.

Die industrielle Umwälzung, welche die maschinelle Reinigung und Bleichung von Textilrohstoffen bzw. Halb- und Endfabrikaten möglich machen sollte, ging Ende des 18. Jahrhundert von Frankreich und England aus. Es war immer schwieriger geworden, geeignete Rasenflächen für die Naturbleiche zu finden. Die chemische Dampfbleiche versprach einen Ausweg. Doch Freyenmuth und Kappeler übersahen, dass die revolutionäre ausländische Neuerung noch zu wenig ausgereift und ihre Hoffnung auf eine rasch gewinnbringende Anwendung im Thurgau illusorisch war. Selbst in Deutschland setzte sie sich erst in den 20er-Jahren des 19. Jahrhunderts durch.⁶

Am 1. Mai 1802 schlossen Freyenmuth und Kappeler einen Vertrag.⁷ Freyenmuth leistete einen Voranschuss von 150 Louisdor, dem weitere Zahlungen folgten (zum Vergleich: seine Golduhr kostete 11½ Louisdor). Das Geld war für den Landkauf, den Fabrikbau und den Maschinenerwerb bestimmt. Die genauen Umstände des Fabrikneubaus und Maschinenkaufs bleiben im Dunkeln, da das betreffende, im Nachlass liegende Ausgabenverzeichnis lückenhaft ist und er damals noch nicht regelmässig Tagebuch führte.

Wir erfahren immerhin, dass der im Mai 1802 erworbene Bauplatz im Kurzdorf lag. Wenige Mo-

nate nach dem Landkauf stellt Freyenmuth im Tagebuch fest, der Bau schreite voran, aber er beginne sich langsam zu fragen, ob «das Instrument [die Maschine]» wirklich «von derjenigen Ergiebigkeit sein wird, wie ich und auch Kappeler anfänglich glaubten» und ob sie die Oxydation durch Salzsäure ausreichend berücksichtigt hätten.⁸

Tatsächlich sah sich Freyenmuth schon bald zur Feststellung genötigt: «Die Dampfmaschine, auf welche so viel hoffte, entspricht bis jetzt unseren Erwartungen gar nicht und anstatt uns mit Ruhm und Ehre zu krönen, ist [...] Hohn und Verlachung der Lohn unserer Bemühungen – die Früchte unseres Fleisses und meiner Arbeit gehen mit selbigen verloren.»⁹

Der Zürcher Unternehmer Escher¹⁰, den Freyenmuth – zu spät – um Rat bat, erklärte ihm, der Maschinenlieferant aus Colmar sei ein «Windbeutel», sie seien «angeführt» worden. Auch andere hätten schon entsprechende Versuche unternommen und seien gescheitert. Pathetisch schrieb Freyenmuth ins Tagebuch: «So hat es denn das Schicksal mit uns gemeint und wir haben das Brot aus dem Ranzen verloren – tantum! Ich habe die Grenzen [der Herkunft] überschreiten wollen, so mir das Schicksal vorgezeichnet hat und eine Ixion'sche Wolke umarmt.»¹¹

5 Albert Schoop erwähnt Johann Rudolf Kappeler in seiner «Geschichte der Thurgauer Miliz». Kappeler zeichnete sich als Offizier aus, kam 1813 in den Grosse Rat und wurde 1831 Bezirksrichter; vgl. Schoop, Miliz, S. 257.

6 Vgl. Strube, Chemie, S. 16–85.

7 StATG 8'602'28, 2/61: Verzeichnis der Ausgaben, die Dampfbleiche betreffend.

8 StATG 8'602'12, 2/1: Tb, 28.9.1802.

9 StATG 8'602'12, 2/1: Tb, 7.7.1803.

10 Wahrscheinlich handelt es sich um den Seidenfabrikanten Heinrich Escher, in dessen Familienbesitz sich Schloss Kefikon befand. In Frage kommt aber auch Heinrich Escher-Schulthess, der es im Kanton Zürich bis in den Regierungsrat brachte und Chef eines Seidenhandelsgeschäftes war.

11 StATG 8'602'12, 2/1: Tb, 06.10.1803.

Wie sehr ihm jener unternehmerische Misserfolg (bei gleichzeitiger Unsicherheit über sein Verhältnis zu Mademoiselle Lisette) zu schaffen machte, zeigt der folgende Tagebucheintrag, in dem er sich mit der Wechselhaftigkeit der Gemütsstimmung auseinandersetzt: «Es ist ein eigenes und sonderbares Ding um das menschliche Gemüt: Heute herrscht Friede und Freude in unserer Seele, alle Gegenstände zeigen sich uns im Rosenglanz der Jugend und wir nähren [...] uns bei und mit den schönsten Hoffnungen rücksichtlich unserer Verhältnisse mit der äusseren Welt –: Morgen ist der angenehme Zauber gänzlich verschwunden; wir sehen nichts als Verzweiflung und Elend vor uns; alle unsere Verhältnisse mit der äusseren Welt zeigen sich uns in dem düstersten Lichte, und wir glauben kaum, dass wir es aushalten können, bis die Ordnung der Natur die Bande unseres Daseins zerreisst [...]»¹²

So scheiterte Freyenmuths erster unternehmerischer Versuch, von dem er sich so viel verspach, ehe er richtig begann. Statt Reichtum und Ruhm waren ihm «Unglück und Verzweiflung» beschieden. – Immerhin kam es zu keinem, die weitere Laufbahn gefährdenden Konkursverfahren. Und schon bald traten glückliche Umstände ein, die ihm einen anderen Weg «nach oben» erschlossen. Seine Wahl zum Mitglied des Grossen Rates und die bald darauf erfolgende Wahl in den Kleinen Rat machten Freyenmuths Niederlage als Industripionier wieder wett und ihn – dies vor allem – in den Augen der Familie Welti zu einer «guten Partie».

*

Der geschilderte Misserfolg hielt Freyenmuth nicht davon ab, später noch einmal leichtgläubig einer neuen, unausgereiften Technologie und dem, der sie propagierte, zu vertrauen. Diesmal geht es um die Frauenfelder Walzmühle, in der eine neue Technik des Getreidemahlens zur Anwendung kommen sollte.

Über diese Geschichte sind wir dank Marianne Rutz besser informiert.¹³ – Am Anfang stand Freyenmuths Begegnung mit Josef Anton Müller (1778–1833). Dieser Erfinder und Unternehmer stammte ursprünglich aus der Innerschweiz. Dorthin war er unterwegs, als er am 10. August 1831 in Frauenfeld Station machte. Sein abenteuerliches Leben hatte ihn unter anderem nach Moskau und Warschau geführt. Den Hofrattitel verdankte er dem russischen Zaren.¹⁴ – Wenn er das Gespräch mit Freyenmuth suchte, so mag das daran gelegen haben, dass dessen Interesse für technische Neuerungen, in welchem Bereich auch immer, in der Hauptstadt bekannt war.

Müller berichtete Freyenmuth von einem neuen, von ihm erfundenen Walzensystem, das er in einer Walzmühle in Warschau in Betrieb genommen habe.¹⁵ – Bekanntlich bewundert man an anderen gern, was einem selber fehlt: Freyenmuth war vom weltgewandten Müller, von seinem selbstsicheren und gewandten Auftreten beeindruckt und erwärmte sich für Müllers Idee, das sogenannte Walzmühlensystem, das weisseres Mehl und weniger Mahlverluste ermöglichen sollte, auch in Frauenfeld einzuführen.¹⁶

Freyenmuth fand wohlhabende Interessenten, die bereit waren, eine entsprechende Aktiengesellschaft zu gründen. Die Aktien wurden im November 1831 gezeichnet. In der Zwischenzeit hatte sich Freyenmuth genauer mit Müllers System auseinandergesetzt und Zweifel bekommen. Er fragte sich, ob Müller, der auf einen kostspieligen Neubau drängte – Freyenmuth favorisierte den Kauf der alten Schlossmühle –, nicht zu hoch hinaus wolle und ob sein System wirklich halte, was Müller versprach. In der Neu-

12 StATG 8'602'12, 2/1: Tb, 29.10.1803.

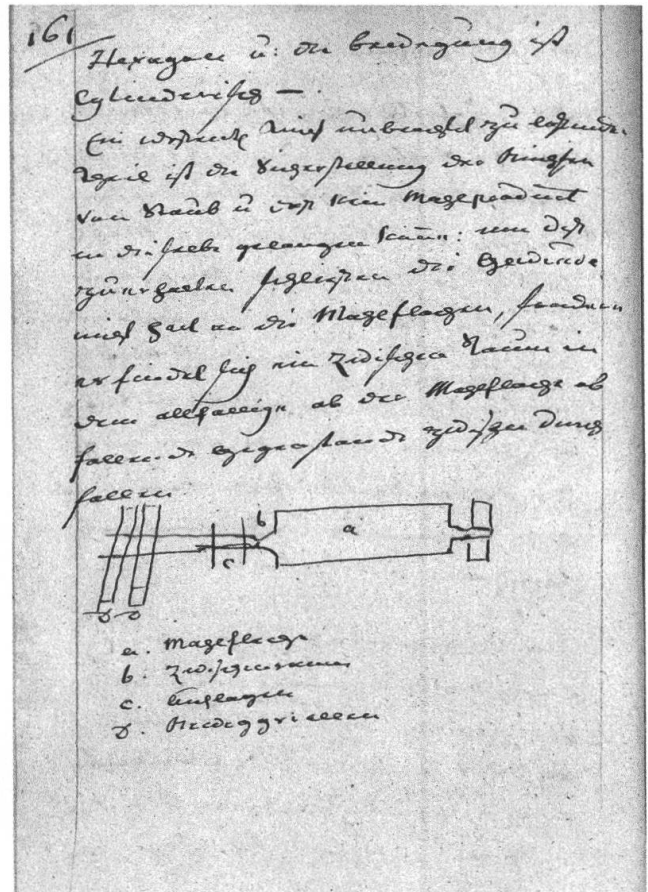
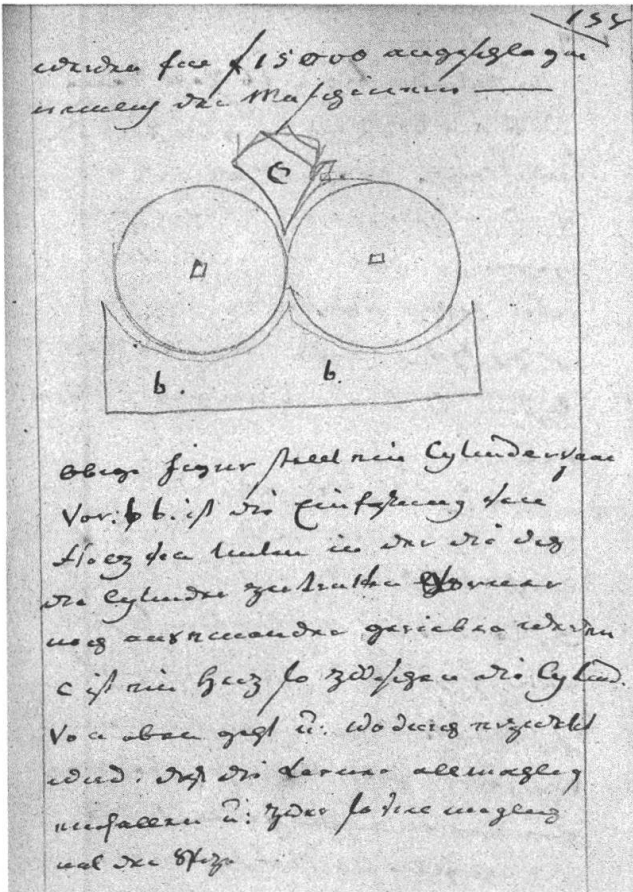
13 Vgl. Rutz, Walzmühle.

14 Über ihn vgl. Rutz, Walzmühle, S. 36–61.

15 Rutz, Walzmühle, S. 31.

16 Zit. nach: Rutz, Walzmühle, S. 47.

Abb. 11: Johann Conrad Freyenmuth beschreibt und skizziert in seinem Tagebuch 1831 verschiedene Walzvorgänge.



baufrage konnte sich Freyenmuth, der das Risiko möglichst gering halten wollte, nicht durchsetzen. Hingegen entschieden die Aktionäre bei der Antriebskraft in seinem Sinn: statt für eine Dampfmaschine entschied man sich für ein Wasserrad.

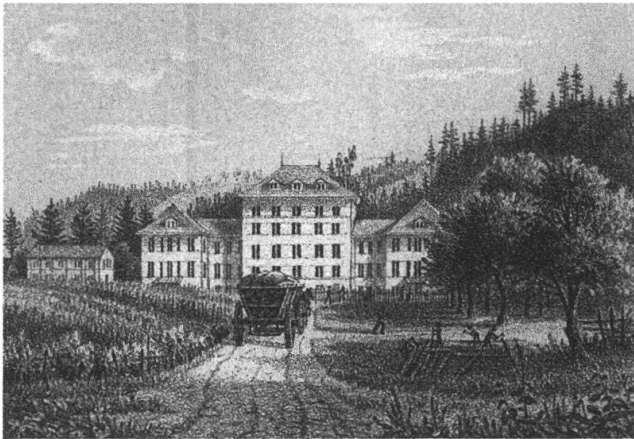
Freyenmuths Zweifel an Müllers «Erfindung» wuchsen. Er musste sich eingestehen, dass es nötig gewesen wäre, Müllers Mühle in Warschau genauer unter die Lupe zu nehmen. Er fragte sich auch, ob es nicht schon genug Mühlen habe, deren Existenz durch die neue Anlage – wenn sie denn wirklich funktionierte – gefährdet würde.¹⁷

Erst jetzt erinnerte er sich an die offenbar verdrängten negativen Erfahrungen mit der Dampfbleiche. Fast panikartig ergriff er die Flucht, indem er

seinen Aktienanteil an den Fabrikanten Ludwig Greuter verkaufte. Ob er diesen in seine Befürchtungen einweihte, ist nicht bekannt, das Gegenteil wäre allerdings bedenklich.

Die Entwicklung der Walzmühle nahm den – von Freyenmuth befürchteten – ungünstigen Verlauf, den wir hier, auf Marianne Rutz verweisend, nicht im Detail schildern. Nur soviel: Müllers System erwies sich als äusserst mangelhaft. Die Aktionäre erlitten hohe Verluste. Oberrichter Johann Joachim Bachmann von Thundorf klagte dem Abt von Einsiedeln, er und andere Aktionäre hätten an der Walzmühle

17 Rutz, Walzmühle, S. 47.



insgesamt gegen 150 000 Gulden eingebüsst. Hinzu käme noch der Verlust an Zinsen auf die verlorenen Summen. – 1872 wurde die Walzmühle endgültig still gelegt.

Müller starb 1833, bevor die Walzmühle zu mahlen begann. Freyenmuth schrieb nach der Todesnachricht ins Tagebuch: «Meine Vermutungen, dass der Hofrat den Plan zu gross angelegt [und] ein Windbeutel sei, sind gar sehr erwahrt: seine angebliche Entdeckung war nicht beendet: es war eine Probe, ins Ungeheure gehend; [...] die Maschinerie lässt sich viel einfacher und um $\frac{3}{4}$ wohlfeiler und desto besser machen, als der Hofrat angegeben. Auch die Gebäude sind weitaus zu kostspielig und es sind keiner solchen bedürftig».¹⁸

*

Es ist immer wieder erstaunlich, wie oft Menschen, als könnten sie gar nicht anders, gemachte Fehler wiederholen. Liegt es vielleicht doch an dem, was Horaz meint, wenn er sagt: «Naturam expelles furca, tamen usque recurret» (Du magst die Natur mit der Heugabel austreiben, sie kehrt beharrlich zurück)? – Freyenmuth jedenfalls, der sich, leichtgläubig und ohne gute Menschenkenntnis, zweimal täuschen liess, erlebte im Alter einen dritten Fehl-

schlag, der sich mit den vorangehenden Misserfolgen durchaus vergleichen lässt. Erneut beeindruckte ihn ein «Windbeutel», erneut liess er sich von diesem vorübergehend vereinnahmen. Es geht um Direktor Jakob Wehrli und die Metallwarenfabrik Jakobstal bei Wängi. Das Material, das uns darüber vorliegt, ist äusserst dürftig und beschränkt sich in der Hauptsache auf Freyenmuths Tagebuchaufzeichnungen.

Jakob Wehrli aus Winterthur erwarb um 1834 im rechts der Murg gelegenen Äuli oder Jakobstal verschiedene Grundstücke, auf welchen eine Metallwarenfabrik entstand.¹⁹ Als Partner Wehrlis wird Johannes Kappeler erwähnt. Wir vermuten, dass es Freyenmuths Jugendfreund war, mit dem er vor mehr als einer Generation die Dampfbleiche errichtet hatte. Kappeler scheint 1839/40 den Kontakt zwischen Freyenmuth und Wehrli hergestellt und jenen dazu bewogen haben, Aktien der Metallwarenfabrik zu erwerben und das Verwaltungspräsidium der neu gegründeten Gesellschaft zu übernehmen.

Freyenmuth stand damals im 65. Altersjahr und versah das Amt des Staatskassiers. Umso erstaunlicher ist es, dass er sich diese neue Verpflichtung aufbürden liess. – Er war sogar bereit, Statuten auszuarbeiten. Unter dem 1. Januar 1840 lesen wir im

18 Zit. nach: Rutz, Walzmühle, S. 36.

19 Wir stützen uns hier auf die Jugenderinnerungen Jakob Huldreich Bachmanns 1843–1915 und dessen von Ernst Hänzi bearbeitete Biographie (vgl. Hänzi/Bachmann, Jugenderinnerungen, S. 181–183). Historisch wenig ergiebig, weil zu knapp, ist eine von Ferdinand Adolf Stutz verfasste, nur wenige Seiten umfassende historische Skizze, die sich ebenfalls an Hänzi/Bachmann orientiert und in xerographierter Form im thurgauischen Staatsarchiv liegt (Ferdinand A. Stutz, Jakobstal). – Nebenbei sei bemerkt, dass es interessant wäre, die verschiedenen unternehmerischen Misserfolge auf dem Weg der Industrialisierung des Thurgaus gesamthaft zu untersuchen und zu vergleichen.

Tagebuch, in nächster Zeit müsse er ziemlich viel Zeit in das Jakobstaler Etablissement investieren.²⁰

Doch als liege über allem, was er im industriellen Bereich unternahm, ein Verhängnis, nahm die Sache auch diesmal einen ähnlichen Verlauf wie in den bereits dargestellten Fällen. Je mehr sich Freyenmuth mit ihr befasste, desto suspekter kam sie ihm vor. Schlaflose Nächte plagten ihn. Er erkannte, dass die Fabrik kein solides Fundament hatte und der Absatz der hergestellten Produkte unsicher war. Die Wirklichkeit unterschied sich von den Zahlen, die ihm Wehrli, um ihn zu ködern, vorgelegt hatte.

Erneut entschloss sich Freyenmuth, einen Schlussstrich zu ziehen. Ende 1841 trat er aus dem Verwaltungsrat zurück. Er verkaufte seine Aktien ohne grössere finanzielle Verluste. Ernüchert bekennt er im Tagebuch, das Alter schütze bekanntlich vor Torheit nicht: «Es verdross mich nicht wenig, mich in dieses heillose Geschäft eingelassen zu haben, ich konnte es kaum begreifen, dass ich mich blindlings in das Vertrauen auf Herrn Wehrli hingegeben, kurz hierbei aller Klugheit ermangelte und nicht ahndete, dass ich so heillos konnte angeführt werden.»²¹ – Ob das Unternehmen mit einem vernünftigeren Direktor und weiteren Kapitalzuschüssen überleben könne, werde sich weisen, allein er sei «zu alt, um mich mit dergleichen Wagnissen abzugeben».²²

Wehrli – Kappeler war ebenfalls ausgeschieden – führte die Fabrik nach dem Konkurs noch eine Zeitlang weiter, ehe sie in andere Hände und einer ungewissen Zukunft entgegen ging.

6.2 Erste Karriereschritte und Wahl in die Regierung

Freyenmuths Ämterlaufbahn begann kurz nach der Entstehung des neuen Kantons. Der Thurgau wurde vorerst lediglich zu einem Verwaltungsbezirk der zen-

tralistisch regierten Schweiz (Helvetik). Es brauchte Beamte. Das Reservoir an gebildeten Männern, die fähig waren, Amtsgeschäfte zu erledigen, war klein; der «Operator» Freyenmuth gehörte dazu. Entscheidend war auch, dass sich die Mitglieder der Familie Freyenmuth in ihren Karrierebestrebungen gegenseitig unterstützten. Diese Verwandtenförderung wirkte sich für die Betroffenen allerdings nicht nur vorteilhaft aus. Im Kapitel «Der Skandal» werden wir sehen, welche Folgen dies hatte.

Johann Conrad Freyenmuths Bruder Johann Jakob und sein Cousin Hans Martin gingen ihm als Amtsinhaber voran. Der Bruder wurde Mitglied des Distriktsgerichts Weinfelden, der Cousin kam in die fünfköpfige Verwaltungskammer, die eine Art Verwaltungsdirektorium der helvetischen Gesamtregierung war.²³

Mit 23 Jahren wurde Johann Conrad Freyenmuth Suppleant der Verwaltungskammer. Diesen ersten Schritt im Staatsdienst kommentierte er mit den Worten: «Obwohl ich die Arbeit selbst liebe, für diese Art von Aufgabe fühle ich dennoch immer etwas Unangenehmes. Wenn sie meine Jugend und vor allem meine schwächliche Gestalt und die geringe Autorität, die [ich] beklage [...], sehen, fürchte ich immer ausgelacht und verachtet zu werden – obwohl ich mich im Vergleich zu meinen Mitbürgern in Bezug auf die Menge der Kenntnisse in mehreren Bereichen des menschlichen Wissens überlegen fühle.»²⁴ – Das ist selbstkritisch und dennoch selbstbewusst – zwei Eigenschaften, die sich damals offenbar noch die Waage hielten. Später wird das Selbstbewusstsein immer stärker von nagenden Selbstzweifeln und melancholischer Schwarzseherei übertüncht.

20 StATG 8'602'18, 2/24: Tb, 1.1.1840.

21 StATG 8'602'18, 2/25: Tb, 31.12.1841.

22 StATG 8'602'18, 2/25: Tb, 31.12.1841.

23 Vgl. Amstein, Wigoltingen, S. 323–382.

24 StATG 8'602'12, 2/0: Tb, 15.7.1798. Übersetzung aus dem Französischen von Hedi Bruggisser, StATG.

Im Hinblick auf Freyenmuths weitere Karriere kam es schon bald zu einer für ihn negativen Überraschung. Die helvetische Revolution sagte der Vetternwirtschaft den Kampf an. Am 1. August 1798 teilte Martin Freyenmuth Johann Conrad mit, in der helvetischen Hauptstadt Aarau sei man der Meinung, auch Verwandte zweiten Grades dürften künftig nicht mehr derselben Behörde angehören. «Er [Martin] und ich», schreibt Johann Conrad Freyenmuth, «haben bald die Abgleichung gemacht, dass ich, verwandt mit ihm im zweiten Grad, nicht mehr in der Administration bleiben könnte. Diese Nachricht hat mich zuerst extrem aufgebracht. Ich habe seit kurzer Zeit Pläne über mein zukünftiges Leben gemacht und darüber, wie ich in der Folge mein Glück machen könnte, wenn mir das Schicksal etwas günstig gestimmt wäre. Ich sah durch diese Nachricht zuerst alle meine Pläne zerstört, in Wasser aufgelöst, und dass ich nun notwendigerweise einen anderen Weg finden müsse.»²⁵

Wahrscheinlich war es diese Begebenheit, in deren Folge Freyenmuth die Möglichkeit erwog, Untertnehmer zu werden. Seine amtliche Laufbahn ging jedoch weiter. Einerseits bezog sich die Verwandtschaftsklausel vorläufig nur auf die selbe Behörde, andererseits versank auch der Kampf gegen den Nepotismus in den politischen Wirren jener Zeit. Martin Freyenmuth scheint sich für das Zurücktreten Johann Conrads bedankt zu haben, indem er sich weiterhin für diesen verwandte. Ende 1798 überbrachte er seinem Cousin die Nachricht, die Administration habe ihn, Johann Conrad, zum Mitglied der Liquidationskommission für Grundzinsen und Zehnten ernannt. Freyenmuth nahm das Amt an, und zwar nach seinem eigenen, etwas klischeehaft wirkenden Bekenntnis, «weil das eine Gelegenheit ist, mich verdient zu machen und mich mehr und mehr als edel zu erweisen».²⁶

Chef der Liquidationskommission war Johann Jakob Peyer, der auch als Obereinnehmer (Staatskassier) wirkte. Peyer war häufig krank, 1799 trat er zu-

rück. Johann Conrad Freyenmuth erbt das freigewordene Amt des Obereinnehmers, das ihm ein Jahresgehalt von 2 000 Gulden einbrachte. Im Haus Nr. 88, das dem Stadtfähnrich Strupler gehörte, mietete er eine Wohnung für 5 Gulden im Monat. Er nahm nicht viel mit nach Frauenfeld: Ein Bett und Medikamente zur Fortsetzung der ärztlichen Tätigkeit.

Bis zum Ende der Helvetik war Freyenmuth «Bürger Obereinnehmer» und «Bürger Operator». – Am 19. Februar 1803 übergab Napoleon der helvetischen Consulta die Mediationsverfassung, die den Einheitsstaat ablöste. Erst jetzt wurde der Thurgau ein selbständiger Kanton. Die Exekutive lag in den Händen eines neunköpfigen Kleinen Rates, die Legislative bestand aus hundert Grossräten. Die Angehörigen des Kleinen Rates (Regierungsräte) sassen gleichzeitig im Grossen Rat.

Freyenmuths Weg in die Exekutivbehörde führte über ein Grossratsmandat. Das Wahlverfahren für Grossräte war kompliziert und insofern etwas merkwürdig, als dabei auch das Losglück mitspielte. So wurde Johann Conrad Freyenmuth am 30. März 1803 von der Kreisversammlung Wigoltingen – der Cousin empfahl ihn, der Bruder war Stimmzähler – zum Kandidaten gewählt, schied am Ende aber durch Lospech aus. Im Tagebuch kommentierte er dies mit den Sätzen: «Wird es mit der Dampfmaschine [Dampfbleiche] gut gehen, so bin ich schon entschädigt, im entgegengesetzten Fall sieht es sehr schlimm aus, und ich zweifle, ob ich nicht noch in Indien mein Heil suchen muss.» Dem widerspräche allerdings, fügt er bei, sein höchstes Ziel, «den Myrthenkranz» aus «der Hand» Barbara Elisabeth Weltis «zu verdienen».²⁷

25 StATG 8'602'12, 2/0: Tb, 2.8.1798. Übersetzung aus dem Französischen von Hedi Bruggisser, StATG.

26 StATG 8'602'12, 2/0: Tb, 31.12.1798. Übersetzung aus dem Französischen von Hedi Bruggisser, StATG.

27 StATG 8'602'12, 2/1: Tb, 14.4.1803.

Dann ging alles sehr schnell. Freyenmuth wurde Oberschreiber (Sekretär) des kantonalen Appellations- und Kriminalgerichts. Dabei beklagte er im Tagebuch seine (später tatsächlich auch in der Hypothekenschrift erkennbaren) Defizite in der «logischen Darstellung der Gedanken».²⁸ Wenig später: «Heute hat das Appellationsgericht wieder seinen Anfang genommen. – Es kann mich sehr verdriessen, dass ich im Konzipieren noch so wenig Fertigkeit habe und dass [ich], wie es mir scheint, zu ordentlichem Denken und Ordnen der Ideen ein allzu schwaches Gehirn habe.»²⁹

Schliesslich verhalf ihm am 14. Oktober 1803 eine überraschende Nachwahl, bei der das Los zu seinen Gunsten entschied, nachträglich doch noch in den Grossen Rat. Schon im folgenden Jahr (23. Mai 1804) wurde er als Nachfolger Rudolf Dumelins (1751–1827) in den Kleinen Rat gewählt. Dumelin hatte demissioniert, weil ihm die Arbeit, wie André Salathé feststellt, «zu beschwerlich und zu wenig einträglich war».³⁰

Damit waren sowohl der Fehlschlag mit der Dampfbleiche als auch das Lospech gleichsam korrigiert, Glück und Pech schienen sich, wie so oft, die Waage zu halten. Nun hatte Freyenmuth, mit achtundzwanzig Jahren noch erstaunlich jung, die Chance, im Rahmen seiner Möglichkeiten zu einem Eckpfeiler des jungen Kantons zu werden. Er tauschte seine enge Behausung mit einer stattlicheren Wohnung im «Bernerhaus». Er trug nun auch eine «Repetieruhr von Uhrmacher Etter in Bischofszell» – ein Kauf, den der sparsame, dem Luxus abholdere Bauernsohn jedoch erst «nach langen Bedenken»³¹ tätigte.

Geht man von dieser ersten Phase aus, kann man mit Fug und Recht von einer Bilderbuchkarriere sprechen. Wenn man allerdings berücksichtigt, was noch kommt, wird man sagen müssen, dass es ein dornenvoller Weg war, auf den ihn Zufälle oder Imponderabilien brachten. Dies vor allem, weil Freyen-

muth im Grunde seines Wesens ein unpolitischer Mensch war. Mit seinen vielfältigen Interessen könnte man ihn sich besser in einer Gelehrtenstube oder als Agronomen vorstellen denn auf dem glatten Parkett der Politik, die, um das eingangs Zitierte zu wiederholen, nur das eigene Interesse im Sinne hat.

28 StATG 8'602'12, 2/1: Tb, 17.5.1803.

29 StATG 8'602'12, 2/1: Tb, 23.7.1803.

30 Salathé, André: Dumelin Rudolf, in: HLS 4, 2005, S. 14. Rudolf Dumelin bereute seinen Rücktritt und wurde 1807 erneut zum Regierungsrat gewählt, dem er bis 1827 angehörte.

31 StATG 8'602'12, 2/1: Tb, 30.1.1804.

7 Medizin, Magnetismus, Melancholie

«Die Rechtskunde und die Medizin sind im Grunde nur garstige Aasvögel, von denen der eine an der moralischen, der andere an der physischen Fäulnis des Menschengeschlechts zehrt.»¹

Obwohl Johann Conrad Freyenmuth Medizin studierte, als Arzt praktizierte und Mitglied bzw. Präsident des Sanitätsrates war, nimmt das, was die Landwirtschaft betrifft, in seinem Tagebuch viel mehr Raum ein. Medizingeschichtlich sind seine Tagebuchnotizen nicht sehr ergiebig. Vielfach gehen sie nicht über das knappe Aufzählen von Krankenbesuchen hinaus. Es gibt zwei Ausnahmen: Ausführliche Notizen hat Freyenmuth über den Mesmerismus (Magnetismus) gemacht, weitläufige Aufzeichnungen auch über die eigenen gesundheitlichen Schwankungen.

Die Frage, wie weit der Arztberuf Freyenmuths Wünschen und Neigungen entsprach, bleibt ohne eindeutige Antwort. Nach einem ungeschriebenen Gesetz fiel der elterliche Hof an den Erstgeborenen, in unserem Fall an Johann Jakob Freyenmuth. Für Johann Conrad gab es in der nächsten Umgebung neben dem Vater jedoch ein weiteres Vorbild, das die Berufswahl beeinflusst haben dürfte: Sein Onkel wirkte in Wigoltingen als Arzt und Apotheker. Er hatte keine männlichen Nachkommen; in seine Fussstapfen zu treten schien naheliegend, und das Naheliegende galt in jener Zeit und Welt als günstiges Zeichen des Schicksals und der Vorsehung.

Auf dem weiten Feld der Medizin betätigten sich neben ausgebildeten Ärzten eine ganze Reihe von Wunderheilern, Wahrsagern, Badern, Schröpfern usw. 1842, ein Jahr vor Freyenmuths Tod, berichtete Johannes Pupikofer dem Dichter Jeremias Gottlieb: «In hiesiger Gemeinde [Weinfeld] ist ein Männchen, welches sich mit der Bruchheilung abgibt. Am dritten Tag nach der Frühlings- und Herbst-Tagundnachtgleiche kommen ganze Karawanen zu ihm auf Familienwagen aus dem Toggenburg und Leute aus den besten Familien vertrauen sich ihm an.

Er schneidet den Leuten die Nägel an Händen und Füßen ab, stösst die Abschnitte in einen Federkiel, verstopft ihn, bohrt in einen Baum, steckt den Federkiel hinein und verspricht, wann die Baumrinde das Loch überwachsen habe, sei der Bruch geheilt. Gegen diesen Wundermann darf man keinen Zweifel erheben, denn man zitiert eklatante Beispiele von glücklichen Kuren bei angesehensten Personen.»²

Der Zürcher Schriftsteller Jakob Stutz berichtet, was die weit verbreitete, oft im Aberglauben wurzelnde Volksmedizin betrifft, über Harz und Karrensalbe gegen Entzündungen und Geschwüre, von Wurzeln, die man gegen Augenentzündungen um den Hals hing, und vom Bestreichen von Brandwunden mit Leim oder Tinte.³ «Nur etwa bei Beinbrüchen wurde der Arzt gerufen; fehlte aber einem Stück Vieh nur das geringste, wurde auf der Stelle zum Arzt geschickt. Höchst selten wurde ein krankes Kind gearznet; musste es seinen Schmerzen erliegen, hiess es: ‚Der liebe Hergott hat’s halt so wollen, s’wird ihm eben lieb gewesen sein‘, und man ward bald getröstet. Ging ein Stück Vieh zugrunde, wurde dem Eigentümer nicht selten der Vorwurf gemacht, er hab’s verwahrloset, und fast untröstlich beklagte man einen solchen Verlust.»⁴

Die Chirurgie war, dem Begriff entsprechend, das Heilen mit der Hand; das griechische Wort «cheirurgia» bedeutet «Handwerk».⁵ Johann Conrad Freyenmuth wollte kein «gewöhnlicher» Operator werden – solche gab es im Thurgau viele –, sondern

1 Diesen Satz hat Johann Conrad Freyenmuth auf dem Deckelblatt eines seiner Tagebücher notiert, wobei unklar bleibt, ob er von ihm selber stammt (StATG 8'602'17, 2/22: Tb, 31.12.1835–28.5.1837).

2 Zit. nach: Soland, Vorfahren, S. 65.

3 Vgl. Soland, Vorfahren, S. 60.

4 Zit nach: Soland, Vorfahren, S. 60.

5 Bieger, Heiler, S. 40. Alfons Bieger hat 2003 eine ausgezeichnete Monographie über das Thurgauer Medizinalwesen im 18. und frühen 19. Jahrhundert veröffentlicht.

ein akademisch gebildeter. Zur Vorbereitung gehörte auch der Lateinunterricht in Frauenfeld; eine Kantonschule gab es damals noch nicht.

Wie die Familie auf den Lehrmeister Rutschmann in Hüntwangen kam, entzieht sich unserer Kenntnis. Tatsache ist, dass auch akademisch gebildete Operatoren in der Regel zuerst eine praktische Chirurgenlehre absolvierten. Dabei waren sie als Apothekergehilfen und gelegentlich als Hilfsärzte tätig. Sie unterstützten den Lehrmeister beim Zunähen von Wunden, im Umgang mit Knochenbrüchen, beim Amputieren, der Entfernung von Geschwulsten und Warzen, der Operation von Leistenbrüchen, und natürlich lernten sie das sachgerechte Schröpfen, das neben dem Purgieren sehr häufig zur Anwendung kam. Obwohl vielerorts Hebammen wirkten, betätigten sich professionelle Chirurgen meist auch in der Geburtshilfe; ein Gebiet übrigens – man nannte es «Accouchement» –, in dem sich Johann Conrad Freyenmuth später besonders bewährte.

Hüntwangen lag für einen Bauernbuben aus Wigoltingen zu jener Zeit in der Fremde, der Abschied von der Familie dürfte dem jungen Freyenmuth nicht leicht gefallen sein. In der Gegend von Eglisau lernte er die hier besonders ausgeprägte Verschuldung der Bauern kennen, ein Thema, das ihn fortan nicht mehr losliess.

Aufwühlend war sicherlich auch die erste Begegnung mit der Not des menschlichen Daseins: Patienten, die sich vor Schmerzen krümmen oder denen keine ärztliche Kunst helfen kann. Dass dies einen jungen Menschen, der gerade den Vater verloren hat, überfordert, steht ausser Frage. Es ist deshalb ohne weiteres nachvollziehbar, dass Johann Conrad Freyenmuth – vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben – von schwarzen Gedanken heimgesucht wurde. Es wäre besser, nicht geboren worden zu sein, dachte er.

Dieser Moll-Akkord wird ihn ein Leben lang begleiten. Am Neujahrstag des Jahres 1815 schrieb er in

Erinnerung an seine Hüntwangener Zeit: «Ich bin heute so sehr in düsterer Stimmung, dass ich, wie vor 23 Jahren in Hüntwangen nun hier im 40.ten Jahre meines Lebens ausrufe: Ich wollte, dass ich nie geboren wäre.»⁶

Der nächste Ausbildungsschritt führte Freyenmuth 1793 nach Zürich. Den «Zürcher Weg», wie ihn Alfons Bieger bezeichnet,⁷ absolvierten die angehenden Mediziner am «Medizinisch-chirurgischen Institut». Hier erhielten sie eine klinische Ausbildung: «Der Lernstoff betraf alle Teile der Medizin und wurde ergänzt durch Besuche an den Krankenbetten im Spital. Der Student konnte auch [...] an anatomischen Demonstrationen teilnehmen und hatte gute Bibliotheken und einen botanischen Garten zur Verfügung.»⁸ Dieser diente zudem als landwirtschaftliche Versuchsanstalt, was Freyenmuths besonders gefallen und seine spätere Absicht, einen Versuchsbetrieb einzurichten, beeinflusst haben dürfte. Wahrscheinlich besuchte er, wie andere Schüler aus dem Thurgau, auch Vorlesungen am Zürcher «Collegium Carolinum», an welchem Latein, Physik und anderes gelehrt wurde.

1795 bis 1797 ergänzte Freyenmuth sein Studium in Paris, scheint aber keinen akademischen Abschluss gemacht zu haben. Das Wenige, das wir darüber erfahren, haben wir im chronologischen Abriss bereits vorweg genommen.

7.1 Praktische Tätigkeit als Arzt und Sanitätsrat

Sechs Jahre wirkte Johann Conrad Freyenmuth als Nachfolger des verstorbenen Onkels in Wigoltingen, ehe er – inzwischen Obereinnehmer geworden – die

6 StATG 8'602'13, 2/5: Tb, 1.1.1815.

7 Bieger, Heiler, S. 69.

8 Bieger, Heiler, S. 76.

dortige Apotheke aufgab, nach Frauenfeld übersiedelte und als Arzt nur noch nebenamtlich praktizierte. Sein weiterer Aufstieg im Staatsdienst schränkte die medizinisch-chirurgische Praxis immer stärker ein. 1818 stellte er im Tagebuch fest, sie sei fast ganz eingegangen.⁹

Das ist wohl auch der Grund, weshalb das Tagebuch, was sein Wirken als Arzt betrifft, nicht viel hergibt. Zwar machte er weiterhin gelegentlich Arztbesuche, verzeichnete sie auch, hielt aber keine Details fest. Am häufigsten wurde er bei Geburten gerufen. Offenbar hatte er als «Accoucheur», der notfalls auch die Geburtszange einzusetzen wusste,¹⁰ einen guten Ruf. Ähnlich wie der allerdings häufiger praktizierende Dr. med. Melchior Aepli (1744–1813) in Gottlieben, über den wir lesen: «Die Geburtshilfe übte er mit auffallender Leichtigkeit und vielem Glücke aus, wodurch er sich bei dem weiblichen Geschlechte um so verdienter machte, als die ganze Gegend mit elenden und unwissenden Hebammen versehen war.»¹¹

Über eine tragische Entbindung im Januar 1816 lesen wir: «Gestern entband im Kurzdorf eine Frau von einem Kind mit einem Wasserkopf und ein[em] Fehler am Rückgrat: er [es; das Rückgrat] war [...] etwa 2 Zoll offen: auch waren die Schenkel nicht wie gewöhnlich verknöchert und die Unterfüsse einwärts gebogen –. –: Da ich des Rückgrates ansicht[ig] wurde und der Kopf durchaus nicht folgen wollte, so verminderte den Wasserkopf [wahrscheinlich durch Drücken], der erst nach der Zerplatzung durch die Conjugata [Teil des Geburtskanals] passieren konnte.»¹² – Offenbar handelte es sich hier um eine Steissgeburt, bei der das Kind infolge der geschilderten Anomalie keine Überlebenschancen hatte.

Im Weiteren erwähnt Freyenmuth die erfolgreiche Operation eines Augenkrebsses in Ellikon an der Thur (30.4.1811), die Behandlung einer Wunde, die durch einen «tollen» Hund verursacht worden war (05.02.1812), eine Bruchooperation in Elgg

(07.06.1834) und die Visite bei einer «Irren» in Götighofen (21.06.1826). Letzteres fällt insofern aus dem Rahmen, da Freyenmuths Spezialgebiet die Chirurgie war. Für psychische Erkrankungen gab es damals noch keine adäquaten Behandlungsmethoden. Erregte Patienten, die sich und andere gefährdeten, wurden meist in Ketten gelegt oder eingesperrt.

Gelegentlich verarztete Freyenmuth auch die Mönche der nahe gelegenen Kartause Ittingen. Nach dem Tod des Ittinger Priors Müller schrieb er ins Tagebuch: «Der H[err] Prior Müller in der Kartause, den ich am 2ten besuchte und mich mit ihm über verschiedene Gegenstände unterhielt, ist am 12ten Morgen früh aus einem Anfall von angina pectoris oder Asthma convulsivum wahrscheinlich aus arthritischer Ursache plötzlich gestorben. Er war sehr human, geschätzt und beliebt und wird desnahen sehr bedauert. Ich wurde am Morgen um 3 Uhr gerufen, bei meiner Ankunft war er bereits gestorben: ich kannte seine letzten Umstände nicht, sonst hätte ich ihm bei meinem letzten Besuch nicht nur einen Aderlass und Temperiermittel angeraten, sondern Expectorien und Guniac [?] – allein das Schicksal wollte es anders.»¹³

Im Sanitätsrat setzte sich Freyenmuth besonders für die möglichst flächendeckende Pockenimpfung ein. Unter seiner Leitung erzielte der Sanitätsrat Fortschritte in der Prüfung von Personen, die sich medizinisch betätigten. Das war dringend nötig. 1799 wurden in einem Bericht von elf Ärzten des Bezirks Tobel sechs als «unwissend» bezeichnet, drei mit einem Fragezeichen versehen und lediglich zwei als gut eingestuft.¹⁴

9 StATG 8'602'14, 2/6: Tb, 3.1.1818.

10 StATG 8'602'16, 2/17: Tb, 29.12.1829.

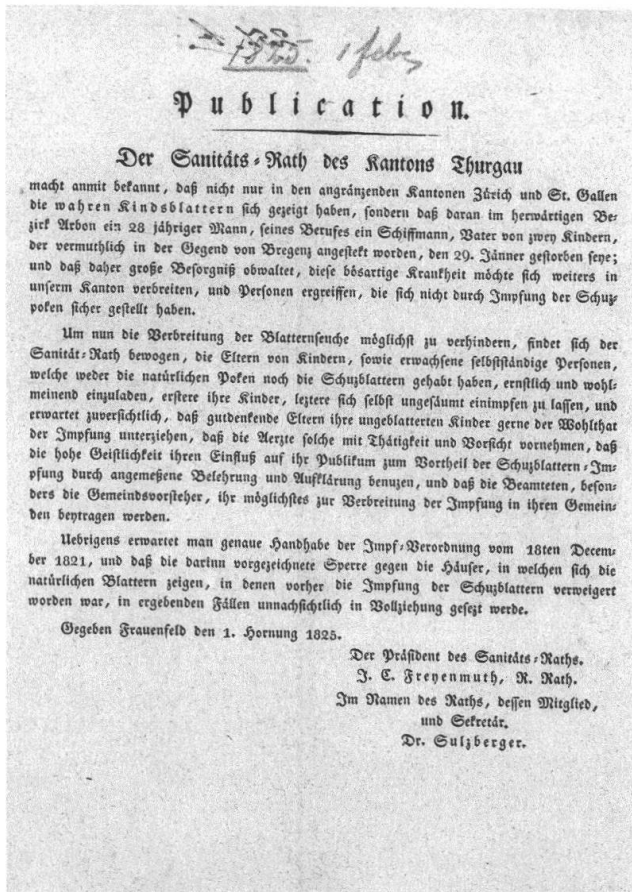
11 Zit. nach: Bieger, Heiler, S. 50.

12 StATG 8'602'14, 2/8: Tb, 16.1.1821.

13 StATG 8'602'15, 2/11: Tb, 10.9.1824.

14 Zurbuchen, Psychiatrische Versorgung, S. 100–101.

Abb. 13: Als studierter Mediziner und Präsident des Sanitätsrates setzte sich Johann Conrad Freyenmuth für eine umfassende Impfung der Bevölkerung gegen die oft tödlichen «Blattern» (Pocken) ein. Die Abbildung zeigt einen entsprechenden Aufruf der Regierung von 1825.



Andere Probleme wie die Einrichtung eines Kantonsospitals wurden auf die lange Bank geschoben. Theophil Zurbuchen, der sich vor allem mit der psychiatrischen Versorgung im Thurgau befasst hat, kommt, was die Tätigkeit des Sanitätsrates betrifft, zum Schluss, man habe in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zwar Anstrengungen zur Verbesserung des Medizinalwesens unternommen, sei aber kaum über Bemühungen hinausgekommen.¹⁵

Es fehlte den politischen Verantwortungsträgern am Willen, das vernachlässigte Gesundheitswesen ins Zentrum zu rücken. Bei Freyenmuth gewinnt man den Eindruck, dass ihm der Ausbau des Strassennetzes und die Äufnung des Staatsvermögens wichtiger waren.

7.2 Begegnung mit Franz Anton Mesmer (1734–1815)

Franz Anton Mesmer, der Begründer des animalischen Magnetismus oder Mesmerismus, stammte aus Iznang bei Radolfzell. Er hatte in Wien Medizin studiert und eine Doktorarbeit über den Einfluss der Gestirne auf den Menschen verfasst. Er glaubte, Magnete hätten durch ihre Strahlen eine heilsame Wirkung auf tierische und menschliche Organismen. Mit diesen Thesen begründete er sein praktisches Wirken als Arzt. Die von ihm entwickelte und tausendfach (zum Teil in Gruppensitzungen) angewandte Heilmethode führte Richtung Heilen durch Hypnose und Suggestion. Die Patienten wurden durch Mesmer in einen Zustand der Erregung versetzt, die dadurch ausgelöste Krise sollte zur Heilung führen.

Die wichtigsten Schulmediziner lehnten Mesmers Erkenntnisse ab, teilweise agitierten sie auch gegen seine praktische Tätigkeit, sowohl in Wien als auch in Paris, wohin ihn der Weg führte. Während der Französischen Revolution zog sich Mesmer an den Bodensee zurück, 1807 liess er sich in Frauenfeld nieder. Hier unterhielt er eine kleinere Praxis.

Freyenmuth scheint Mesmer längere Zeit nicht oder nur am Rande zur Kenntnis genommen zu haben. Das änderte sich 1812, als der in Zürich lebende Arzt und Gelehrte Johann Gottfried Ebel (1764–1830), der Mesmer in Frauenfeld besuchte, auch bei Freyenmuth Station machte.

Ebel hatte 1792 den bekannten Reiseführer «Anleitung, auf die nützlichste und genussvollste Art die Schweiz zu bereisen» veröffentlicht. Unter anderem befasste er sich auch mit Grenzgebieten der Naturwissenschaften. Er war von Mesmers Lehre fasziniert und propagierte auch die Anwendung der sogenannten Wünschelrute. Freyenmuth notierte:

¹⁵ Zurbuchen, Psychiatrische Versorgung, S. 101.

Abb. 14: Franz Anton Mesmer (1734–1815) praktizierte als Arzt und Hypnotiseur. Er begründete die Lehre des animalischen Magnetismus, nach ihm auch Mesmerismus genannt.



«Herr Doktor Ebel, dieser bekannte Gelehrte, welcher sich um die Kenntnis der Schweiz so ausgezeichnete Verdienste erworben, war gestern hier oder vielmehr seit einigen Tagen und besuchte H[errn] Doktor Mesmer, um, wie es scheint, seine Ansichten der Natur kennen zu lernen. Ich speiste mit demselben [Ebel] und hörte ihn mit vielem Vergnügen über Mesmer und überhaupt über den Magnetismus reden. Er scheint anzunehmen, dass die galvanische Flüssigkeit, die Elektrizität, die magnetische Materie, das universelle Agens in der Natur sei, dass Mesmer das Verdienst habe, dies vor 40 Jahren erkannt zu haben, und dass er deswegen als ausserordentlicher Mann anzusehen sei, dass es fast unbegreiflich sei, dass er sich schäme, so wenig zu wissen und das Alltägliche nicht erkannt zu haben. Mesmer und sein System scheinen ihn ganz eingenommen zu haben.»¹⁶

Es ist ein bekanntes Phänomen, dass gerade aufgeklärte Menschen oft für Impulse empfänglich sind, die sich dem strengen Rationalismus entziehen. Freyenmuth war als aufgeklärter Arzt primär der akademischen Schulmedizin verpflichtet. Doch er war bereit, sich auf Ungewohntes und Neues einzulassen, auch wenn es das Schulwissen sprengte. Ähnlich wie Johann Melchior Aeppli, der 1788 schrieb: «Die Geheimnisse der Natur sind nicht systematisch; sie lassen sich durch ein schönes zusammenhängendes Schulgeschwätz nicht entdecken. Nur die Erfahrung kann es.»¹⁷

Anfänglich fand Freyenmuth Gefallen an Mesmers Lehre. Er las dessen Schriften und führte lange Gespräche mit Ebel und auch mit Mesmer. «Es fehlt mir freilich noch viel, dass ich diesen Zusammenhang begreife,» notierte er, «allein: das Mesmerische System hat Einheit, Zusammenhang, alles geht von dem gleichen Prinzip aus vom Größten bis zum Feinsten – überall der gleiche Erklärungsgrund über Erscheinungen in der Natur.»¹⁸

Mit der Zeit wurde Freyenmuth dann aber skeptisch: «H[err] D[r.] Mesmer hat mir ein Heft von seinen Manuskripten de l'homme übergeben, das ich nun abschreibe: ich studiere noch immer über diese Lehre, an die ich jedoch zum Teil den Glauben bereits verloren habe.»¹⁹

Auch die Rhabdomantie, das Einzelnen zugeschriebene Vermögen, mittels «Wünschelruten» unterirdische Rohstoffvorkommen etc. ausfindig zu machen, wurde mit Mesmer in Verbindung gebracht. Es gab im Thurgau eine Wünschelrutenwahrsagerin und Heilerin, von der Freyenmuth schon vor seinem Zusammentreffen mit Ebel und Mesmer gehört hatte: Hippenmeyers Käther. Sie hiess in Wirklichkeit Kathe-

16 StATG 8'602'13, 2/3: Tb, 26.6.1812.

17 Zit. nach: Bieger, Heiler, S. 13.

18 StATG 8'602'13, 2/4: Tb, 6.10.1812.

19 StATG 8'602'13, 2/4: Tb, 24.12.1812.

rine Beittler und lebte im Haushalt von Rittmeister Johannes Hippenmeyer (1779–1854) in Gottlieben.²⁰ Dort wirkte auch der Arzt Johannes Hirzel (ein Bruder Heinrich Hirlzels), der Mesmers Lehre anhing, sie selber praktizierte und darüber hinaus auch die rhabdomantischen und heilerischen Fähigkeiten Käthers einsetzte. Diese benützte – wie Gottlieb Amstein berichtet – einen Wacholder- oder Stechpalmenzweig als Wünschelrute.²¹

Freyenmuth begegnete Käther erstmals am 22. Juli 1811, als sie in Begleitung Hippenmeyers auf Schloss Altenklingen war. Den Versuch, den sie mit ihrer Wünschelrute machte, fand Freyenmuth allerdings wenig überzeugend.

Im Spätherbst 1812 weilte Freyenmuth mit Dr. Egg aus Ellikon an der Thur erneut in Altenklingen, «um einen mit Veitstanz behafteten Knaben, den die Catherina [Hippenmeyers Käther] in der Kur hat, zu besuchen. Wir beobachteten die Krankheitserscheinungen, waren aber nicht befriedigt, ob solche Wahrheit oder Täuschung seien. Durch Gegenstriche [mit einem Stab] konnte [sie] das Übel provozieren, durch das gewöhnliche Streichen wieder heben; durch das Ausstrecken der Hand gegen die Catharina verschwanden die Zufälle. Man konnte sich kaum erwehren, den Knaben für einen Spitzbuben zu halten, der die Leute zum Besten habe.»²²

Jedenfalls ist kein Fall bekannt, in dem Freyenmuth Mesmers Heilmethode selber praktizierte. Hingegen hat er einzelnen Patienten die Anwendung durch Hirzel empfohlen. So schreibt er: «In Tägerwilen nahm des Zolleinnehmer Ribys 14- oder 15jährige Tochter bei Anlass des dortigen Wassergusses [Unwetters] so sehr Schrecken, dass sie seitdem an fürchterlichen Gichtern litt. Ich riet die Anwendung des Magnetis[mus] animalis, der nun seit dem 18ten Juni unter den sonderbarsten Erscheinungen angewendet wurde. Schon bei der ersten Anwendung trat Somnambulismus ein: der nun seit dem durch wenige Manipulationen sogleich hervorgebracht werden

kann. Die Kranke scheint in genauem Rapport mit dem Magnetism[us] zu stehen.»²³ –

Schliesslich ist im Tagebuch noch von einem Fall in Wigoltingen die Rede, bei dem wiederum Johannes Hirzel als Heiler im Einsatz stand: «Ich war [...] in Wigoltingen, wo ich Herrn Hirzel antraf, der mir über die Erscheinung an einer Person, die er in der magnetischen Behandlung hat, relatierte: Kaum darf man hier seinen Sinnen trauen: sein Einfluss oder Rapport auf die quasi Somnambule ist offenbar, allein andere Personen scheinen sich auch in Rapport mit derselben setzen zu wollen und sich zum Teil mit derselben gesetzt zu haben, wodurch sein [Hirzels] Einfluss geschwächt oder verhindert wird: Ist das, was er will beobachtet haben, wahr, so muss man an das Besprechen und Beschwören glauben und an den Einfluss böser Geister, an den Einfluss der Gestirne mittels des Magnetismus. Dabei wird aber doch eine kränkliche Anlage erfordert und der Glaube.»²⁴

Der Gedanke, es könnte mit Hilfe von Käther und ihrer Wünschelrute möglich sein, im Thurgau grössere Mengen an Steinkohle zu finden, liess Freyenmuth nicht mehr los. Er entschloss sich, den Versuch zu wagen. Ausgerechnet 1817, als mit der Hungersnot und ihren Nachwehen ganz andere Themen im Vordergrund standen, reiste er mit Käther in die Gegend von Kreuzlingen. Wir lesen: «Am 31. Juli Exkursion auf die Höhe von Egelshofen, wo Jungfrau Käther die Gegend untersuchte und fand: ein Steinkohlenflöz sei hier nur partiell ausgebreitet, aber eine etwa 10–18 Schuh breite Ader laufe von dem Tobel etwa 600 oder mehr Schritte aufwärts und breite sich dann etwa 4–5 Fuss mächtig mehrere hundert

20 Amstein, Auszug, Thurg. Beiträge, 32. Heft, S. 30.

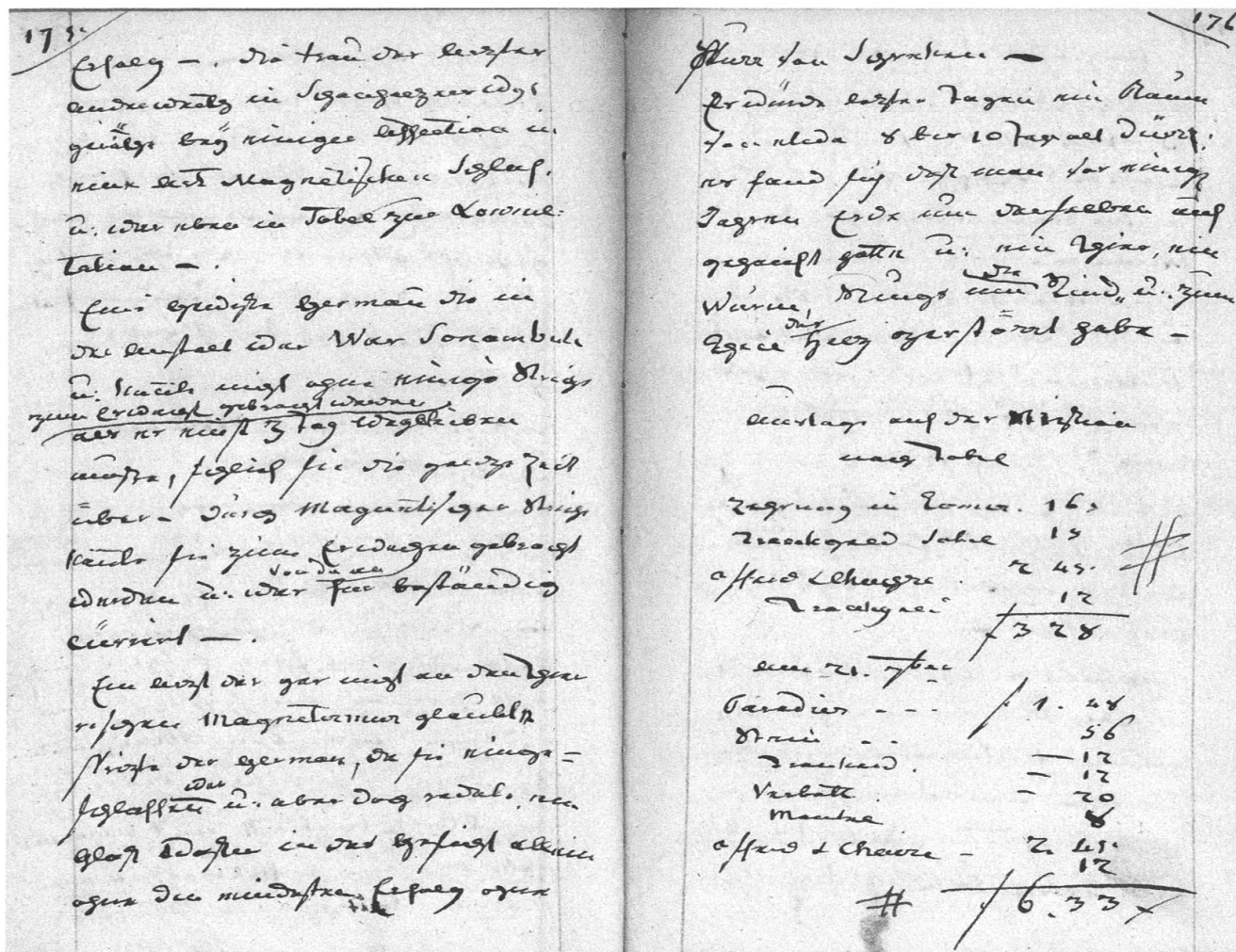
21 Amstein, Auszug, Thurg. Beiträge, 32. Heft, S. 30.

22 StATG 8'602'13, 2/4: Tb, 30.11.1812.

23 StATG 8'602'13, 2/4: Tb, 28.7.1812.

24 StATG 8'602'14, 2/7: Tb, 26.7.1818.

Abb. 15: Johann Conrad Freyenmuth beschreibt im Tagebuch eine Episode, bei der eine Frau mit den Methoden des Mesmerismus «beständig cüriert» wurde.



Schritte aus und laufe bis nach Bommen. Eine zweite Ader laufe neben jener und gegen Morgen, wo die Strasse von Petershausen [Bätershausen] nach Bommen das Holz berührt, finde sich in einer Tiefe von 90 Fuss eine Schicht, die bis 15–20 Fuss mächtig sei. Die erste Schicht, wo sie sich mächtig ausbreite, liege etwa 40 Fuss tief, das Wasser müsse aber durch einen Stollen von vielleicht 1500 Fuss und mehr Länge abgeleitet werden, was eben kostspielig wäre. Auf dem Rückweg nach Egelshofen unterhalb Petershausen wollte die Käther abermals Steinkohlen fühlen, und zwar bis 4 Fuss Dicke.»²⁵

Nach Anweisung Freyenmuths mussten Häftlinge aus Tobel unter Polizeiaufsicht dreizehn Stunden am Tag einen Stollen graben. Die schwere Arbeit rückte langsam voran. Freyenmuth hielt es für ein schlechtes Omen, dass einer der Arbeiter entwich, nachdem er dem wachhabenden Polizisten eine Silberuhr und einen silbernen Stock abgenommen hatte.

Im Sommer 1818 musste Freyenmuth im Tagebuch enttäuscht feststellen: «Die Arbeit auf die Stein-

25 StATG 8'602'14, 2/6: Tb, 1.8.1817.

kohle im Berg bei Petershausen sind mit dem 18. Juli eingestellt worden. Der Stollen wurde etwa 332 Fuss in die Länge getrieben: die Kohle fand sich am Ende nicht mächtiger als 2–3 Zoll [...].»²⁶

Was hätte Freyenmuth gemacht, wenn bedeutende Steinkohlevorkommen gefunden worden wären? – Auf diese Frage haben wir keine schlüssige Antwort gefunden, so dass wir uns auf die Vermutung beschränken, dass ihn in seinen Bemühungen zur Auffindung solcher Bodenschätze die Absicht leitete, den Wohlstand des in seinen Augen eher armen Kantons mit allen Mitteln zu mehren.

7.3 Schattenseiten

Johann Adam Pupikofer, der Freyenmuth gut kannte, schrieb über ihn: »Mit seiner raschen Beweglichkeit verband sich eine grosse Reizbarkeit des Gemütes. So sehr er sich Mühe gab, diese Reizbarkeit zu beherrschen und sich mit dem Gleichmut des Stoikers über die Wechsel des Lebens hinwegzusetzen, so gelang es ihm doch nicht immer.«²⁷

Zweifellos litt Johann Conrad Freyenmuth unter Verstimmungszuständen, die ihm das Leben und die Arbeit zur Last werden liessen, gelegentlich sogar auf dem Römerhof. Es war im Grunde ein schleicher Prozess, wahrscheinlich die Auswirkung einer entsprechenden Veranlagung. Sein Lebensüberdruß wuchs, wenn es in seinem Leben – wie erstmals mit dem Tod des Vaters und dem Abschied vom Elternhaus – zu negativen Belastungen oder eigentlichen Bruchstellen kam. In diesen Zusammenhang gehören die Zweifel am Erfolg seiner Brautwerbung, das Scheitern als Bleiche-Unternehmer, der Misserfolg mit der Hypothekenschrift und die Entmachtung durch die Regeneration. Von einer solchen kann man tatsächlich sprechen; auch wenn der zunächst Übergangene später noch einmal in den Kleinen Rat ge-

wählt wurde, so hatte dieser seine beherrschende Stellung inzwischen verloren.

1828 glaubte Freyenmuth – wie schon oft –, «dass es geschieden sein muss und wünsche dabei nur, dass ich noch zeitig das mir obliegende Rechnungswesen in Ordnung machen und abgehen könne. Sonst habe ich keinen besonderen Grund, um einen grossen Wert auf das Leben zu legen; in einer oft wiederkehrenden düsteren Stimmung kann ich den Gedanken, dass es besser wäre, nicht geboren zu sein, nicht unterdrücken. Denn was hilft es, existiert zu haben, wenn man mit dieser Existenz, so glücklich sie auch nach aussen gewesen sein mag, doch im Innern im Ganzen nicht recht zufrieden ist.»²⁸

Das sind deutliche Worte eines Mannes, der sein Leben in unregelmässigen Abständen – nicht selten ohne erkennbare äussere Ursache – als verfehlt anschaute. Der Umschwung von 1830/31 verstärkte diese Tendenz und verband sich mit der fixen Idee, die Neuerer hätten es darauf abgesehen, seine jahrelange Aufbauarbeit im Strassenbau und im Finanzwesen zu zerstören.

Freyenmuth wurde fatalistisch und «indifferent»: Der Gang der Ereignisse habe viel «zu diesem Indifferentismus beigetragen», fand er, «allein vieles ist doch offenbar [auch] der Abnahme der Kraft zuzuschreiben.»²⁹

Der «Gang der Ereignisse» und «die altersbedingte Abnahme der Kraft» wären zwei gewichtige Motive für einen Rückzug aus dem Staatsdienst gewesen. Brauchte Freyenmuth – abgesehen von der günstigen Mietwohnung im Schloss, die ihn im Amt hielt – die Arbeitslast, um den skizzierten Abgründen zu entfliehen?

26 StATG 8'602'14, 2/7: Tb, 24.7.1818.

27 Pupikofer, Lebensabriss, S. 22–23.

28 StATG 8'602'16, 2/15: Tb, 1.1.1828.

29 StATG 8'602'16, 2/18: Tb, 1.1.1832.

Wie auch immer – Freyenmuth trat nicht zurück. Er arrangierte sich mit der Erkenntnis von der Nichtigkeit des menschlichen Wirkens, auch des Tagesgetriebes. Es ist das alttestamentliche «Vanitas! Vanitatum vanitas!»³⁰ – Resignation und Fatalismus sind die entscheidenden Stichworte.

Freyenmuth erkannte den unabdingbaren Kreislauf von Aufbau und Zerstörung und wie die Menschen, stets unbefriedigt, von Wunsch zu Wunsch eilen. «Sobald man [...] die Erfüllung] erreicht [habe], wäre man bald des Genusses überdrüssig und hege neue Wünsche.»³¹ –

Die Stoiker waren überzeugt, das menschliche Tun sei vom Schicksal und von den Göttern bestimmt. Freyenmuth glaubte (wenngleich nicht mit letzter Konsequenz) an die Vorsehung oder das Schicksal – also doch an eine höhere Macht – und, damit zusammenhängend, an die weitgehende Unfreiheit des menschlichen Willens. Und er glaubte, dass das «Meiste in der Welt [...] für den Menschen nur das [ist], was er sich durch seine Vorstellung davon macht oder machen kann»³² – eine einfache Antizipation von Schopenhauers Welt als Vorstellung. Die folgenden Tagebuchauszüge, die sich vom Wust referierter Details zum Strassenbau etc. bemerkenswert abheben, verdeutlichen dies.

Neujahr 1834. «[...] ich muss mit Resignation mich in den Willen des Schicksals fügen, da es nicht anders sein soll: Ich habe immer etwas mehr sein wollen als ich war und dies hat mich oft meines Lebens überdrüssig gemacht, anstatt mit Zufriedenheit und mit Dank gegen die Vorsehung auf der Stufe stehen zu bleiben, auf die mich dieselbe gesetzt hat. – Die Auszeichnung, die ich im Leben von meinen Mitbürgern erhalten, habe ich dem regen Leben und meinem Trieb zur Tätigkeit beizumessen und gar nicht ausgezeichneten Naturgaben, deren ich auch keine besitze –: Ich habe einst nichts so sehulich gewünscht, als einige schriftstellerische Talente zu besitzen. Nun

schwindet auch dieser Wunsch allmählich und ich sehe, als dass am Ende all die kleine [unleserliches Wort im Sinn von: «gloire»] nichts ist eitler Tand.»³³

Neujahr 1836. «Nun sind bereits 60 Jahre meines Lebens vollendet. Dem ehemaligen Treiben hat nun eine Abspannung Platz gemacht, und, die Nichtigkeit und Vergänglichkeit aller Dinge einsehend, sinken die Ideale und Bestrebungen meines früheren Lebens allmählich unter den Horizont. [...] Eine jüngere Generation überflügelt die ältere. Die Erfahrung ist unbrauchbar geworden, und allem Anschein nach wird auch diese junge Generation mit allen ihren Plänen die Zivilisation und die Wohlfahrt des Landes eben nicht viel vorwärts bringen und sich am Ende ebenso behandelt sehen, wie es unseren Männern von 1798 ergangen ist.»³⁴

Februar 1836. «Am Abend des Montags wurde mit mehreren Abgeordneten [an einer Konferenz zur Gründung eines Konkordats für die Einführung einheitlicher Masse und Gewichte in Bern] über die Verhältnisse in der Schweiz abgesprochen [gesprochen], wobei ich meine allgemeinen politischen Ansichten entwickelte, zwar ziemlich lakonisch: Das Wesentliche war, dass ich behauptete, dass im Allgemeinen an der Menschheit der Charakter des Wechsels ausgedrückt sei, nicht aber der fortschreitenden Perfektibilität, und dass das Mass des Glücks im Allgemeinen allen Generationen zugemessen sei, je nach dem Stand der Entwicklung und Bildung der Anlagen –. Es seien Ideale, die vorschweben, und in deren Erfüllung [man] immer das ersehnte Gut zu finden hoffe. So-

30 Buch Kokelet = Prediger Salomo 1,2 in der lateinischen Fassung der Vulgata.

31 StATG 8'602'17, 2/22: Tb, 2.2.1836.

32 StATG 8'602'17, 2/22: Tb, 23.4.1836.

33 StATG 8'602'17, 2/20: Tb, 1.1.1834.

34 StATG 8'602'17, 2/22: Tb, 1.1.1836.

bald man es erreicht [habe], wäre man bald des Genusses überdrüssig und hege neue Wünsche. Alle Anstalten und Einrichtungen grüben sich allmählich ihr Grab und entstehen wieder neu aus der Asche.»³⁵

April 1836. «Ich ritt bei schon eingebrochener Dämmerung nach Hause zurück, die Phantasie in lebhafter Aufregung über unser Dasein. Der reine Sternenhimmel war mir die Unendlichkeit: dies Treiben der kleinen Erdenwürmer, wo jeder sich eine Welt dünkt, durch Leidenschaften aller Arten in Bewegung gesetzt, was haben diese zu hoffen, was ist wahr von allen den Träumen, Vorstellungen und Idealen?»³⁶

Sommer 1836. «Ich behaupte, dass, was der Mensch treibt und tut, in Bezug auf sein moralisches Verhältnis nur von der Vorstellung, dem Ideal, das er sich selbst schafft, abhängt, die ganze Ansicht der Verhältnisse unseres Daseins nur subjektiv begründet ist und objektiv keine Realität hat. Das Meiste in der Welt ist für den Menschen nur das, was er sich durch seine Vorstellung davon macht oder machen kann, und diese Vorstellungsart ist das Produkt der Anlage, der Erziehung und der Verhältnisse, unter denen man sich befindet.»³⁷

Neujahrstag 1838. «Ich war heute ganz ungemein prosaisch gestimmt und gleichsam fern von jener Aufregung im Gemüte, von jenen ernsten Betrachtungen über die Vergangenheit, die Gegenwart und die Aussichten in die Zukunft, die mir sonst diesen Tag sehr wichtig machten –. Ein gewisser Indifferentismus war überwiegend und gewöhnliche Tagesgeschäfte nahmen meine Zeit in Anspruch –. Hieran mag wohl eine gewisse Erschöpfung, das Gefühl, nichts mehr Wesentlich[es] wirken zu können und sich durch die junge Welt verdrängt zu sehen, Schuld sein. Unter solchen Umständen sollte man sich wohl ganz von den öffentlichen Geschäften zurückziehen und nur für sich und die Geschäfte leben, die man

sich gern auswählt. Anstatt dass wenn man in den öffentlichen Geschäften mehr oder minder lebt, [wo] immer eine Menge Fälle vorkommen, die von Personen geleitet und entschieden werden, die gar keine Kenntnis von den Geschäften haben und deren Behandlung und Ansichten eine Quelle von Ärgernis sind –.

So bringt uns die ungeschickte Einleitung und Behandlung des Strassenbaus über Eschikofen wohl um 4 bis 6 und wohl noch mehr Jahre um das Interesse, das wir von dem auf die Brücke verwendeten Kapital hätten ziehen können und die Richtung der Strasse wird immer ein Hindernis [...] sein –: neben dem, dass sie nur mit grossen Kosten wird unterhalten werden können –: Man hat durch diesen Strassenzug dem Gemeinen Wesen einen Schaden von mehr als f. 10 000 verursacht, für die Unternehmer der Brücke die Hälfte ihres auf den Bau verwendeten Kapitals. Dixi.»³⁸

Silvester 1841. «Meine Weltansichten haben sich seit mehreren Jahren dem Fatalismus genähert. Ich fühle zwar sehr wohl, dass die Freiheit des menschlichen Willens ein Postulat ist, das man notgedrungen anschauen muss. Allein andererseits hängt doch der Mensch mit der ganzen Natur zusammen, und was er ist, geht aus seiner angeborenen Anlage hervor. Die Bestimmungsgründe seines Willens [Schopenhauer

35 StATG 8'602'17, 2/22: Tb, 2.2.1836.

36 StATG 8'602'17, 2/22: Tb, 24.4.1836.

37 StATG 8'602'17, 2/22: Tb, 23.4.1836.

38 Dieser Tagebucheintrag verdeutlicht, wie sehr die nach seinem Dafürhalten durch und durch negativen Auswirkungen der Regeneration – etwa auf den Strassenbau – Freyenmuth belasteten. Darauf werden wir in den Kapiteln «Herr der Strassen» und «Die Bruchstelle oder: Die Pfaffen sind schuld» näher eingehen. Die Einsicht, dass er sich aus dem Staatsdienst zurückziehen müsste, war bei Freyenmuth immer vorhanden, nur hat er es versäumt, die Konsequenzen zu ziehen.

nennt sie «Motive»] finden sich immer ausser ihm oder in seiner Natur. Die wichtigsten oder fast alle Ereignisse, die auf das Leben influieren [einwirken], sind ohne sein Zutun herbeigeführt worden, und der Mensch erscheint als Akteur in einem Drama, an dessen Erscheinen er selbst keinen Anteil hat. Diese Ansicht wird in mir durch die Betrachtung meines eigenen Lebens bestätigt. Zeit, Umstände und Verhältnisse einerseits, meine angeborene Neigung zur Tätigkeit, zu einer gewissen Sparsamkeit andererseits, und die Liebhaberei für die Wissenschaften haben mit Naturnotwendigkeit das Drama meines Lebens aufgeführt. Je mehr ich forsche, umso mehr sehe ich mich im Dienste einer unsichtbaren Leitung, die sich als Naturnotwendigkeit herausstellt. Diese Ansicht ist nicht ermunternd, sondern eher niederschlagend. Die Akteure auf dem grossen Theater der Welt kommen mir wie Puppen vor, die, von einer unsichtbaren Macht geleitet, ihre Rolle spielen in der Beglaubigung [im Glauben], sie seinen selbständig Handelnde.»³⁹

Die Ausführungen über die unternehmerischen Versuche Freyenmuths haben uns gezeigt, dass es ihm an Menschenkenntnis gebrach. Dass er mehrfach (zunächst vom Maschinenhersteller aus Colmar, dann, bei der Walzmühle, von Hofrat Müller) getäuscht worden war; dass er, wie wir später sehen werden, auch im Strassenbau immer wieder auf Erscheinungen des menschlichen Egoismus stiess, scheint die negative Färbung seines Menschenbildes beeinflusst und seinen Hang zur Resignation und zur Melancholie verstärkt zu haben.

Wir haben oben Schopenhauer erwähnt. Auf jeden Fall gehört Freyenmuth nicht zum Kreis seichter Optimisten. Verklärende Tendenzen finden wir bei ihm höchstens beim rückwärts gewandten Blick in die Kindheit, nicht im Hinblick auf Gegenwart und Zukunft. Das ist vielleicht auch ein Grund für seine Abneigung gegenüber Bornhauser mit seiner optimistischen Verfassungsgläubigkeit.

Die Widersprüche der menschlichen Natur, die

negativen Triebkräfte des Handelns (z. B. der Ehrgeiz) lassen sich nach Freyenmuth in der Regel nicht aufheben. Diese pessimistische Sicht, die er aus der Erfahrung ableitete, deckt sich mit seinem politischen Denken, mit dem wir uns später genauer auseinandersetzen werden. Hier nur soviel: Am Beispiel der Französischen Revolution und – in der Schweiz – der Umwälzungen von 1798 und 1830/31 glaubte Freyenmuth zu erkennen, dass «rohe» Durchschnittsmenschen, wenn man sie aufhetzt, aufrührerisch werden. Sie sind dann, um es mit Dostojewskis Grossinquisitor zu sagen, «kleine Kinder, die in der Schule Aufruhr gestiftet und den Lehrer fortgejagt haben».⁴⁰ Doch dies wird sie teuer zu stehen kommen. Auf die Politik gemünzt, heisst das: Lieber die Herrschaft der Besten – Freyenmuth spricht vom «Aristokratismus» – als eine demokratisch legitimierte «Pöbelherrschaft». Schon die Auseinandersetzung mit der Verschuldungsthematik hat Freyenmuth gezeigt, dass die Mehrzahl der Menschen staatlicher Bevormundung bedarf. Sie sind – auch im Kreditwesen – zu schwach für die Freiheit.

39 StATG 8'602'18, 2/25: Tb, 31.12.1841.

40 Fjodor Michailowitsch Dostojewski, *Der Grossinquisitor*. Neu übersetzt und herausgegeben von Wolfgang Kasak, Frankfurt am Main/Leipzig 2003, S. 38.

8 Hungersnot und Armut

Zur Zeit der Landgrafschaft war das Armenwesen im Thurgau eine Angelegenheit der Kirchspiele und der privaten Wohltätigkeit.¹ Nach der Erlangung der staatlichen Souveränität kam es auch in diesem Bereich zu ersten kantonalen Bestimmungen. Eine eigentliche und vor allem wirkungsvolle Armenordnung liess jedoch auf sich warten. Der Grosse Rat und die Regierung setzten andere Prioritäten.

Vor allem fehlte es dem Armenwesen an klaren Strukturen und an Bestimmungen für Notzeiten. Neben den Kirchgemeinden, zu deren Aufgaben die Armenbetreuung von jeher gehörte, sollten sich auch die Ortsgemeinden damit befassen, was zu Unklarheit und Reibungen auf dem Buckel der Armen führte. Mancherorts herrschte ein heilloses Durcheinander. Weltliche und kirchliche Instanzen schoben sich gegenseitig die Lasten der Armenunterstützung zu, und die Verantwortlichen zeigten wenig Neigung für zweckdienliche Änderungen.

Es fehlte am richtigen Verständnis der Armut und der sie bedingenden Faktoren. Stattdessen herrschte die Auffassung, Armut sei in jedem Fall ein selbstverschuldetes Übel, die Ursachen lägen im fehlenden Arbeitswillen, in der Vergnügungssucht und in leichtsinnigen Eheschliessungen. – Freyenmuth schrieb 1819 ins Tagebuch: «Welches Elend im ersten Jahr der Ehe, wenn Kinder folgen und das eine oder andere erkrankt, wenn man nicht einmal Bettzeug hat, um die Kinder zu legen, keine Leinwand, womit der Accoucheur [Arzt, Geburtshelfer] seine Hände abtrocknen, keine Butter, mit der man die Hände einschmieren kann! Die Kinder jener armen Leute werden im Elend erzogen und gehen oft aus Mangel an Pflege zu Grunde oder, was noch schlimmer ist, bleiben zeitlebens elend.»²

Selbst im Schoss der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft herrschten unterschiedliche Auffassungen über die Frage, «ob der Arme von Rechtswegen Unterstützung fordern könne».³ Die einen waren dafür, die andern dagegen. Die thurgau-

sche Sektion befasste sich zwar 1829 bis 1832 eingehender mit der Armutsproblematik, über Zahlen und Tabellen, die anhand von Erhebungen in 54 Gemeinden zusammengestellt wurden, kam sie im Wesentlichen nicht hinaus.⁴

Die Armenstatistiken lassen vermuten, dass in «normalen» Zeiten etwa 5 % der thurgauischen Bevölkerung auf regelmässige Unterstützung angewiesen waren, doch dürfte diese Zahl eher zu tief liegen.⁵ – Natürlich gab es regionale und örtliche Unterschiede. Über Eschenz schrieb Freyenmuth beispielsweise: «Eschenz hat von 130 Haushaltungen etwa 30, die wenig oder gar kein Land haben und sich vom Tagelöhnen und vom Betteln ernähren. Man finde keinen Gewerbsfleiss, man spinne und webe nicht, noch habe irgend eine andere Betriebsamkeit statt.»⁶ Es gab, vor allem im hinteren Thurgau, dem eigentlichen Armenhaus des Kantons, noch andere Orte des Elends.

Der Bettel war in thurgauischen Landen seit 1806 verboten, in der Praxis lebte er weiter. Mit Bet-

1 Für das Folgende vgl. Düssli, Armenwesen, S. 1–38; Greyerz, Hungerjahr 1817, S. 64–171. Beide Arbeiten sind reich an Quellen, diejenige des Historikers Theodor Greyerz ist im Urteil über die staatliche Armenunterstützung kritischer, aber dennoch verhältnismässig zurückhaltend. Düssli liefert auch statistisches Material. Befremdlich ist das Schlusswort, in dem Düssli Vorschläge zur Bekämpfung der Armutsproblematik macht. So ermuntert er die zuständigen Stellen unter anderem, Kinder vermehrt und schneller ihren verarmten Eltern, die ihre Erziehungspflichten vernachlässigen, wegzunehmen und in Anstalten oder intakte Familien zu geben. Düsslis Buch erschien 1948, zu einer Zeit also, in der die Pro Juventute mit ihrer problematischen Aktion «Kinder der Landstrasse» in die gleiche Richtung arbeitete.

2 Zit. nach: Soland, Vorfahren, S. 26.

3 Zit. nach: Soland, Vorfahren, S. 26.

4 StATG 8'903'2, 0/1: Protokoll der Verhandlungen der Gemeinnützigen Gesellschaft, 11.5.1829, 11.5.1830, 27.9.1830, 14.9.1832.

5 Vgl. Soland, Vorfahren, S. 23.

6 Zit. nach: Soland, Vorfahren, S. 26.

teljagden und Bettelfuhren versuchten die Gemeinden, Bettler oder Vaganten loszuwerden. Es kam vor, dass sich eine Nachbargemeinde bei der andern beschwerte, sie habe ihr das Vagantenvolk zugetrieben. So lesen wir im Weinfelder Ratsprotokoll aus dem Jahre 1757: «Die zwei Gemeinden Frittschen und Weingarten werden angeklagt, willen di armen Lüt, so hier auf Rothenhausen geführt und von dort auf Frittschen und Weingarten, welche diese aber wieder hierher geführt haben. Es soll ihnen angezeigt werden, sie sollen die Armen aufnehmen, wie jederzeit geschehen, sonst werde die Gemeinde Weinfeld genötigt sein, sich anderwärts zu beklagen.»⁷

Während der Hunger sonst eher endemischer Natur war, kam es 1816/17 zu einer eigentlichen Hungerepidemie. Freyenmuth macht in einem Tagebuch-Rückblick geltend, er habe die Armenunterstützung in der Notzeit von 1816/17 «sehr gut zu besorgen»⁸ gewusst. Dieses Selbstzeugnis wird im Folgenden einer kritischen Prüfung unterzogen.

8.1 Die grosse Not

Schon immer war der Mensch der Unbill der Witterung ausgesetzt gewesen. Im Lauf der Geschichte gab es auch in der Schweiz grosse, ganze Regionen heimsuchende Hungerkatastrophen. Im 19. Jahrhundert wurden sie seltener und waren weniger verheerend als früher. Dies war hauptsächlich die Folge von Verbesserungen in der Landwirtschaft. In der zweiten Jahrhunderthälfte entwickelte sich mit der Eisenbahn dann schliesslich ein Transportsystem, das es erlaubte, Versorgungslücken durch Importe aus entfernten Gegenden auszufüllen. Noch 1771, während der zweitletzten Hungersnot im Thurgau, war es so, dass hier Mangel herrschte, während südlich der Alpen grössere Getreidevorräte lagen. Die Erzählung «Das mühsam gesuchte Brot» berichtet von Weinfelder Bürgern, die auf gefährlichen Wegen über die Alpen

zogen, um im Süden einige Säcke Korn zu beschaffen.⁹

Wir erwähnten an anderer Stelle die Kartoffel, die – wie später die Möglichkeit der Konservierung von Nahrungsmitteln – die Ernährungssituation der Unterschicht verbesserte. 1816 war es so, dass infolge anhaltender Nässe nicht nur die Getreideernte ausfiel, sondern auch die Kartoffeln verfaulten. Heute wird vermutet, die katastrophale Witterung im Sommer 1816 könnte unter anderem auf den im Vorjahr erfolgten Ausbruch des indonesischen Vulkans Tambora zurückzuführen sein.¹⁰

Das Jahr 1816 führte zu einer drastischen Teuerung der Lebensmittel. Sie erreichte ihre Spitze im folgenden Jahr, in dem es dank besserer Witterung zwar zu einer befriedigenden Ernte kam, die Preise mangels Vorräten aber mindestens bis zur Erntezeit hoch blieben.¹¹ Und wie meistens in Zeiten der Not, gab es damals auch im Thurgau Teuerungsgewinnler, die aus dem Elend der Leute Profit schlugen. So sah sich Oberamtmann Johann Ulrich Kesselring veranlasst, Bäcker zu ermahnen, die aus Eigennutz den Brotpreis hoch hielten.¹² Als die Hungersnot überwunden war, fragte sich Freyenmuth, ob es nicht angebracht wäre, jene Bäcker, die das Brot zu teuer (nämlich für 32 Kreuzer) verkauft hätten, nachträglich zu bestrafen. Dazu ist es, soweit wir sehen, nicht gekommen.¹³

7 Zit. nach: Soland, Vorfahren, S. 27.

8 StATG 8'602'18, 2/24: Tb, 1.1.1840.

9 Vgl. Soland, Vorfahren, S. 9–19. Diese ausserordentlich wertvolle Erzählung war früher auch in den thurgauischen Lesebüchern zu finden. Dass sie daraus verschwand, ist bedauerlich.

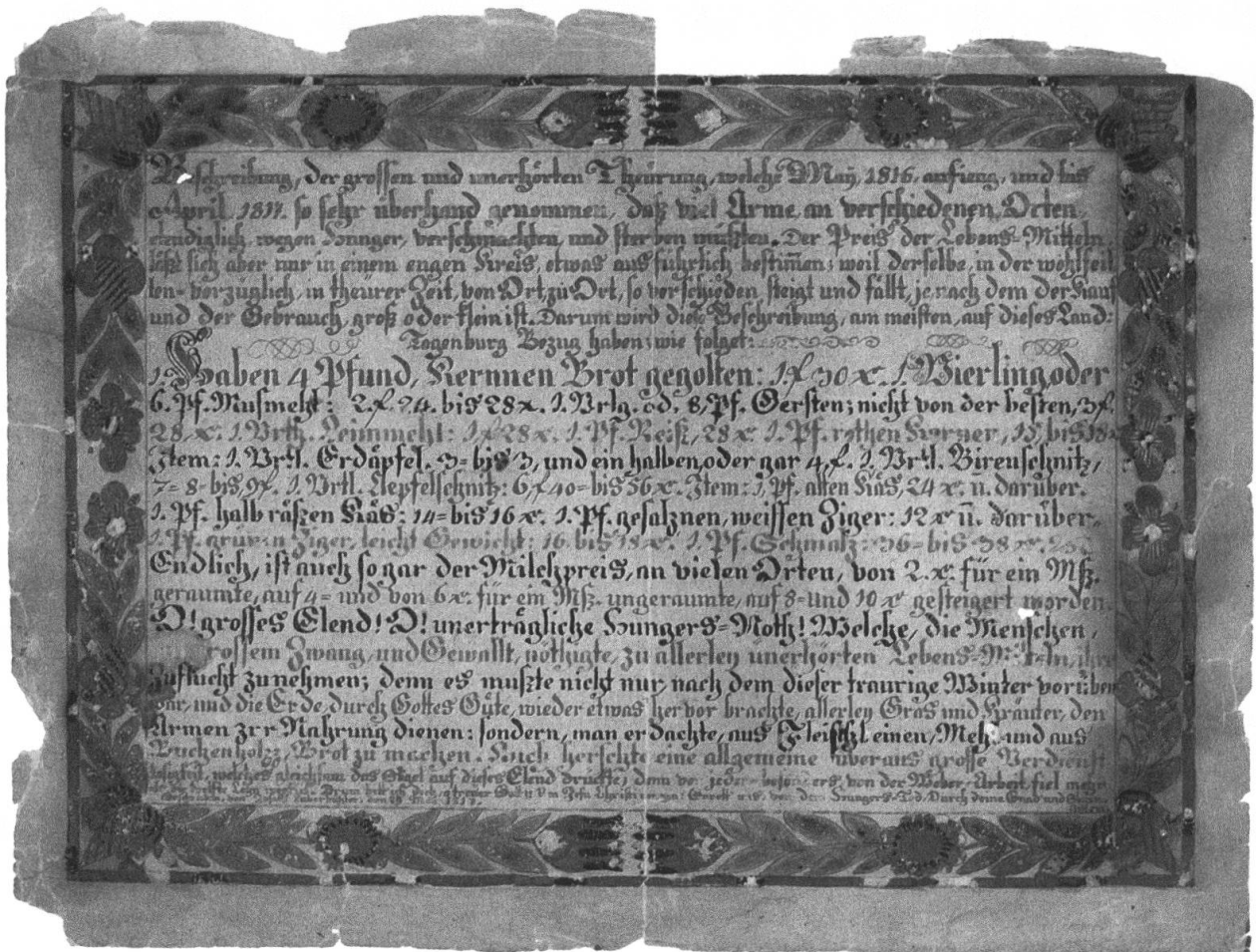
10 Vgl. Schläpfer, Krüdener, S. 17.

11 Albert Schoop spricht von Missernten 1816 und 1817. Das ist falsch; 1817 gab es im hinteren Thurgau zwar Hagelschäden, die Ernte war aber insgesamt gut (vgl. Schoop, Thurgau, Bd. 3, S. 118).

12 Vgl. Greyerz, Hungerjahr, S. 169–171.

13 StATG 8'602'14, 2/6: Tb, 21.1.1818.

Abb. 16: Anlässlich der Hungersnot von 1816/17 entstandene Schönschrift. Es werden die Preise der wichtigsten und von der Teuerung stark betroffenen Lebensmittel aufgelistet: verschiedene Getreidesorten, «Erdäpfel» (Kartoffeln), Birnen- und Apfelschnitze, Käse, «Schmalz» und Milch.



Die Seegegend wurde im Sommer 1817 auch noch von einer die Not verschärfenden Überschwemmung heimgesucht. Der Arboner Fabrikant Johann Heinrich Mayr schreibt in seinen Lebenserinnerungen: «Ich rücke vor ins Trauerjahr 1817. Was liesse sich auch anderes als Trauer, Elend und Unglück erwarten infolge des Fehljahres 1816! Allerorten das gleiche Übel, nur hier bei uns und hauptsächlich bei mir, auf meinem Platz [in der ‚Bleiche‘] noch eine Zugabe, die vielen anderen Orten fremd blieb. Es ist die Überschwemmung, teils durch Austreten des Sees, teils der Waldwasser durch anhaltenden Regen und halbe Wolkenbrüche.»¹⁴ – Über die Unterseegemeinden lesen wir in Freyenmuths Tagebuch: «Am 4ten

[Juli] war in Steckborn und Berlingen, um den hohen Wasserstand zu beobachten: die Ufer gewähren einen traurigen Anblick: von Steckborn steht die lange Untergasse von 2–3 Fuss unter Wasser: ebenso Berlingen und fast die Hälfte des Klosters Feldbach. Man kann die Strasse über Berlingen nicht mehr befahren. – Der Schaden an Häusern, Mauern, Gärten, Bäumen ist sehr gross und nicht zu berechnen –. Ebenso ist es in Ermatingen, Gottlieben etc. – Seit dem soll der See noch um 15 Zoll gestiegen sein.»¹⁵

14 Zit. nach: Greyerz, Hungerjahr, S. 74.

15 StATG 8'602'14, 2/6: Tb, 4.7.1817.

Am schlimmsten war die Hungerkatastrophe im hügeligen und ohnehin ärmlichen Hinterthurgau. Der Erwerb aus der Landwirtschaft war derart gering, dass die Kleinbauern auf einen Nebenerwerb, meist Handspinnerei und Handweberei, angewiesen waren. Gerade in jener Hungerzeit begann die von England aus ihren Siegeszug antretende Maschine die Heimarbeiterexistenzen mehr und mehr zu verdrängen. Nach dem Sturz Napoleons und dem Wegfall der Kontinental Sperre überschwemmte billige Ware aus England den kontinentalen Markt.

In einem Gutachten über die Armenunterstützung im Kreis Fischingen, das Johann Conrad Freyenmuth 1816 zu Händen des Kleinen Rates verfasste, stellte er fest: «Die Lage dieses Kreises ist ganz eigener Art und unterscheidet sich von allen andern des Kantons durch seinen sehr geringen Ackerbau, durch die starke Bevölkerung, den verhältnismässig sehr grossen Schuldenzustand und das fast gänzliche Verschwinden des ehevorigen Nahrungsquells, des Spinnens und Webens, verbunden mit einem Mangel hablicher Bürger. Wenn je desnahen von Regierungswegen zur Hebung des drückendsten Mangels Unterstützung geleistet werden muss, so wird es bei diesem Kreise geschehen müssen.»¹⁶

Nach Freyenmuth gab es allein in Fischingen, Au, Bichelsee und Dussnang etwa 600 Unterstützungsbedürftige, von denen etwa 400 infolge Alter und Gebrechlichkeit keine Arbeit verrichten konnten.¹⁷ Jene, die Arbeit hätten, verdienten im Tag höchstens vier Kreuzer. Ein Pfund Brot koste achtundzwanzig Kreuzer und mehr.¹⁸

Besonders eindringlich bat der Balterwiler Alt-Schulmeister Johann Büchi am 2. Juni 1817 im Namen eines Ausschusses von Armen der Gemeinde Bichelsee den Kleinen Rat um sofortige Hilfe. Bis anhin seien Bedürftige von der örtlichen Pflegekommission nur unzureichend unterstützt worden, das Erhaltene habe statt für einen Monat jeweils nur für vier Tage gereicht. Da auch das Betteln um Almosen nicht

mehr erlaubt sei – die Regierung hatte schon 1816 ein verschärftes Bettelverbot erlassen –, «so ist uns ohne schleunige Unterstützung und Hilfe kein Tag, ja bald keine Stunde mehr übrig, mit unsern Weibern und halbtoten Kindern vor Hunger zu sterben».¹⁹

Büchi schlug in seinem Schreiben an die Regierung vor, Arbeitsfähige gegen Arbeitsleistung bei Grossbauern oder auf Gutsbetrieben von Klöstern und Herrschaften einzuquartieren. Wer selber Land zu bebauen habe sowie Alte und Kinder sollten vor Ort staatliche Hilfe erhalten. Der Bittsteller schloss sein Schreiben mit der gewagten, von der Not diktierten Feststellung: «Sollten wir aber unserer Bitten und Wünsche uns beraubt sehen, welches wir nicht hoffen, so wäre zu befürchten, dass wir mit Gewalt das Almosen und Arbeit zu suchen [uns] erlauben würden und hiedurch vielleicht einiges Unglück entstehen würde.»²⁰ Es folgten die «Unterschriften» von zwölf Armen, unter ihnen eine Frau. Sechs Personen unterzeichneten mit einem Kreuz.

Der Initiant brachte seine Bittschrift persönlich nach Frauenfeld. – Dass Landammann Morell den Bittsteller Büchi revolutionärer Umtriebe beschuldigte und ihn an Ort und Stelle arretieren liess, ist kein Ruhmesblatt für den Kleinen Rat, der damit offenbar einverstanden war. Büchi wurde «als der eigentliche Veranlässer» der Eingabe drei Tage in scharfen Arrest gesetzt.²¹

Damit gab die Obrigkeit ein weiteres Beispiel ihrer Selbstherrlichkeit. Statt unbürokratisch zu helfen, setzte sie auf Repression. Zwar erkannten die zivilen und kirchlichen Instanzen die Not, ihre Massnahmen waren jedoch völlig unzureichend und unkoordiniert,

16 Zit. nach: Greyerz, Hungerjahr, S. 156.

17 Greyerz, Hungerjahr, S. 155.

18 Vgl. Düssli, Armenwesen, S. 21.

19 Zit. nach: Greyerz, Hungerjahr, S. 168.

20 Zit. nach: Greyerz, Hungerjahr, S. 169.

21 Greyerz, Hungerjahr, S. 119.

so dass der rührige Abt von Fischingen, den man, anders als Büchi, nicht einfach verhaften konnte, unwillig nach Frauenfeld schrieb, es sei «zweifelhaft, ob das Elend oder die Armut oder Unordnung der Verwaltung des Armenwesens grösser sei».²²

Im Frühsommer 1817 schrieb Freyenmuth ins Tagebuch: «Dr. Scherb in Bischofszell [1771–1848, Arzt, Gemeindeammann und Mitglied des Sanitätsrates] will beobachten, dass der Mangel an guten Lebensmitteln Krankheiten der ärmeren Klasse und Sterblichkeit anfangs zur Folge zu haben.»²³ Scherb hat die Beobachtungen in seiner engeren und weiteren Umgebung in eigene Worte gefasst: «Bis zur Ernte kehrten sich eine Menge armer, ausgehungerte Leute nicht nur zum Genuss von Leim und Grüschen, sondern sie mussten selbst zu den unnatürlichsten Nahrungsmitteln greifen; sie suchten die Kräuter auf den Wiesen zusammen, verschlangen sie und durchwühlten sogar die Misthaufen, um etwelche Nahrung, so schädlich sie auch sein mochte, aufzufinden. Die Sterblichkeit unter den Menschen nahm deshalb besonders im Kanton Appenzell und im Toggenburg auf einen fürchterlichen Grad zu und solche Bedauernswürdige sah man auch auf unsern Strassen [im Thurgau] öfters vor Hunger hinfallen. Allein auch in hiesiger Gegend und Gemeinde mussten viele, aller Anstrengungen ungeachtet, den Mangel an genügenden und nahrhaften Speisen mit dem Tode büssen. Diese Unglücklichen bekamen ein aufgedunsenes, blasses Aussehen, magerten ab, verloren die Kräfte. Die Füsse und selbst der Unterleib schwellen an und dabei behielten die Armen eine unersättliche Esslust. Einige derselben starben bald, nachdem man ihren Hunger gestillt hatte, unerwartet, wobei bemerkenswert bleibt, dass weitaus mehr Männer als Weiber und sehr selten Kinder Opfer dieses allgemeinen Mangels wurden.»²⁴

Aus anderen Berichten wissen wir, dass Bedürftige in der Not Katzen- und Hundefleisch, Kartoffelhülsen und Brot aus Buchenholz- und Fischbeinmehl

assen.²⁵ Nach Freyenmuth diente auch Branntweintreiber als Nahrungersatz. In weiteren Tagebucheinträgen erwähnt er die steigende Kleinkriminalität: «Es werden täglich fast Leute eingebracht, die auf Diebstählen von Viktualien ertappt werden: das Gefängnis ist immer ganz angefüllt: ein Hauptgrund derselben ist die Armut und der Mangel an Lebensmitteln, der Hunger – der unter der ärmsten Klasse überall herumguckt.»²⁶ – Etwas später: «Viele arme Kinder von Mettendorf und Hüttlingen, die hierher [nach Frauenfeld] kommen, Kirschen zu verkaufen, leiden an geschwellenen Füssen –: überall erzählt man von Diebstählen.»²⁷

Der Anstieg der Sterblichkeit lässt sich zweifellos nachweisen. Sie lag 1817, auf 1000 Einwohner berechnet, bei 44,6, während der Durchschnitt der sechs vorangehenden Jahre 33,2 betrug. 1819 sank sie auf 28,5. 1817 war auch die Geburtenrate signifikant tiefer. Sie normalisierte sich erst wieder 1819. Dass unter diesen Umständen ebenfalls weniger Heiraten stattfanden, liegt auf der Hand.²⁸

Auch nach der etwas besseren Ernte von 1817 gab es weitere Todesfälle, die sich auf die vorangehende Not zurückführen lassen. Freyenmuth erwähnt in diesem Zusammenhang die reformierten Einwohner von Fischingen: «Die Reizbarkeit des Darmkanals der Ausgehungerten sei so gross, dass, wenn sie wieder bessere Nahrungsmittel zu sich nehmen, Durchfall erfolgen, Abzehrung und Tod.»²⁹ So wie nach den Hungerjahren 1770/71 die Ruhr ausgebrochen war, kam es jetzt in einigen Gemeinden zu einem epidemischen Auftreten von Nervenfieber, dem gegen drei-

22 Zit. nach: Düssli, Armenwesen, S. 21.

23 StATG 8'602'14, 2/6: Tb, 20.6.1817.

24 Zit. nach: Greyerz, Hungerjahr, S. 124.

25 Zit. nach: Düssli, Armenwesen, S. 27.

26 StATG 8'602'14, 2/6: Tb, 22.7.1817.

27 StATG 8'602'14, 2/6: Tb, 25.7.1817.

28 Vgl. Düssli, Armenwesen, S. 26.

29 StATG 8'602'14, 2/6: Tb, 9.5.1817.

hundert Personen erlagen. – Das Beispiel der Reformierten von Fischingen weist darauf hin, dass die konfessionellen Grenzen selbst in Notzeiten ihre Bedeutung nicht ganz verloren. Die katholischen Einwohner Fischingens, um die sich das Kloster kümmerte, waren nach Freyenmuth offenbar weniger betroffen.

8.2 Massnahmen

Wir haben eingangs auf das Fehlen einer griffigen Armenordnung hingewiesen. Die Unterstützung Notleidender lag grundsätzlich bei den kirchlichen Instanzen und bei den Ortsgemeinden. Nun übertrug der Regierungsrat die Koordination den Munizipalgemeinden. Doch dies wirkte sich insgesamt eher negativ aus. Die neu geschaffenen Munizipalgemeinden waren zum Teil blutleere Gebilde, und die im Armenwesen bereits bestehenden Reibungen zwischen Kirch- und Ortsgemeinden wurden durch ihr Dazwischentreten eher noch verschärft. Wir zitieren noch einmal den Abt von Fischingen: «Könnte sich eine Gemeinde noch helfen, so will sie vorzüglich deshalb nicht angreifen, weil das Armenwesen zur Munizipalsache gemacht wurde und sie darum doch nur an die Lasten anderer Gemeinden, zu denen sie früher diesbezüglich in keinerlei Beziehungen stand, beitragen müsste.»³⁰

Es gab Gemeinden, die ihrem Unterstützungsauftrag mit Hilfe von Armenfonds wirkungsvoll und unbürokratisch nachkamen. Doch mancherorts fehlte es an finanziellen Mitteln, an Entschlossenheit und Kompetenz. Dies war besonders im hinteren Thurgau der Fall. Hier war der Kanton, d. h. der Kleine Rat, gefordert. Er bestellte aus seiner Mitte eine Zentralarmenkommission, die der Regierung entsprechende Vorschläge unterbreiten sollte.

Um die Lage vor Ort zu prüfen, traf sich Freyenmuth im Herbst 1816 mit den Ortsvorstehern und

Pfarrern des Kreises Fischingen zu einer Lagebesprechung. Dabei machte er den Vorschlag, für den kommenden Winter eine *zentrale* Suppenanstalt einzurichten. Die Vorsteher wandten ein, ihre Gemeinden lägen zu weit auseinander, es sei «den armen, elenden, durchgehend schlecht gekleideten Personen kaum möglich [...], stundenweit bei tiefem Schnee und grosser Kälte Suppe abzuholen»³¹ und besser, die ärmsten Haushaltungen mit einem Quantum Kartoffeln und im April dann mit Saatkartoffeln zu unterstützen. Freyenmuth war hingegen der Meinung, die Suppenabgabe habe mehr Vorteile.

Schliesslich erhielten bedürftige Gemeinden bescheidene Geldbeiträge und Vorschüsse für Saatgut oder Naturalien (Kartoffeln, Hafer, Gerste), die der Staat angekauft hatte, und die er gratis oder zum Selbstkostenpreis für die Zubereitung einer Sparsuppe weitergab. Am besten bewährte sich die sogenannte Rumfordsche Suppe, die nach einem entsprechenden Aufruf der Zentralarmenkommission an verschiedenen Orten im Kanton zubereitet und verteilt wurde. In seinem Gutachten stellte Freyenmuth fest: «Der Genuss geschwellter Kartoffeln bei teurem Preis derselben scheint nicht ökonomisch zu sein, da ein beträchtliches Quantum nötig ist, um den Magen zu füllen. Sie reichen viel weiter, wenn man sie zu Gemüse oder Suppe abkocht; die in denselben enthaltende Stärke ist vermögend, ein beträchtliches Quantum Wasser zu binden und dadurch das Volumen zu vermehren und in kleiner Quantität mehr zu sättigen, als es durch deren Genuss in gleichsam trockenem Zustande geschieht. Hierauf beruht die Nützlichkeit der Rumfordischen Suppe; bei deren sorgfältiger Bereitung sollen die dazu gebrauchten Substanzen in Schleim verwandelt und

30 Zit. nach: Düssli, Armenwesen, S. 21.

31 Gutachten des Regierungsrats Freyenmuth betreffend Armenunterstützung im Kreise Fischingen, 20.10.1816. Zit. nach: Greyerz, Hungerjahr, S. 156.

eine grosse Menge Wasser in selbiger gebunden werden. [...] Eine Suppe von 2 Lot Gersten, 2 Lot Erbsen, 8 Lot Erdäpfel, ¼ Lot Salz und ebensoviel Schmalz kommt, die Bereitungskosten nicht berechnet, nicht auf 2 Kreuzer die Person zu stehen und wird doch für die Gesundheit zuträglicher sein als 2 Pfund Erdäpfel.»³²

Die Armensuppe war zwar relativ wässrig, aber einigermaßen nahrhaft, vor allem, wenn man darin Knochen ausbrühte. Teilweise wurden «Papinsche Töpfe» (nach dem Erfinder Papin benannter Druckkochtöpfe) verwendet, wobei es bei Überhitzung vorkam, dass sie «mit fürchterlicher Gewalt»³³ platzten, zum Beispiel in Fischingen und Lipperswil. Wie durch ein Wunder wurde niemand verletzt.³⁴

Die staatlichen Korn- und Kartoffelankäufe, die Freyenmuth an die Hand nahm, waren mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden, da die Nachbar Kantone und die angrenzenden deutschen Staaten, in denen ebenfalls Mangel herrschte, Grenzsperrn verhängten. Landammann Morell verhandelte mit dem Grossherzogtum Baden, Hirzel und Freyenmuth mit dem Kanton Schaffhausen. Ein Angebot Bayerns war nach Ansicht Freyenmuths zu wenig vorteilhaft, der Preis im Verhältnis zum Überlinger Markt zu hoch und die Qualität gering. Da es aber, wie Freyenmuth fand, «unangenehm» wäre, das Angebot einfach auszuschlagen, übernahm man wenigstens ein kleines Quantum, das «vorzüglich an Private zum Hausgebrauch oder aber an Bäcker und Müller verkauft werden» sollte.³⁵

Da die Kartoffeln knapp waren, beschloss der Kleine Rat – wiederum auf Anregung Freyenmuths – am 17. August 1816 ein «Verbot des Branntweimbrennens aus Erdäpfeln», das ein Jahr später erneuert und erst im Mai 1818 wieder aufgehoben wurde.³⁶ Im Übertretungsfall wurde die zum Brennen angekaufte Menge konfisziert und an Arme verteilt.

Sinnvoll waren auch die von der Regierung gegen das Hamstern von Getreide verfügten Massnah-

men. Am 8. Juli 1817 verabschiedete die Regierung eine Ernteordnung. Sie betraf die Tradition des Ährenlesens, die Freyenmuth aus seiner Wigoltinger Zeit kannte. Da die Ernteaussichten im Gegensatz zum Vorjahr besser waren, wurde befürchtet, dass fremde Ährenleser über die liegen gebliebenen Feldfrüchte herfallen könnten. Um dies zu verhindern, sollte das Ährenlesen in diesem Jahr nur den Armen der betreffenden Munizipalgemeinden gestattet sein. Die Polizeiorgane erhielten deshalb für die Erntezeit besondere Strafbefugnisse. Fehlbare waren mit bis zu sechs Hieben zu bestrafen, «Weibsbilder» eine halbe bis eine Stunde «öffentlich auf einer Stände zur Schau» zu stellen.³⁷ Am schwersten fiel die Strafe aus, wenn jemand beim nächtlichen «Ährenrupfen und Erdäpfellupfen» oder beim Obstschütteln ertappt wurde. Wo es um den Schutz des Eigentums ging, war die Obrigkeit demnach durchaus zu hartem Durchgreifen entschlossen.

Ein Teil der Massnahmen, die der Kleine Rat im Zusammenhang mit der Hungersnot ergriff, betrifft bezeichnenderweise das Polizeiwesen. Wir haben erwähnt, dass das Betteln verboten war. Trotz der angedrohten Strafen wurde das Verbot immer wieder umgangen, und es ist auch durchaus verständlich, dass das Betteln in den Hungerjahren zunahm. Der Kleine Rat erliess schon im November 1816 ein verschärftes Bettelverbot. In der Folge nutzten die Behörden die Hungersnot bzw. den damit verbundenen

32 Gutachten des Regierungsrats Freyenmuth betreffend Armenunterstützung im Kreise Fischingen, 20.10.1816. Zit. in Greyerz, Hungerjahr, S. 157.

33 StATG 8'602'14, 2/6: Tb, 9.5.1817.

34 StATG 8'602'14, 2/6: Tb, 9.5. und 6.6.1817.

35 StATG 4'943'44: Gutachten Freyenmuths vom 17.3.1817.

36 StATG 4'943'44: Sammlung der während der Teuerung von der Regierung des Kantons Thurgau erlassenen gedruckten Verordnungen. Gilt auch für die im Folgenden zitierten Verordnungen.

37 Zit. nach: Greyerz, Hungerjahr, S. 133.

Gassenbettel zum Ausbau des Polizeikorps und des Polizeiwesens überhaupt.³⁸

Freyenmuth unterstützte die Verstärkung der Polizei und die Notwendigkeit, sie vermehrt in den Gemeinden zu stationieren, im Tagebuch mit den Worten: «Im Polizeiwesen hat man noch keine gereinigten Ansichten: was hilft's, mit 24 Mann das Land zu durchstreichen, wenn in den Ortschaften keine Polizei gehandhabt wird und man dem Bettelgesindel überall Unterschlupf gibt: es scheint mir, dass man mit Polizeiwachen allein so wenig [erreicht], wie wenn man mit einer Anzahl Leute die Krähen verscheuen [sic] wollte. Man muss die Polizei in den Dörfern einzuführen wissen. Das ist das a. b. c. der ganzen Sache.»³⁹

Die speziellen Ausgaben für die Armenunterstützung in jenen Jahren sind – als seien sie eine Quantité négligeable – in der ordentlichen Staatsrechnung nicht gesondert enthalten. Die Buchführung oblag der Zentralarmenkommission. Wenn wir der Umrechnung des Historikers Theodor Greyerz (1875–1960) folgen, wurden insgesamt ca. 17 000 Franken ausgegeben. Der grössere Teil dieser Summe ging aber nicht zu Lasten des Staates, sondern auf mehr oder weniger freiwillige Zahlungen der Klöster und auf ein für die Hungernden bestimmtes Geldgeschenk des russischen Zaren zurück. Der Staat gab nur etwa 7000 Franken aus. Vergleicht man das mit den Aufwendungen für das Polizeiwesen, so machte die aus dem Staatssäckel direkt bezahlte kantonale Hungerhilfe nicht einmal halb soviel aus.⁴⁰

Dies ist umso bemerkenswerter, als der Kanton 1817 einen Überschuss von annähernd 19 000 Franken erzielte.⁴¹ Zu Recht schreibt der sozialkritische Theodor Greyerz: «Der Regierung lag damals also offenbar das Sparen mehr am Herzen als eine etwas ausgiebigere Linderung der Not.»⁴² – Selbst Albert Schoop, der die Obrigkeit sonst in der Regel eher in Schutz nimmt, räumt in seiner Thurgauer Geschichte ein, die staatliche Hilfe sei ungenügend gewesen.

Dass er Freyenmuth dann wenig später ohne jede Einschränkung für die «sparsame Führung der Kantonsfinanzen»⁴³ lobt, ist nicht recht nachvollziehbar.

Der Überschuss eines einzigen Jahres hätte gereicht, die Armenhilfe um mehr als das Doppelte aufzustocken. Es geschah nicht, und dies lag nicht zuletzt an Freyenmuths Sparpolitik und an seiner von den anderen Mitgliedern des Kleinen Rates geteilten Auffassung, eine umfassendere staatliche Hilfe fördere das Parasitentum. So schrieb er in seinem Gutachten über Fischingen: «Die zu leistende Unterstützung wird sparsam abzumessen sein, um dem arbeitsscheuen, liederlichen Gesindel nicht eine dem gesamten Gemeinwesen nachteilige Vertröstung zu geben und nicht ein allgemeines Geschrei und Nachwerben aufzuwecken, das wir nicht zu stillen vermöchten.»⁴⁴

Das Versagen der obersten Behörden tritt also klar zutage und darf unseres Erachtens nicht beschönigt werden. Dies tut Hans Düssel, wenn er schreibt: «Es ist auch begreiflich, dass der junge Staat, der sich seinen Haushalt zuerst einrichten und die nötigen Einkünfte zur Durchführung seiner mannigfaltigen Aufgaben beschaffen musste, vorerst noch eine zu-

38 Vgl. Salathé, Polizei und Bevölkerung.

39 StATG 8'602'14, 2/6: Tb, 13.1.1818.

40 Vgl. Düssel, Armenwesen, S. 24.

41 Diese Zahl nennt Theodor Greyerz, der sich in der Umrechnung von Gulden in Franken an eine von ihm erwähnte Tabelle von Staatsarchivar Friedrich Schaltegger stützte (vgl. Greyerz, Hungerjahr, S. 151; der Hinweis auf Schaltegger findet sich S. 77, Anm. 1). Nach unserer Berechnung belief sich der in der Staatsrechnung für das Jahr 1817 ausgewiesene Überschuss auf ca. 8 890 Gulden. Das Staatsvermögen belief sich Ende 1816 auf 113 325 Gulden (StATG 4'305'14: Staatsrechnung 1817).

42 Greyerz, Hungerjahr, S. 151.

43 Vgl. Schoop, Thurgau, Bd. 1, S. 110.

44 Gutachten des Regierungsrats Freyenmuth betreffend Armenunterstützung im Kreise Fischingen, 20.10.1816. Zit. nach: Greyerz, Hungerjahr, S. 156–157.

rückhaltende Ausgabenpolitik betrieb und in seinen Anfangsversuchen auf dem Gebiete der Wohlfahrts-
pflege sehr behutsam vorging.»⁴⁵ – So «behutsam»
ging die Exekutive in der Tat vor, dass Leute vor Hun-
ger starben. Freyenmuths Pflichtgefühl gebot ihm,
den Armen zu helfen, aber nur unter sehr weit ge-
hender Berücksichtigung und Schonung des Staats-
haushaltes. Armenhilfe und sparsame Führung der
Kantonsfinanzen; zwei Pflichten im Widerstreit. Mit
Marie von Ebner-Eschenbach möchte man dem durch
und durch haushälterischen Freyenmuth noch im
Nachhinein zurufen: «Wenn du sicher wählen willst
im Konflikt zweier Pflichten, wähle diejenige, die zu
erfüllen dir schwerer fällt.»⁴⁶

Was das oben erwähnte Geldgeschenk des rus-
sischen Zaren betrifft, so wirkt die Geschichte, die
sich damit verbindet, geradezu grotesk und skanda-
lös. Zar Alexander I. kannte die Schweiz aus eigener
Anschauung. Freyenmuth schreibt unter dem 11. Ok-
tober 1815: «Gestern passierte S. M. [Seine Majestät]
der Kaiser von Russland hierdurch: er kam von Dijon
über Bern und Zürich und ging nach Konstanz und
Lindau und so weiter: er speiste in der Krone zu Mit-
tag: man wollte ihn mit einem Kavallerie-Detache-
ment begleiten, das er aber nicht annahm: er reiste in
einer offenen Chaise: und braucht 32 Postpferde.
Eine seine Heiligkeit sehr moderierende [mässigende]
Idee drängte sich mir wie unwillkürlich ins Gedächtnis:
nämlich dass fast alle seine Vorfahren nicht eines
natürlichen Todes starben, sondern im Bett erdrosselt
wurden: und dass [...] ihm Ähnliches widerfahren
könnte.»⁴⁷

Zar Alexander erhielt Kenntnis von der Hungers-
not in der Schweiz. Vielleicht informierte ihn die Ba-
ronin von Krüdener, der wir uns weiter unten zuwen-
den werden. Jedenfalls liess er der besonders
betroffenen Ostschweiz eine Unterstützung von
100 000 Rubel zukommen. Am 19./20. Mai 1817
wurde das Geld in Zürich aufgeteilt. Dem Kanton Glä-
rus fielen für die Linthkorrektur, für die Entsump-

fung des Bodens und zur ausserordentlichen Armen-
unterstützung 66 000 Rubel zu. Die beiden Appenzell
erhielten je 16 000, St. Gallen 14 000 und der Thur-
gau 4000 Rubel.⁴⁸

«Les absents ont toujours tort», heisst es. Der
Thurgau war an jener Konferenz nicht vertreten.
Zwar war in Frauenfeld eine an den regierenden
Landammann gerichtete Einladung eingetroffen,
doch Morell weilte im Grossherzogtum Baden, um
eine Aufhebung der badischen Grenzsperrung für Ge-
treide zu erreichen. Als er zurück kehrte, lag das Ein-
ladungsschreiben ungeöffnet auf seinem Schreib-
tisch, die Konferenz war vorbei!

Morell beeilte sich, dem russischen Gesandten
das Bedauern über sein Ausbleiben auszudrücken.⁴⁹
– Offensichtlich gab es für Zeiten der Abwesenheit
des Regierungschefs keine Regelung, die geeignet
gewesen wäre, derart peinliche Versäumnisse zu ver-
hindern. Lag dies auch an Morells Eitelkeit? Er bean-
spruchte eine Art Repräsentationsmonopol, womög-
lich wäre ihm allein schon die Vorstellung, der
schlichte Freyenmuth könnte an seiner Stelle in ir-
gendeiner Sache nach Zürich reisen, unerträglich ge-
wesen. – Wie auch immer: Der Thurgau erhielt zwar
Geld aus Russland, aber vergleichsweise wenig.

Aufgrund all dieser Ausführungen muss die
Frage, ob Freyenmuth die mit der Hungersnot zusam-
menhängenden Geschäfte «sehr gut» zu besorgen
wusste, auf den gesamten Kleinen Rat ausgedehnt
werden. Die Antwort ist eindeutig: Ein umfassendes

45 Düssel, Armenwesen, S. 22.

46 Marie von Ebner-Eschenbach, Aphorismen, Reclams Uni-
versalbibliothek Nr. 8455. Stuttgart 1988, S. 19.

47 StATG 8'602'13, 2/5: Tb, 11.10.1815.

48 Vgl. Greyerz, Hungerjahr, S. 115 und 150; Düssel, Armen-
wesen, S. 23, besonders auch Anm. 2. Die Umrechnung
in Gulden oder Franken ist umstritten. Vgl. dazu Greyerz,
Hungerjahr, S. 150, Anm. 1.

49 StATG 3'00'29: Rechenschaftsbericht des Kleinen Rates,
§ 1358, 12.6.1817.

staatliches Hilfsprogramm fehlte, die Krise wurde verwaltet, statt energisch bekämpft. Die der Tradition verhaftete Auffassung von der Armut und der damit zusammenhängende Sparkurs wirkten sich verheerend aus. Das Ganze war eine Geschichte des Versagens, des mangelnden Willens und des Hin- und Herschiebens dringender Probleme. Auch eine Geschichte falscher Prioritätensetzung. Am letzten Tag des Hungerjahres 1817 schrieb Freyenmuth ins Tagebuch: «Überall wird nur an dem gemeinen Wesen gezehrt, anstatt es zu äufnen».⁵⁰ Das «Äufnen» war Freyenmuths oberstes Ziel, dem er alles andere – auch die Hungerhilfe – unterordnete.

Soweit unser subjektives Urteil. Dieses ist durch die Feststellung zu ergänzen, dass Freyenmuth sein eigenes Urteil, nach dem er die Sache «sehr gut» zu besorgen gewusst habe, unter dem Gesichtspunkt seiner Thesaurierungspolitik fällte. Es war Freyenmuths Priorität, die Staatskasse nicht stark zu belasten. Für uns jedoch fällt durchaus auch ins Gewicht, dass es schon zu jener Zeit – also nicht erst im Nachhinein – Leute gab, die diese Prioritätensetzung angesichts des herrschenden Elends nicht nachvollziehen konnten und ein stärkeres Engagement des Staates verlangten. Zu nennen sind hier etwa Alt-Schulmeister Büchi und der Abt von Fischingen.

8.3 Ausblick

Eine direkte Folge der Hungerkatastrophe von 1816/17 war das neue Armengesetz von 1819, das aber den Dualismus zwischen kirchlichen und weltlichen Instanzen (die Durchführung an der Basis lag bei der Kirche, die Oberleitung beim Staat) beibehielt und keine Grundlage für eine einheitliche und griffige Armenfürsorge schuf. Auch in der Regeneration, welche die Entfaltung des Individuums stärker gewichtete als die Rolle des Staates beim Schutz der Schwachen, änderte sich nicht viel. Zwar entstand 1833 abermals

ein neues Armengesetz, das die erwähnte Doppelspurigkeit aber beibehielt, so dass Düssli feststellt: «So sehen wir, dass das Armengesetz von 1833 gegenüber demjenigen von 1819 keinen Fortschritt brachte. Im Gegenteil, es verschlimmerte dessen Handhabung durch seine Weitmaschigkeit und schwächte die Gemeindeorgane in ihren Befugnissen.»⁵¹

Zwar gab es im Thurgau nach 1816/17 keine grosse Hungersnot mehr, doch die endemische Armut blieb noch lange ein Krebsübel, vor allem in strukturschwachen Gegenden wie dem hinteren Thurgau. Freyenmuth hat dies durchaus wahrgenommen, blieb aber der irrigen Vorstellung verhaftet, der Arme könne in der Not, wenn er nur wolle, jene schöpferische Kraft entfalten, die es ihm erlaube, sich an den eigenen Haaren aus dem Sumpf zu ziehen. 1831 schrieb er: «Ich erhielt letzthin den Auftrag, nach Bichelsee zu gehen, als Kommissär das Armenwesen zu untersuchen als Folge eines eingereichten Unterstützungsgesuches –: Auffallend ist die grosse Zahl alter Frauen oder lediger alter Personen, die nichts, weder Wohnung noch Grundeigentum besitzen und ganz auf den täglichen Verdienst beschränkt sind –. Man zählt mehr als 40 solcher Personen –.

Die Unterstützung, zu 4 bis f. 6 auf die Haushaltung berechnet, bringt f. 330 –. Man hat von der Regierung einstweilen f. 220 oder 2/3 bewilligt.

Begibt man sich in die Wohnung vieler dieser Leute: welche Beschränktheit – welche Entbehrungen können und müssen sich diese Leute gefallen lassen; man muss sich verwundern, dass das Elend nicht mehr wegrafft und dass viele Leute zu noch so hohem Alter gelangen –. Wie wenig ist notwendig, die physische Existenz zu erhalten, aber wie nachlässig und hilflos und unbehülflich zeigen sich oft die Leute – und wie versinken diese oft ins Elend.»⁵²

50 StATG 8'602'14, 2/6: Tb, 31.12.1817.

51 Düssli, Armenwesen, S. 39.

52 StATG 8'602'16, 2/18: Tb, 5.5.1831.

Erst im 20. Jahrhundert, das gleichsam stärker mit sozialem Öl gesalbt war, konnte sich ein dem Solidaritätsprinzip verpflichteter Wohlfahrtsstaat entwickeln. Freyenmuths Auffassung, ein jeder habe in seinem Stand zu bleiben, wurde überwunden, begabte Kinder armer Eltern erhielten Stipendien. Es ehrt den Thurgau, dass sich mit Heinrich Häberlin ein Thurgauer an vorderster Front für das erste eidgenössische Kranken- und Unfallversicherungsgesetz einsetzte, und zwar mit den Worten, wo «man den Ärmsten der Armen helfen kann, soll man nicht kargen mit der milden Hand».⁵³ – Dieses Gegenbeispiel zu Freyenmuth zeigt – cum grano salis –, dass man den selbst in der Not verfolgten Sparkurs Freyenmuths nicht durchaus dem Thurgauer Schlag anrechnen kann.

8.4 Juliane von Krüdener

Juliane Freifrau von Krüdener (1764–1824) stammte aus dem Baltikum. Als wohlhabende Witwe erlebte sie eine religiöse Erweckung und gewann Einfluss auf führende russische Kreise, auch auf den zur Mystik neigenden Zaren Alexander I. Ob sie es war, die ihn zur Heiligen Allianz bewog, steht nicht zweifelsfrei fest. Als Busspredigerin und Prophetin zog sie 1816 bis 1818 durch das Herzogtum Baden, das Elsass, die Nord- und die Ostschweiz.

Die Not steigert die Empfänglichkeit der Menschen für Heilslehren. Juliane von Krüdener hatte während der Teuerung und der Hungersnot von 1817 enormen Zulauf. Dies hing auch damit zusammen, dass sie Bedürftigen Almosen spendete und Suppe verteilen liess. Ihr – teilweise etwas zwielichtiges – Gefolge schwoll zeitweise auf mehrere hundert Personen an.

Juliane von Krüdener stellte die herrschende Not als Geissel Gottes dar, der ohne Bekehrung weitere Strafen folgten. Sie kritisierte das unchristliche Ver-

halten der Obrigkeit – gerade auch in der Hungersnot – und beschwor in apokalyptischen Bildern den nahenden Weltuntergang.

Schon Fürst Metternich, der Architekt und Überwacher des europäischen Restaurationssystems, hatte Zar Alexander gewarnt: «Die Absicht dieser Frau ist gefährlicher als alle anderen, denn ihre Predigten haben alle nur das eine Ziel, die besitzlosen Klassen gegen die Besitzenden aufzuwiegeln.»⁵⁴

Wie aus dem Grossherzogtum Baden, wurde die Krüdener auch aus Basel ausgewiesen, ehe sie sich auf den Weg in den Thurgau machte. Am 25. Juli 1817 betrat sie in der Nähe von Diessenhofen thurgauischen Boden. Freyenmuth schreibt: «Die Frau von Krüdener hat sich in Diessenhofen eingefunden: einer französischen Dame, die bei ihr Audienz hatte, sagte sie, dass das Übel, an dem die Menschheit darnieder liegt, durch den Fall im Paradies, durch das Frauzimmer verursacht worden, dass es desnahen am Frauzimmer sei, sich zu bekehren und sich zu bessern: sie sollen den Männern folgsam sein etc. – und den Zorn des Himmels durch Bekehrung zu besänftigen suchen.»⁵⁵

Vom ersten bis zum zehnten August 1817 weilte Juliane von Krüdener in Arbon und Romanshorn, wo sie in Gasthäusern (in Romanshorn in der «Krone») nächtigte, die Schar ihrer Begleiter in Scheunen. Wir haben bereits auf die Überschwemmung hingewiesen, die das Elend in der Bodenseeegend verschärfte. Geschickt baute die Krüdener auch diesen Umstand in ihre apokalyptischen Predigten ein. Die Leute kamen von weither, aus dem Toggenburg, wo die Hungersnot besonders schlimm wütete, und aus dem Appenzellischen.

Nachdem sie vergeblich versucht hatte, nach Österreich einzureisen, kehrte die Krüdener nach Ar-

53 Zit. nach: Soland, Häberlin, S. 55.

54 Zit. nach: Schläpfer, Krüdener, S. 93.

55 StATG 8'602'14, 2/6: Tb, 29.7.1817.

bon zurück und erfuhr dort, der Kleine Rat habe ihre Ausweisung aus dem Thurgau beschlossen. Sie machte sich auf den Weg nach Kreuzlingen, wo ihr – ein Spiel des Zufalls – Freyenmuth begegnete.⁵⁶ Er schreibt: «Auf dem Rückweg nach Kreuzlingen sties- sen auf die Frau von Krüdener [...]. Ich liess sie im Hirschen zu Kreuzlingen aussteigen und erklärte ihr den ernsten Willen der Regierung, dass sie ohne Zö- gern den Kanton zu verlassen habe –: und liess das Verzeichnis der unmittelbar an sie gebundenen Per- sonen aufnehmen: Sie gab 32 Personen an, unter denen eine Anzahl Kinder. In ihre religiöse Tendenz liess mich nicht ein. Sie schien auch in mir sogleich eine Person zu erkennen, mit der darüber nichts an- zufangen sein werde. – Zu ihrer Objection [Bemer- kung], keinen Willen über ihre fernere Reise ausdrü- cken zu können: bemerkte ihr, dass wir die Freiheit des menschlichen Willens anerkennen müssen und dass ohne dies alles Verdienst etc. nichtig wäre: übri- gens wolle es ihr belieben, die persönliche Achtung, so man gegen sie und ihre moralischen Weltansich- ten habe, von den Forderungen der Polizei wohl zu unterscheiden. Das Begehren Letzterer [der Polizei]: Auflösung des Schwarms ihrer Folger [Begleiter] und Verlassung des Landes sei unerlässlich etc. – Frau von Krüdener ist eine Person von oder um fünfzig Jahre[n]. Sie hat feine regelmässige Gesichtszüge: ich finde hier niemand[en], dem ich sie vergleichen könnte. – Sie muss in der Jugend sehr schön gewesen sein –. Ihre Tochter, die Frau von Bergheim, ist artig, blond und hat ein gefälliges Wesen, auch spricht sie sehr gut –. Der Herr Professor Lachenal und Frau [Begleiter aus der Basler Zeit der Baronin] scheinen nichts be- sonders Ausgezeichnetes zu haben.»⁵⁷

Freyenmuth charakterisiert die Krüdener als nüchterner respektvoller Beobachter. Ihr prophetisch- ekstatisches Gehabe spricht ihn, den auf das Sachliche und Praktische Fixierten, nicht an, ihrer Ausstrahlung vermag er sich aber doch nicht ganz zu entziehen. Fast entschuldigend rückt er den polizeili-

chen Gesichtspunkt der «Auflösung des Schwarms ihrer Folger» in den Vordergrund. Das von der Krüde- ner begünstigte «Vagantentum» galt damals als aus- zurottendes Laster, als subversiver Störfaktor, und die Polizeigewalt als wirksames Gegenmittel. Auch hier begegnen wir also wieder dem in der Restauration beinahe allgegenwärtigen hierarchisch geprägten Si- cherheitsdenken, dessen Repräsentanten überall Aufruhr und Bedrohung witterten, und das selbst dem couragierten Alt-Schulmeister Büchi zum Ver- hängnis geworden ist.

Nach ihrer Ausweisung aus dem Thurgau und der weitgehenden Aufopferung ihres Vermögens kehrte Juliane von Krüdener nach Russland zurück, wurde vom Zaren aber nicht mehr empfangen. 1824 starb sie, verarmt und vereinsamt, auf der Krim.

Ihre Reise durch die Schweiz ist noch in einem ganz anderen Zusammenhang bedeutsam: In ihrem Gefolge befand sich nämlich auch die aus Schaffhau- sen stammende, erst fünfzehnjährige Maria Meyer (Freyenmuth erwähnt oben eine «Anzahl Kinder), die dann 1823 als Schenk mädchen in einem Wirtshaus in Ludwigsburg auftauchte und den jungen Theologie- studenten Eduard Mörike in ihren Bann schlug. Er hat sie in seinen Peregrina-Versen verewigt. Ihren Lebens- abend verbrachte sie in Wilen bei Wil.⁵⁸

56 Unseres Erachtens ist der von Michael Schläpfer in seiner Monographie verwendete Titel «Johann Conrad Freyen- muth überbringt den Ausweisungsbefehl» falsch oder mindestens irreführend (Schläpfer, Krüdener, S. 101). Der Ausweisungsbeschluss war der Krüdener nämlich, wie Schläpfer, gestützt auf Johann Heinrich Mayr, übrigens sel- ber schreibt, am Vorabend in Arbon von einem «Kommissär» eröffnet worden. Das Zusammentreffen mit Freyen- muth in Kreuzlingen war zufällig. Freyenmuth nutzte die Gelegenheit, der unerwünschten Dame die Ernsthaftigkeit der verfügten Ausweisung zu erläutern. Wahrscheinlich war er darüber hinaus daran interessiert, einen persönli- chen Eindruck von der berühmten Prophetin zu gewinnen.

57 StATG 8'602'14, 2/6: Tb, 22.8.1817.

58 Vgl. <http://www.wilenbeiwil.ch>.

9 Herr der Strassen

Zweifellos gehört der Strassenbau, dem Johann Conrad Freyenmuth im jungen Kanton drei Jahrzehnte den Stempel aufdrückte, zu den wichtigsten Leistungen dieses Magistraten. Nach Machiavelli zählt in der Politik allein der Erfolg. Wenn man den Zustand der thurgauischen Strassen bei Freyenmuths Amtsantritt und bei seinem Rücktritt als Regierungsrat vergleicht, kann man mit Fug und Recht von einer Erfolgsgeschichte sprechen. Um zu einem abschliessenden Urteil zu kommen, muss der kritische Historiker aber auch andere Faktoren einbeziehen. Wenn wir zum Beispiel in einem amtlichen Protokoll von 1807 lesen, der «Grosse Rat habe mit Vergnügen gesehen, dass der Strassenbau im Kanton mit besonderem Eifer betrieben werde»¹, so ist das für uns keine ausreichende Argumentationsgrundlage. Der Historiker muss sich rückblickend beispielsweise fragen, wie sozialverträglich der Ausbau des thurgauischen Strassennetzes unter Freyenmuth erfolgte, ob es Widerstände gab und falls ja, wie sie überwunden wurden. Dies wollen wir, ohne uns in Details zu verlieren, im Folgenden tun.²

Im Strassenbau konnte Freyenmuth sein Talent entfalten, sich in kurzer Zeit ein immenses praktisches Wissen anzueignen. Der Strassenbau und die Landwirtschaft sind die beiden Kernbereiche, in denen er sich die grösste Kompetenz erwarb, und die dem praktischen Zug seines Wesens am besten entsprachen. Unermüdlich bereiste er – zu Fuss, zu Pferd oder in einer einfachen Chaise – den Kanton, um das Gelände zu vermessen, in Kiesgruben und Steinbrüchen nach geeignetem Strassenmaterial zu suchen, um Widerstände aus dem Weg zu räumen und sich über die Fortschritte begonnener Projekte zu informieren. Er zeichnete Pläne, erstellte Skizzen, berechnete die Baukosten, prüfte Eingaben von Einzelnen oder Gemeinden und verfasste für den Kleinen Rat entsprechende Gutachten.

Sein wichtigster Weggefährte war der kantonale Strassenbauinspektor, der aber nur im Neben-

amt wirkte. Bis 1822 versah Bäckermeister und Kirchenpfleger Jakob Sulzberger (1762–1841) diese Aufgabe. Nach Sulzbergers Tod schrieb Freyenmuth ins Tagebuch: «Ich war mit ihm mehr als 20 Jahre in beständigem Geschäftsverkehr, und wir haben zusammen mehr als 60 Stunden neue Strassenanlagen ausgesteckt und den Bau organisiert und geleitet: Ich habe mit niemand soviel angenehme und vergnügte Stunden durchlebt als mit ihm auf unseren Exkursionen, die jährlich wohl zwei Monate dauerten. Er hatte ein Temperament des Frohsinns und fasste seine Verhältnisse immer in rosenfarbenem Licht auf – obgleich er sich fast immer ungeschickte Mittel zu seinen persönlichen Zwecken wählte –. Sonst war er in Ratschlägen für andere unersetzlich und klug: seine moralischen Sünden waren mehr durch seine [...] ökonomischen Verlegenheiten veranlasst, als dass sie im Mangel an guten Prinzipien ihren Grund hatten.»³

Bei den «moralischen Sünden» Sulzbergers geht es um den Vorwurf der Unterschlagung, der 1822 zur Entlassung des Strasseninspektors führte. Sulzberger musste zwölf Kinder ernähren. Offenbar nahm er gelegentlich «Bestechungsgaben» an. 1810 schrieb der Kleine Rat dem Gemeinderat von Bischofszell, «da der Strasseninspektor Sulzberger für seine Verrichtung besoldet werde, derselbe in Zukunft nicht mehr gastfrei zu halten [...] seye».⁴

Wie auch immer: Freyenmuths Bemerkung ist dahingehend zu ergänzen, dass er sich, soweit wir sehen, nie um eine Gehaltserhöhung Sulzbergers bemühte. – Als Jakob Sulzbergers Nachfolger wirkte übrigens eine Zeitlang dessen Sohn Johann Jakob

1 Saruga, Strassenbau, S. 1.

2 Mirko Saruga hat 2001 über den Strassenbau im Thurgau von 1803–1848 eine Lizentiatsarbeit vorgelegt, auf die wir uns im Folgenden teilweise stützen.

3 StATG 8'602'18, 2/25: Tb, 16.2.1841.

4 Zit. nach: Saruga, Strassenbau, S. 47.

(1802–1855), der als Kartograph berühmt wurde. Er schuf die sogenannte Sulzberger-Karte, die erste auf trigonometrischer Vermessung beruhende Thurgauer Landkarte.⁵

Ein Tagebucheintrag Freyenmuths vom 19. Oktober 1818 gibt uns – stellvertretend für sehr viele andere – einen repräsentativen Einblick in die Reisen mit Sulzberger dem Älteren und in die damit verbundenen Probleme: «Den 13ten gingen mit Sulzberger in verschiedenen Geschäften ins o[bere] Thurgau. In Erlen wurde die früher ausgesteckte Linie noch etwas abgeändert und einige Anstände beigelegt: am Abend fuhren nach Oberaach, wo wegen der Strasse [...] ein Zusammentritt gehalten wurde: man suchte die Parteien zu vereinigen, allein ohne Erfolg. [...] Am 14ten wurde in Erlen der Bau angefangen: ich liess für Ried[t] Grien suchen, fand aber nur bei Gubertshausen gutes Material. Am Abend wurden noch die Pläne der Strasse bei Biessenhofen ausgesteckt. Wegen einbrechender Nacht konnte aber diese Arbeit nicht zu Ende gebracht werden. [...] Ob der Mühle im Dorf Roggwil ob einem Mergellager finden sich Sandsteine junger Formation, die sehr leicht zu brechen sind und allem Anschein nach sehr gute Bausteine liefern –: es wurde zur Betreibung dieses Bruches Order gegeben. [...] Im oberen Thurgau, in Sommeri und Amriswil, herrscht ein sehr starkes Treiben und Jagen nach neuen Strassen: jeder angesehenene Mann möchte eine neue Strasse zu seinem Haus –: man lässt sich alle nur nötigen Aufopferungen an [anderen, davon betroffenen] Liegenschaften gefallen.»⁶

Auch der Strassenbau wurde also durch menschliche Schwächen – Freyenmuth nennt in diesem Zusammenhang den Egoismus – behindert. Nicht jeder, der nach neuen Strassen rief, dachte in erster Linie an den allgemeinen Nutzen. Vor allem bei der Linienführung und bei Enteignungsfragen stiessen übergeordnete Gesichtspunkte mit egoistischen Interessen zusammen. Wenn ein Begüterter seine Liegenschaft mit einer Strasse erschliessen wollte, war für ihn das Ei-

gentumsrecht – sofern es um den Besitz *anderer* ging – plötzlich zweitrangig. Es ist durchaus glaubhaft und sympathisch, dass Freyenmuth für diesen Standpunkt wenig Verständnis zeigte.

Er ging in dieser Sache, soviel steht fest, von übergeordneten Gesichtspunkten aus, nach denen bessere Strassen geringere Transportkosten und kürzere Transportzeiten zur Folge hatten, was auch dem landwirtschaftlichen Güteraustausch diente. Zudem führte der steigende Warenverkehr zu mehr Weggeldeinnahmen durch den Staat; ein Punkt, der sich mit Freyenmuths Tendenz, die Staatskasse zu füllen, deckte.

In diesem Zusammenhang ist auch die Flusskorrektur zu nennen. Die Eindämmung der Flüsse durch Wuhren (Befestigungsbauten von Flussufern) war eine Voraussetzung für den Bau neuer Brücken. – Nicht ohne Stolz schrieb Freyenmuth 1840 rückblickend: «Unter meiner Leitung [...] wurden über 60 Stunden neue Strassen angelegt. [...] Es wurden unter mir zirka 100 gewölbte Brücken gebaut und mehr als 2000 Wasserdurchlässe.»⁷ – Im Weiteren macht Freyenmuth geltend: «Überredung und gütliche freundschaftliche Vorstellung waren die Mittel, mit denen die vielen wichtigen Bauten ins Werk gesetzt und betrieben wurden. [...] Ich hatte in den Geschäften eine Autorität, die vor mir und nach mir wohl keiner mehr erreichen wird.»⁸

Auch der bekannte Schweizer Historiker und Theodor-Mommsen-Schüler Wilhelm Oechsli (1851–1919) hält in seiner «Geschichte der Schweiz», Freyenmuths eigener Einschätzung wörtlich folgend, fest, dieser habe «ohne andere Mittel als Überredung und gütliche, freundschaftliche Vorstellung bei den Gemeindebehörden viele Stunden neuer Strassen im

5 Vgl. Guisolan, Sulzberger, S. 285–295.

6 StATG 8'602'14, 2/7: Tb, 19.10.1818.

7 StATG 8'602'18, 2/24: Tb, 1.1.1840.

8 StATG 8'602'18, 2/24: Tb, 1.1.1840.

Thurgau erbaut».⁹ Schon der Historiker Johann Jakob Häberlin-Schaltegger (1828–1901) erkannte, dass der Wunsch der Vater des Gedankens war, wenn sich Freyenmuth in der Darstellung der eingesetzten Mittel auf «Überredung und gütliche freundschaftliche Vorstellung» beschränkt. Häberlin-Schaltegger schreibt: «Wo er [Freymuth] unabhängig handeln konnte, [...] verfuhr er mit einer Rastlosigkeit – freilich auch oft Rücksichtslosigkeit und Willkürlichkeit! – und Einsicht, der jede Schwierigkeit weichen musste.»¹⁰ – Dies wird im Laufe unserer Ausführungen weiter zu präzisieren sein.

9.1 «Boom» und Allmacht

Wie weit sich das Strassenbauwesen im Thurgau unter Freyenmuth entwickelte, kann man nur ermes- sen, wenn man den Blick auf die Zeit vor der Freilas- sung des Kantons wirft. Der Strassenbau lag im Argen, Klagen über den desolaten Zustand häuften sich. Es gab keinen regelmässigen Unterhalt. Stras- sen und Wege waren oft kotbedeckt oder von Jau- che überflutet. Mäandrisch zogen sie sich, für jedes Fuhrwerk ein halsbrecherisches Hindernis, durch Feld, Wald und Wiesen, manchmal sogar durch Äcker.¹¹ Laut Saruga gab es im Thurgau 1779 drei- zehn «Landstrassen», die mehr schlecht als recht unterhalten wurden, nämlich:

1. Konstanz–Islikon
2. Wil–Frauenfeld–Schaffhausen
3. Frauenfeld–Weinfelden–Arbon
4. Schaffhausen–Kreuzlingen–Arbon
5. Wil–Aadorf–Zürcher Grenze
6. Stein am Rhein–Frauenfeld
7. Steckborn–Amlikon–Wil
8. Konstanz–Schwaderloh–Märstetten–Wil
9. Konstanz–Berg–Bischofszell
10. Konstanz–Amriswil–St. Gallen

11. Uttwil–Zihlschlacht–Bischofszell
12. Romanshorn–Egnach–St. Gallen
13. Weinfelden–Wil¹²

Wie in nahezu allen Bereichen, kam die Helvetik auch im Strassenbau kaum über das Projektieren hin- aus. Die Kassen der neuen Kantone waren leer, ge- setzliche Grundlagen fehlten, die Administration war erst im Aufbau begriffen. So entstand im Strassenbau zunächst ein Flickwerk, dessen Ausführung und Fi- nanzierung bei den Gemeinden lag. Damit wurde al- lerdings eine wegweisende Entwicklung eingeleitet: Wie im Armenwesen lag die Hauptlast bei den Ge- meinden.

Das erste Strassenbaugesetz entstand 1805. Im Wesentlichen von Freyenmuth ausgearbeitet, blieb es bis 1832, also während seiner gesamten Strassenbau- Ära, in Kraft. Wir beschränken uns hier auf wenige wichtige Punkte: Die Strassen wurden in Haupt-, Land-, Kommunikations- und Güterstrassen unter- teilt, die Gemeinden durch Geldzahlungen und Fron- dienste in die Pflicht genommen. Kantonseinwohner, die über Zugvieh verfügten, mussten Spanndienste leisten, andere Frondienste «mit Schaufeln, Hauen und Bickeln».¹³ Jeder Haushalt hatte in der Regel *einen* Mann zu stellen; Kinder waren von der Fron- arbeit ausgenommen. Saruga erwähnt eine unrühm- liche Ausnahme: In Müllheim konnten zwei Kinder eine erwachsene Person beim Steinetragen für das Wuhren ersetzen.¹⁴

In der Folge erwies es sich als äusserst problema- tisch, dass das Gesetz von 1805 die Enteignungs- und Entschädigungsfrage nicht regelte. In der Praxis etab-

9 Zit. nach: Saruga, Strassenbau, S. 24.

10 Zit. nach: Saruga, Strassenbau, S. 47.

11 Vgl. dazu auch die Ausführungen im Kapitel «Chronologi- scher Abriss».

12 Tabelle nach Saruga, Strassenbau, S. 18.

13 Saruga, Strassenbau, S. 25.

14 Saruga, Strassenbau, S. 66.

lierte sich die Abgeltung durch die Gemeinden oder die entschädigungslose Enteignung, was bei den Betroffenen Unzufriedenheit erzeugte, die sich gegen die verantwortlichen kantonalen Instanzen richtete. Und bei diesen war es Freyenmuth, der die Fäden in der Hand hielt. De jure lag die Verantwortung beim Kleinen Rat bzw. bei der Strassenbaukommission, faktisch folgten beide Gremien in der Regel Freyenmuths Auffassungen und Vorschlägen. Das lag in erster Linie daran, dass er das grösste Fachwissen besass und niemand Grund hatte, an seiner Autorität in diesem Bereich zu zweifeln.

Wir finden in Freyenmuths Tagebüchern nur vereinzelt Beispiele problematischer Enteignungen.¹⁵ So lesen wir über einen Fall am Untersee: «Gestern in Mannenbach und Ermatingen: in Mannenbach wurde eine kleine Strecke Strasse abendwärts des Dorfes von etwa 140 Schritt nur gesteckt: die Linie geht etwa 110 Schritt durch Reben: Nie habe ich solche Unannehmlichkeiten, solche Klagen, solche Widersetzlichkeit bei einer Strasse erfahren als desnahen: wegen einer Quart Reben erlaubte man sich die grössten Beschimpfungen und Drohungen: ich blieb gelassen, und es gelang mir dadurch, in der Sache fortzufahren: ich muss bekennen, wenn es viel [oft] so ginge, so würde ich mich der Sache bedanken und die Leute am See noch nicht zum Strassenbau gereift finden. – Übrigens ist es auch wahr, dass die Eigentümer die Grundstücke in überaus hohem Preis vor circa 18 Jahren angekauft haben.»¹⁶

Nach dem Vorbild Frankreichs, dem Land der «Kunststrassen», entstanden in der Mediations- und Restaurationszeit längere Strecken mit Strassendämmen und Strassengräben, deren Linienführung möglichst gerade und weniger in die Natur eingebettet war. Ob der Thurgau damals, wie Saruga behauptet, in Sachen Strassenbau sogar den Kanton Zürich übertraf, ist allerdings zu bezweifeln.¹⁷ Freyenmuth, der es eigentlich am besten wissen müsste, schrieb jedenfalls 1820, von einer Reise

nach Zürich zurückgekehrt: «Die Strasse nach Zürich ist grossenteils ganz neu hergestellt und auf 24 Schuh verbreitert worden: ein ungeheure Menge Material wurde aufgeführt: anfänglich nur Steinbette von auserlesenem aufgeworfenem [?] Grien: dergestalt, dass man die Herstellung dieser Strasse vortrefflich nennen [?] kann und wir weit hinten zurück stehen mit unserer Anlage nach Konstanz, wo das Material ungleich, ungesondert und nicht kräftig genug und ohne Ordnung aufgeführt ist.»¹⁸ – Auch wenn man Freyenmuths Berichte über Reisen ins Ausland liest – der Strassenbau und die Landwirtschaft interessierten ihn dabei am meisten – , hat man den Eindruck, dass er die heimische Entwicklung als vergleichsweise rückständig beurteilte. Alles, was er in fremden Gebieten sah, notierte er: die Breite und Länge der Strassen, ihre Linienführung, wie häufig sie benutzt wurden, die Höhe der Brücken, ihre Architektur, die verwendeten Materialien usw.¹⁹

Richtig ist Sarugas Feststellung, man habe im neuen Kanton Thurgau im Gegensatz zu den alten Kantonen keine Rücksicht auf hergebrachte Verwaltungsabläufe nehmen müssen. Richtig ist ferner, dass Freyenmuth mit einem Minimum an finanziellen Mitteln sehr viel erreichte. Mit Genugtuung vermerkte er im Tagebuch erzielte Fortschritte, etwa 1819, als er schrieb: «Die neuen Anlagen nach Arbon machen mir viel Vergnügen; man kann, wenn einmal die Anlagen beendet sind, in 6 Stunden von Arbon hierher [nach

15 Leider enthält das Tagebuch Freyenmuths keine Details über die konkrete Lösung von Enteignungs- bzw. Entschädigungsfragen. Auch die Arbeit Sarugas gibt uns in diesem Zusammenhang nicht befriedigend Auskunft. Zu prüfen wäre, ob sich in Gemeindearchiven Material zur Beantwortung dieser interessanten Thematik findet.

16 StATG 8'602'14, 2/8: Tb, 24.2.1820.

17 Saruga, Strassenbau, S. 65.

18 StATG 8'602'14, 2/8: Tb, 18.1.1818.

19 Vgl. Kapitel «Reisewelten».

Frauenfeld] fahren, rechnet man noch 1 Stund Futter, so macht das sieben Stunden aus.»²⁰

Die Hindernisse, die im Weg standen, waren jedoch beträchtlich. Zu den bereits angeführten Fragen der Entschädigung kamen solche der Linienführung, die zu Rivalitäten zwischen betroffenen Gemeinden und zu einer Flut von Einsprachen führten, ferner passiver, manchmal sogar aktiver Widerstand gegen die vom Kanton verordneten Frondienstleistungen und die finanzielle Belastung der Gemeinden. Dies alles steigerte sich in dem Mass, in dem «der Strassenbau-Geist überall aufwacht[e], und beinahe so viele Strassenbauprojekte als Gemeinden im Umlauf sind».²¹

Freyenmuth, der Gutachten um Gutachten erstellte, hatte den Eindruck, seine Kollegen im Kleinen Rat seien zu wenig unabhängig und würden ihn nur unzureichend unterstützen. So finden wir 1824 den Tagebucheintrag: «Ich habe wegen einer kleinen Strecke Strasse zu Märstetten einigen Verdruss mit Herrn Landammann Morell gehabt: ganz unglaublich von Herrn Oberrichter Kesselring eingenommen, beschuldigte er mich der Parteilichkeit und Gewalttätigkeit, was ich, der Reinheit meiner Zwecke bewusst, durchaus nicht leiden wollte: es herrscht bei den ersten Mitgliedern des Kleinen Rates eine gewisse Jalousie, die meine Tätigkeit sehr hindert und mich sehr verdriesslich macht: anstatt zu helfen [...] sind die Herren immer geneigt, alles, was gegen mich geklagt wird, zu glauben und es zu brauchen, über mich herzufallen –: Dieses persönlichen Zwistes halber kann man doch das Strassenbauwesen nicht stehen lassen und wird, ohne die Regierung selbst zu kompromittieren, nicht aufgegeben werden können.»²²

Noch deutlicher spiegelt sich Freyenmuths ungebrochene Überzeugung, im Strassenbau auf dem richtigen Weg zu sein, in den Worten: «Am 1. [Oktober 1829] mit Herrn R. [Regierungsrat] Wegeli[n]²³ in Sulgen die Einsprache gegen den beabsichtigten neuen Strassenzug im Dorf zu untersuchen: der Vor-

steher Munz²⁴ intrigiert gegen die Korrektion und sucht sie zu hintertreiben. Herr Wegeli[n], der mit den Strassenbaugeschäften nicht bekannt ist und dem es gleich ist, ob man 10 oder 12 Zoll Steigung auf 10 Fuss habe – – scheint sich durch die Einwendungen influenzieren zu lassen. – – Nun soll es bald zur Beratung und zum Entscheid kommen, ob man der Strasse durch die Mitte des Landes jene Wichtigkeit geben wolle als nach meinen Ansichten es geschehen sollte, oder ob das ganze Unternehmen oder der Plan an der Engherzigkeit, an der Flau- und Schlawheit scheitern werde – –. Ich für mein[en] Teil werde noch das angenommene System des Strassenbaus zur Endschaft zu bringen suchen, glückt es mir, wohlan, so sehe [ich] dem Unternehmen und dem Ziel die Krone aufgesetzt – wird gleichsam ein Stillstand geboten, so bleibt es gefehlt und vielleicht für immer unvollendet.»²⁵

Das heikelste Konfliktfeld betraf, wie schon angedeutet, die Linienführung. Sie war gleichsam das A und O im Strassenbau. In diesem Bereich erwies es sich eindeutig als Mangel, dass Freyenmuth nie einen ausgereiften Gesamtplan vorlegte. Eine eigentliche Gesamtschau existierte offenbar nur in seinem Kopf. Wie problematisch dies war, hat auch Johann Adam Pupikofer erkannt. In seinem sonst sehr positiv gehaltenen Lebensabriss Freyenmuths stellt er – das Defizit gleich wieder verkleinernd – fest: «Dass dabei nicht von Anfang an ein bestimmtes, wohl überdachtes Strassennetz, mit genauer Ausscheidung der für das ganze Land wichtigsten Strassenzüge, in Aussicht

20 StATG 8'602'14, 2/8: Tb, 15.9.1819.

21 Gemeinderat Weinfelden an den Grossen Rat, 4.12.1807. Zit. nach: Saruga, Strassenbau, S. 1.

22 StATG 8'602'15, 2/10: Tb, 17.2.1824.

23 Regierungsrat Johann Rudolf Wegelin (1771–1840).

24 In Gottlieb Amsteins Auszügen ist bezeichnenderweise lediglich von «Vorsteher M.» die Rede (TB 34, S. 67).

25 StATG 8'602'16, 2/16: Tb, 3.10.1829.

genommen wurde, muss allerdings befremden, darf aber der damaligen Regierung nicht übel gedeutet werden. Sie war als Vollziehungsbehörde zu sehr von der schwankenden Stimmung des Grossen Rates [dieser spielte damals allerdings eine untergeordnete und passive Rolle!] abhängig und konnte auch zu wenig auf die Bereitwilligkeit desselben, in weit aussehende Pläne einzugehen, vertrauen. Die Regierungsgewalt im Allgemeinen, eben aus dem Volke hervorgegangen, war dem ökonomisch selbständigen Teile der Landesbewohner gegenüber noch von einer gewissen, unausweichlichen Schüchternheit befangen.»²⁶

Diese Rechtfertigung ist nicht einleuchtend. Dass die Regierung gegenüber dem Volk – etwa während der Restauration – in «einer gewissen, unausweichlichen Schüchternheit befangen» gewesen sei, ist eine mehr als gewagte Behauptung, die mit der in der Einleitung beschriebenen Tendenz zusammenhing, Freyenmuths Bild als geschlossenes Ganzes – also ohne störende Bruchstellen – darzustellen. Durch das Fehlen eines präzisen Plans fehlte dem Strassenbau eine klar erkennbare Richtung. Dies erschwerte es den Entscheidungsträgern, ihre Teilbeschlüsse gegenüber den Betroffenen – letztlich dem Volk – in angemessener Form zu kommunizieren. Ohnehin war Freyenmuth, der hier gefordert gewesen wäre, alles andere als ein glänzender Kommunikator, wie man es heute ausdrücken würde. Statt eine möglichst grosse Akzeptanz anzustreben, ging Freyenmuth im Stil eines ungeduldigen Praktikers ans Werk, der am liebsten alles selber erledigt hätte. Mirko Saruga schreibt: «Anstatt anderen Personen etwas zu überlassen, versuchte Freyenmuth stets, die ganze Kontrolle über die Ausführung eines Bauwerks zu halten. So leitete er zum Beispiel den Bau der Thurbrücke bei Uesslingen, obwohl er keine Ausbildung im Bauwesen hatte.»²⁷

Was die Linienführung betrifft, sah sich Freyenmuth mit Beschimpfungen und Drohungen, Stras-

senbauinspektor Sulzberger der Ältere einmal sogar mit tätlichen Angriffen konfrontiert.²⁸ Meist blieb es indessen bei Eingaben von Gemeinden und Einzelpersonen, in denen die Vorteile des favorisierten Projekts und die Nachteile der damit konkurrierenden Variante herausgestellt wurden. Ein besonders originelles Beispiel lieferten Götighofen, Heldswil und Hohentannen. Bittsteller dieser Orte verlangten, dass die neue Thurstrasse von Sulgen nach Bischofszell nicht über die im Tal gelegenen Tellen, sondern über das Plateau geführt werde, auf dem ihre Ortschaften lagen. Man müsse beherzigen, heisst es im Schreiben an den Kleinen Rat, «dass in dieser von aller Menschlichkeit entblössten Wüste [Tellen], der Strassenraub offene Tür und die bequemste Gelegenheit fände, den Reisenden aufzulauern und um desto unentdeckter zu bleiben, dieselben dann in den Thurfluss zu versenken. Wem sollte nicht schaudern, eine solch öde Strasse zu bereisen, wo man immer in Sorge und Gefahr stehen müsste, seiner bei sich führenden Habschaft – oder wohl seines Lebens beraubt zu werden. Und welcher Reisende wird nicht lieber eine frohe Aussicht mit Sicherheit geniessen, als in einem öden, melancholischen und dabei in jeder Rücksicht gefährlichen Tal zu wandern, das gar oft mit dunklen Nebeln, die den Tag zur Nacht machen, ausgefüllt wird, da indessen das Lokal, wo wir die Strasse hinwünschen, dem Auge helle ist.»²⁹

Freyenmuth liess sich – hier wohl durchaus zurecht – nicht beeinflussen; die Thurstrasse wurde, wie geplant, durch die Tellen gebaut. Dennoch: Die zurück bleibenden Ressentiments und die ebenfalls nicht selten anzutreffende Behauptung, die eine Gemeinde müsse mehr Geld zahlen und Frondienste

26 Pupikofer, Lebensabriss, S. 14.

27 Saruga, Strassenbau, S. 48.

28 Saruga, Strassenbau, S. 47.

29 Zit. nach: Thurgauer Zeitung, 16.8.2005 (Paul Rutishauser, Emotionale Diskussionen vor bald 200 Jahren).

leisten als die andere, vergifteten das Klima. Man muss Freyenmuth zugute halten, dass er sich selbst dann nicht beirren liess, wenn die Beeinflussungsversuche von Honoratioren stammten oder über seine Kollegen im Kleinen Rat liefen. Erfolglos ersuchte Oberst von Muralt – die Familie von Muralt hatte dem Gerichtsherrenstand angehört – die Regierung 1811, die Strasse Bischofszell–Konstanz direkt an seinem Schloss Heidelberg vorbeizuführen.³⁰

Wenn sich Freyenmuth in solchen Belangen als erstaunlich unabhängig und selbstbewusst erweist, so liegt das an seiner oben zitierten Überzeugung von der «Reinheit» seiner «Zwecke» und an seinem patriarchalischen Denken, das im folgenden Unterkapitel erläutert werden soll.

9.2 Das Vater-Kind-Bild

In Freyenmuths Tagebuch findet sich 1829 eine Strassenbau-Parabel, die uns seine Leitideen vor Augen führt:

«Ich habe letzthin bei Anlass eines Gespräches mit Herrn Greuter [Bernhard, Fabrikant aus Islikon] über die Notwendigkeit, die Strasse durch das Dorf Islikon zu verbreitern, als derselbe Bedenklichkeit gegen diesen Eingriff in das Privateigentum zeigte, folgendes Gleichnis vorgebracht: Die Anstösser an die Strasse seien undankbare Kinder eines für sie sorgenden Vaters; anstatt denselben zu pflegen, suchen sie jeden Anlass zu benutzen, ihm die Haut über die Ohren zu ziehen und ihn seines Kleides zu berauben, anstatt ihm den Schweiss abzutrocknen, in den er durch die tiefe Anstrengung gesetzt wird, beschweren sie sich über denselben und zeigen Unwillen: ebenso würden sie ihm kaum je den Staub abwischen. Die Strasse, der Vater, ist ein so notwendiges Bedingnis der Existenz der Kinder, dass ohne ihn die Besitzungen vereinöden würden: keine Stunde kann man desselben entbehren und stündlich genieusst

man die damit verbundenen Annehmlichkeiten. Zur Nahrung und Pflege dieses Vaters ist man nie geneigt; man möchte nur Genuss von demselben. Man würde ihn um vieles Geld nicht von dannen ziehen lassen und schlägt ihn bei allen Gelegenheiten sich an: warum denn so viel Bedenklichkeit, dem Vater wieder sein ursprüngliches Kleid zu geben, mit dem er bei der Geburt bedeckt und ausgestattet worden? Warum sollen ihm seine Kinder nicht wieder geben, was sie ihm in undankbarer Weise genommen haben? Warum soll man nicht allen Ernstes die undankbaren Kinder anhalten, dem Vater die nötige Pflege zu geben?»³¹

Im Zentrum dieses monströsen Gleichnisses, das uns einmal mehr Freyenmuths ausufernde Umständlichkeit zeigt, steht der Vater, der für die Kinder das Beste will. Sie profitieren von ihm, sind aber undankbar und vernachlässigen ihn. Das Vater-Kind-Bild steht in der Tradition des aufgeklärten Absolutismus. Friedrich II., der grosse Preussenkönig, der sich – wie Freyenmuth – als ersten Diener des Staates betrachtete, ging davon aus, dass die Untertanen nicht wussten, was für sie gut sei. Freyenmuth glaubte es als Oberverantwortlicher im Strassenbau zu wissen. In dieser Hinsicht wirkt er geradezu missionarisch; er möchte, um seine eigenen Worte zu wiederholen, «dem Unternehmen und dem Ziel die Krone» aufsetzen. Dass seine Sicht etwas ausgesprochen Bevormundendes hat, stört ihn, mehr Aristokrat als Demokrat, nicht. Im Gegenteil: Nur ohne Rücksicht auf die unberechenbare Volksmeinung lässt sich das Ganze vorantreiben, nur so lassen sich die höchsten Zwecke erreichen.

In diesem Zusammenhang sei nochmals daran erinnert, dass Freyenmuth ja auch davon ausging, die Bauern könnten ihre Lage nicht richtig einschätzen und müssten vor der Kreditnahme geschützt werden.

30 Saruga, Strassenbau, S. 53.

31 StATG 8'602'16, 2/16: Tb, 12.6.1829.

– Sein Denken war nicht mehr zeitgemäss, seine Strassenbauobsession machte ihn blind für den wachsenden Widerstand. Dies ging so weit, dass er, der sonst immer die Sicherheit des Eigentums an die erste Stelle setzte, die Durchbrechung der Eigentums-garantie für höhere Zwecke in Kauf nahm.

Die Liberalen strebten den Ausbau der Demokratie an, Freyenmuth wollte am patriarchalisch-bevormundenden Stil, der ihn im Strassenbau dem Vorwurf der Willkür aussetzte, festhalten. Darin lag der Kern der Auseinandersetzung Freyenmuths mit der liberalen Regeneration. Aus den gleichen Gründen hielt er auch die von Pupikofer in der Gemeinnüt-zigen Gesellschaft geäusserte Auffassung, die Über-wälzung der Strassenbaulasten auf die Gemeinden sei ein Teil des Armutproblems, für völlig abwegig: «Allein ich finde es ungereimt, die Bedingungen, die zum Bestand der Gesellschaft vorerst nötig sind, als Ursache der Armut aufzustellen: die bürgerliche Ge-sellschaft erfordert [... ; unleserliches Wort, sinnge-mäss: Austausch]: die Kosten derselben muss die Gesellschaft selbst bestreiten, sei es auf eine oder andere Weise [...]: Anstatt so blind in den Tag hinein und unverdaut Ursachen anzugeben [gemeint ist Pu-pikofer], muss man durch Aufsuchung der einzelnen [Teile], aus denen das Allgemeine besteht, die Natur der Sache ergründen und nicht Theorien ohne facta aufstellen, wie es gewöhnlich geschieht.»³²

Es ist zweifellos richtig, im Aufschwung des Strassenwesens eine wirtschaftliche Perspektive zu sehen. Doch diese Entwicklung müsste so erfolgen, dass die ärmeren und mittleren Schichten des Volkes nicht zu stark in Mitleidenschaft gezogen werden. Dafür hatte Freyenmuth kein Sensorium. Die Quit-tung erhielt er 1830 in der thurgauischen Bittschrif-tensammlung, eine Art «cahiers de doléances», in denen sich zahlreiche, den Strassenbau betreffende Klagen finden.³³

«Gouverner, c'est prévoir», lautet ein geflügel-tes Wort. Für Freyenmuths Wirken im Strassenbau

gilt es nicht. Statt den Kanton finanziell stärker in den Strassenbau einzubinden, vermehrte er auf Kosten der Gemeinden das Staatsvermögen, worüber sich die Liberalen äusserst sarkastisch äusserten. Es sei doch schön, stand in der Appenzeller Zeitung zu le-sen, dass bei der zunehmenden Volksarmut wenigstens der Staat reich werde, «und viel erträglicher, als wenn dieser gleich mit verarmt».³⁴

Es gibt noch einen anderen Aspekt, der erst von der jüngeren Geschichtsschreibung in den Vorder-ground gerückt worden ist. Mirko Saruga stellt fest, der Staat habe mit Hilfe des Strassenbaus auch ver-sucht, seinen «Zugriff» auf die Bevölkerung auszu-bauen und sie zu disziplinieren. Tatsächlich wurden Säumige – bei Frondiensten oder Zahlungsleistungen – mit Strafen (Bussen, Verhaftungen) bedroht, wenn es um ganze Gemeinden ging, im Extremfall sogar mit militärischer Exekution – lauter Druckmittel, mit denen der Staat nach Saruga seine «Durchsetzungs-kraft vergrössern konnte».³⁵

Nach diesen Ausführungen ist Freyenmuths Aussage, er habe seine Ziele im Strassenbau allein durch «Überredung und gütliche freundschaftliche Vorstellung» erreicht, jedenfalls genauso zu bezwei-feln wie seine Behauptung, er habe die Hungerkata-strophe von 1816/17 gut zu bewältigen gewusst. Wir glauben gern, was wir glauben *wollen*. Dies gilt auch für Freyenmuth und den Strassenbau. Er wusste ein-zugreifen und setzte sich mit seinen Eingriffen im Stil eines Patriarchen manchmal rücksichtslos über Be-denken hinweg. Es gibt in diesem Zusammenhang

32 StATG 8'602'15, 2/14: Tb, 13.10.1826. Pupikofers Stan-desbrüder Amstein und Schaltegger, die beiden Heraus-geber der in den Thurgauischen Beiträgen zur vaterlän-dischen Geschichte veröffentlichten Tagebuchauszüge, haben diese auf Pupikofer gemünzte Stelle bezeichnen-derweise weggelassen (vgl. Thurg. Beiträge 33, S. 91).

33 Vgl. Soland, Eder, S. 69–92.

34 Zit. nach: Soland, Eder, S. 27.

35 Saruga, Strassenbau, S. 75.

einen erhellenden Tagebucheintrag, in dem sich Freyenmuth mit seinem offenbar zurückhaltenderen Bruder, dem Gemeindeammann von Wigoltingen, vergleicht: In Wigoltingen herrsche unter den Vorstehern «Zwietracht», was im Strassenbau und anderswo «fatal und verderblich» sei. Sein Bruder habe «mit seinem sonst sehr gemeinnützigem Sinn doch zu wenig Ordnung in den Geschäften: fängt viel an, ohne das Unternehmen vollständig und umfassend auszuführen». Besseren Vorschlägen gegenüber bleibe er meistens unzugänglich. «Er möchte gar oft mit Wenigem helfen, was dann am Ende aber doch nicht befriedigt: etwas von dieser Eigenschaft klebt auch mir an: ich habe aber gesucht, mich darüber zu korrigieren, und bei dem Strassenbau vielmal bewiesen, dass ich einzugreifen weiss.»³⁶

Es gab zur Zeit des Strassenbaubooms eigentlich nur etwas, das gänzlich unbestritten blieb: Den Einsatz von «Züchtlingen» bei besonders schweren Arbeiten. Dabei wurde keine Rücksicht darauf genommen, ob ein Häftling eine schwache Konstitution oder die feingliedrigen Hände eines Uhrmachers hatte. Man sah diese Arbeitsleistung auch deshalb gern, weil sie die Gemeinden entlastete. Doch dieses Arbeitskräftereservoir war beschränkt. Die Probleme des Baus und des Unterhalts von Strassen, Brücken und Wuhren liessen sich nur mit einem grundlegenden Systemwechsel lösen. Dieser erfolgte mit dem politischen Umschwung von 1830/31, wenngleich, wie anderes, eher schleppend.

9.3 Wende und Stillstand

Die zur Regeneration führenden revolutionären Umtriebe des Jahres 1830 wirkten sich auch auf den Strassenbau aus. «Auch in unserem Kanton zeigen sich Spuren von Unzufriedenheit und Schritte, die gegen die Ordnung gehen», schrieb Freyenmuth ins Tagebuch. «Über mich selbst werden auch einige Sa-

gen, die gar keinen Grund haben, in Umlauf gebracht, und mancher elende Räsonneur, dem der Strassenbau nicht nach Wunsch ausgefallen, scheint wenigstens mit dem Munde sich etwas rächen zu wollen.»³⁷

Der Bezirk Diessenhofen verlangte in einer Eingabe an die Verfassungskommission ausdrücklich «Satzungen, durch die der Willkür im Strassenbau Einhalt getan wird».³⁸ – Freyenmuth musste zur Kenntnis nehmen, dass die Vorsteher die Leute für den Bau und Unterhalt der Strassen nicht mehr aufboten und seine «gesammelten Lorbeeren», wie er sich ausdrückt, zu welken begannen.³⁹ Seine Resignation besiegelte das Ende einer durch die Einflüsse des amerikanischen Freiheitskampfes und des französischen Liberalismus überholten Bevormundung des Volkes im Stil des Ancien Régime.

Mit der neuen, 1831 in Kraft gesetzten Regenerationsverfassung verlor der Kleine Rat seine beherrschende Stellung. In den naturrechtlich legitimierten liberalen Hauptgrundsätzen, die auf Joachim Leonz Eder zurück gingen, heisst es: «Das Eigentum ist heilig. Es kann niemand gezwungen werden, sich seines Eigentums weder im ganzen noch teilweise zu begeben, ausser in dem Fall eines gesetzlich anerkannten Bedürfnisses und auch dann nur gegen gerechte Entschädigung.»⁴⁰ Dieser Passus war – übrigens schon in der Menschenrechtserklärung der französischen Nationalversammlung von 1789 enthalten – eine Reaktion auf die willkürliche Enteignungspraxis während der Restauration.

1832 erschien in der Thurgauer Zeitung ein Aufsatz – Freyenmuth vermutete, er stamme von Pfarrer Johann Konrad Hanhart –, der behauptete, das thur-

36 StATG 8'602'15, 2/13: Tb, 16.5.1826.

37 StATG 8'602'16, 2/17: Tb, 22.9.1830.

38 Zit. nach: Soland, Eder, S. 77.

39 StATG 8'602'16, 2/18: Tb, 1.1.1832.

40 Zit. nach: Soland, Eder, S. 233.

gaische Strassenbauwesen befinde sich seit langem in einem jämmerlichen Zustand, die neu angelegten Strassen seien zu schmal und schlecht fundamementiert. Die Ursache dieses Befundes liege – abgesehen vom Wirken der Regierung – im Versäumnis der Legislativbehörde, eine gesetzliche Grundlage für eine angemessene Entschädigung bei Enteignungen zu schaffen. «Denn es ist und bleibt eine Unbilligkeit, auf Unkosten der Anstösser eine von jedermann zu benutzende Heerstrasse zu bauen. [...] Auch die Willigkeit der Gemeinden, mit ihren Fuhren zur Wegfrone sich einzufinden, dürfte grösser sein, wenn der Landverlust nach gerechtem Massstabe entschädigt würde.»⁴¹

Hier zeigt sich nochmals, wie konfliktbeladen Freymuths Wirken im Strassenbau war. Er kommentierte den Zeitungsartikel mit den Worten: «Das Raisonement ist sehr einseitig und es mangelt dem Verfasser Sachkenntnis –: sonst würde er nicht raten, die Strassen mit grobem Gestein zu chaussieren in einem Land, wo man kaum dergleichen Steine hat. [...] Allein jetzt ist es an der Tagesordnung: dass jeder alles besser wissen will und das Alte alles tadelt. So wird dem Grossen Rat ein Vorwurf gemacht, kein Gesetz über das Strassenbauwesen zu haben. – Durch ein Gesetz im Sinne des Verfassers [über die Entschädigungspflicht des Staates bei Enteignungen] hätte er geradezu das Strassenbauwesen verhindert – und man würde nie zu den Anlagen gekommen sein, wie wir sie nun sehen.»⁴²

Zunächst kam es im Strassenbau nach dem Umschwung zu einem Stillstand. Noch fehlten wichtige Bindeglieder wie die Brücke über die Thur bei Eschikofen. Vorerst wurde eine neue Gesetzesgrundlage geschaffen. Sie entstand 1832 und räumte sowohl den Gemeinden als auch dem Grossen Rat mehr Befugnisse ein. Die Gemeinden konnten künftig selber bestimmen, wie viel Zeit sie in den Strassenbau investieren wollten.⁴³ Neu war auch die Möglichkeit, statt der Leistung des Frondienstes eine Geldtaxe zu ent-

richten. Erst 1840 ist die Frone im Strassenbau als Relikt aus alten Zeiten schliesslich ganz verschwunden; fortan wurde der Strassenbau ausschliesslich über Steuergelder finanziert.⁴⁴

Gemeinden waren nun gesetzlich verpflichtet, Bodeneigentümer, deren Land für Strassen in Anspruch genommen wurde, angemessen zu entschädigen. Die Kosten für den Strassenunterhalt blieben zwar zunächst noch an den Gemeinden hängen, nach 1838 übernahm der Kanton dann aber wenigstens die Unterhaltskosten für die wichtigeren Strassen. In der Folge entwickelte sich der Strassenbau schliesslich zum grössten Ausgabenposten des Kantons.⁴⁵

Freymuth registrierte dies mit grosser Bitterkeit: «Hätte ich mein Projekt über das Strassenbauwesen und dessen Unterhalt ausführen können, so hätten die Strassen ohne das Land besonders zu belästigen [zu belasten] unterhalten werden können: jetzt will man alles dem Kanton auflegen und sieht denselben als das grosse Lasttier an, welches alles mittragen möge. – Seit 8 Jahren hat man in vielen Gegenden die Reparation [Reparatur] der Strassen ganz vernachlässigt und nun soll gerade von Kantons wegen geholfen werden. – Wäre ich jünger und nicht durch familiäre Verhältnisse gebunden, ich würde sehr bedacht sein, den Kanton zu verlassen und ein Land zu suchen, in dem ich fremd und an dem Gang der öffentlichen Angelegenheiten teillos wäre.»⁴⁶

Nicht weniger kritisch äusserte sich Freymuth 1838: «Wenn ich auf die Jahre meiner Administration von 1804–1830 zurückschaue und mit den gegenwärtigen vergleiche: welch Unterschied: es wurde

41 Thurgauer Zeitung, Nr. 2, 6.1.1832.

42 StATG 8'602'16, 2/18: Tb, 1.1.1832.

43 Saruga, Strassenbau, S. 32.

44 Saruga, Strassenbau, S. 69.

45 Saruga, Strassenbau, S. 34–35; 76.

46 StATG 8'602'18, 2/23: Tb, 31.12.1837.

[...] eine Ökonomie in allen Teilen der Verwaltung gehalten – und doch wurde vieles ausgerichtet und vollbracht. Jetzt ist es, wie wenn man das Geld wegzuwerfen hätte, und doch reduziert sich das bisher Geleistete auf fast nichts: Wir haben an 50 Stunden neue Strassenanlagen gemacht, gleichsam mit wenigen nichtigen Mitteln. Jetzt hat man schon mehrere Tausend Gulden mit Plänemachen und Ausmessen ausgegeben, mehr als das Doppelte, als alle[s] 26 Jahre die Kasse gekostet hat –. Man macht neue riesenhafte Tracés und Ausmessungen, die nie in Erstellung gehen können – gleichsam nur, um Geometer zu beschäftigen. Man glaubt, keinen Verhältnissen mehr Rechnung tragen zu müssen. Bei Moos–Auenhofen hätte man durch Verrückung von etwa 200 Fuss der Strassenlinie beinahe alle nun abgeschätzte Entschädigung von fl. 1300 vermeiden können, die zum Teil von in der Sache gar nicht interessierten armen Gemeinden bezahlt werden müssen: so sagt man, hätte man zwischen Hessenreuti und Sulgen mit weniger Verrückung der neuen Linie einer Reihe von Bäumen, die in die Linie fallen, ausweichen können –: man scheint das nicht zu kennen.»⁴⁷

In *einer* Hinsicht muss man Freyenmuth auch aus historischer Sicht recht geben: Die von ihm verfeuerte Regeneration hat im Strassenbau nicht annähernd so viel erreicht wie die Restauration. Die Regenerationsverfassung, von Eder als Bibel der neuen Zeit gepriesen, wurde schon 1837 revidiert. Und die materiellen Vorteile, die Bornhauser dem «Mittelmann» versprochen hatte, blieben – abgesehen von der massvollen Reduktion der indirekten Steuern – auch deshalb weitgehend aus, weil das früher vernachlässigte Bildungs- und Sanitätswesen nun grosse Summen verschlangen. Man darf die Regeneration allerdings nicht allein an ihren praktischen Errungenschaften messen. Sie hat die auch im Strassenbau erkennbare Verkrustung der Restauration aufgebrochen und im Demokratisierungsprozess einen eigentlichen Quantensprung gemacht.

9.4 Fazit

«Für eine exakte Rekonstruktion des tatsächlich geleisteten Strassenbaus fehlen systematische jährliche Übersichten»,⁴⁸ stellt Saruga fest. Zwar enthalten die Staatsrechnungen Ausgaben für grössere Bauwerke, aber einerseits wurde der Strassenbau in der Hauptsache von den Gemeinden getragen und andererseits führte Freyenmuth die Neubau- und Unterhaltskosten nicht getrennt auf.⁴⁹ Wir werden uns später mit seiner nicht immer nachvollziehbaren Buchhaltungspraxis auseinandersetzen.⁵⁰ Hier sind wir auf eine Zusammenstellung angewiesen, die Freyenmuth 1840 im Tagebuch machte. «Es wurden unter mir gebaut»,⁵¹ schreibt er:

1. Die Strasse von Egnach nach Lömmenschwil.
2. Die von Maltbach nach Bettwiesen, eine der ersten.
3. Die Strasse von Uttwil nach Bischofszell und Hauptwil.
4. Die Strasse von Arbon bis Konstanz.
5. Die von Egelshofen über Berg nach Bischofszell.
6. Die Strasse von Egelshofen durch Tägerwilen über Steckborn bis Paradies.
7. Die Strasse von Frauenfeld über Uesslingen, Neunforn und Schlatt. Die Thurbrücke zu Uesslingen samt allen dortigen Anlagen ist besonders meinem Betrieb beizumessen.
8. Die Strasse von St. Margarethen nach Münchwilen.
9. Die Strassen und Brücken durch das Territorium zu Horn.
10. Die Strasse durch das Egnach nach Amriswil.

47 StATG 8'602'18, 2/24, 16.12.1838.

48 Saruga, Strassenbau, S. 61.

49 Saruga, Strassenbau, S. 56.

50 Vgl. Kap. «Herr des Geldes» und «Der Skandal».

51 StATG 8'602'18, 2/24: Tb, 1.1.1840.

11. Die Strasse durch Roggwil, wo ich aber keinen Teil an der fehlerhaften Anlage über Freidorf habe.
12. Die Strasse von Köpplishaus nach Weinfeldern.
13. Die Strasse über Altnau.
14. Die Strasse über Langrickenbauch und Oberaach.
15. Die Strasse nach Steckborn wurde zum Teil neu angelegt.
16. Über Hugelshofen wurde angefangen, geriet anno 1831 ins Stocken.
17. Die Strasse über Märstetten⁵²

Dazu kommen – immer nach Freyenmuth – »noch eine sehr grosse Anzahl Strecken 2ter Klasse, deren Anlage wir mehr oder weniger vermittelten [?] – als Thundorf, Bissegg, Happerswil, Fischingen, Müllheim«. ⁵³ – Im Weiteren ist diese Auflistung durch zahlreiche Wuhungen und Brücken zu ergänzen. Beim Bau der Thurbrücke in Eschikofen stellte sich Freyenmuth, mittlerweile Staatskassier, als Berater zur Verfügung – ein zwiespältiges Mandat, das er angesichts der gewandelten Verhältnisse besser nicht übernommen hätte, wie er selber feststellen musste.

Freyenmuths Nachfolger, Regierungsrat Johannes Keller, stellte Fachleute und 1836 einen vollamtlichen Strasseninspektor ein. Studiert man dessen Pflichtenheft, bekommt man eine Ahnung, welche Aufgabenfülle Freyenmuth, im Wesentlichen nur vom nebenamtlichen Sulzberger unterstützt, also quasi im Alleingang bewältigt hat: Pläne erstellen (eine von Freyenmuth allerdings teilweise vernachlässigte Arbeit), Bauleitung und Aufsicht über Korrektur und Unterhalt, Gutachten verfassen, Kostenvoranschläge machen, Strassenaufseher und Wegknechte bestimmen, Streitigkeiten schlichten, Suche nach geeignetem Baumaterial, Ausstecken der Strassenlinien, regelmässige Inspektionsreisen, Wuhren überprüfen usw.

Dennoch: Von einem in sich geschlossenen Gesamtwerk kann man nicht sprechen. Auch nicht von einer ungeschmälernten Erfolgsgeschichte. Zu stark waren die Widerstände, das Bauen über die Köpfe der Menschen hinweg; zu schwer wog das Fehlen eines verbindlichen Gesamt- und Zeitplans; zu sehr war das Strassenbauwesen letztlich auf Freyenmuth ausgerichtet.

52 StATG 8'602'18, 2/24: Tb, 1.1.1840. Unsere Aufzählung stimmt nicht ganz mit jener Freyenmuths überein, weil diese eine fehlerhafte Nummerierung aufweist.

53 StATG 8'602'18, 2/24: Tb, 1.1.1840.

10 Vernachlässigte Welten: Spital, Gefängnis, Strafvollzug

Freyenmuth befasste sich auch mit kantonalen Hochbauten. Neben dem Zeughaus ging es in seiner Ära vor allem um die Frage der Errichtung eines Kantonsospitals und eines kantonalen Gefängnisses. Auch als Leiter der Sanitäts- und Finanzkommission betraf ihn diese Thematik. Wo wollte der neue Kanton Thurgau die Kranken, wo die Delinquenten einquartieren?

Die Letzteren wurden eine Zeit lang auswärts untergebracht. In der Helvetik kamen die zu Zuchtstrafen Verurteilten aus dem Thurgau nach Freiburg, Solothurn, Schaffhausen, Bern, St. Gallen und Baden. Nach dem Untergang des helvetischen Einheitsstaates schloss der Kleine Rat ein Strafverbüßungs-Abkommen mit dem oberschwäbischen Grafen Franz Ludwig Schenk von Castell (1736–1821). Dieser leitete Hinrichtungen möglichst persönlich und war in seiner Heimat als «Henkersgraf» oder «Malefizschenk» bekannt.

Der Thurgau machte mit der von Schenk im oberschwäbischen Dischingen eingerichteten und geleiteten Zucht- und Arbeitsanstalt eher zwiespältige Erfahrungen. Pupikofer schreibt: «Die Ergebnisse waren aber nicht befriedigend. Man beschwerte sich über Misshandlung der Sträflinge, sittliche Vernachlässigung und schlechte Haft. Dass die Züchtlinge entliefen, war die Regel; und so war des Einfangens und der Zurückerlieferung keine Ende.»¹ – Dem ist hinzuzufügen, dass es nicht allein in Dischingen häufig zu Entweichungen kam. In den 1833 erschienenen «Polizeilichen Nachrichten von Gaunern, Dieben und Landstreichern» lesen wir: «Bei der schlechten Beschaffenheit der meisten Gefängnisse [...] gehört das Entspringen einzelner Übeltäter keineswegs zu den Seltenheiten.»²

In der Mediationszeit erwog der Kleine Rat ein kombiniertes Gesamtprojekt, in dem man nicht nach Betroffenen – körperlich Kranken, psychisch Kranken, «Müssiggängern» und Verbrechern – unterschied, sondern alle in einem Zentralgebäude unterbringen wollte.

10.1 Projekt einer kombinierten Anstalt

Freyenmuth verfasste für seine Kollegen im Kleinen Rat ein ausführliches Gutachten, das zwangsläufig von seiner eigenen, subjektiven Denkweise geprägt war und für uns von einigem Interesse ist. Was wir anlässlich der Besprechung seiner Hypothekenschrift feststellten, wird hier bestätigt: Eine gewisse Umständlichkeit und Unbeholfenheit im schriftlichen Ausdruck, rigide Sparsamkeit und die Tendenz zur Durchsetzung staatlicher Ordnungsprinzipien.

Einleitend gibt Freyenmuth der Überzeugung Ausdruck, eine kantonale Unterbringung von Kranken und Häftlingen sei ein wichtiges Postulat des Gemeinwohls und liege auch im ordnungspolitischen Interesse des Kantons: «Einer der notwendigsten und wichtigsten Gegenstände für eine auf das Gemeinwohl bedachte Regierung eines Landes ist ohnstreitig die Bildung und der Unterhalt der öffentlichen Versorgungsanstalten, teils für Verbrecher, welche für die Sicherheit unschädlich gemacht oder für ihre Vergehen angemessen gebüßt werden sollten, teils für durchaus arme Leute und presthafte [kranke] Menschen und wahnsinnige Personen. In einem Land, wo keine dergleichen Anstalten vorhanden sind, kann die Kriminalpolizei nur unzweckmässig ausgeübt werden, und da die Armut nicht zu verhindern und hauptsächlich in Krankheiten drückendes Übel ist, so muss ohne allgemeine Fürsorge mancher unter dem Druck desselben im Elend verschmachten –. Die Bildung einer solchen Anstalt ist ohne Zweifel für das Thurgau von höchstem Interesse und [durch] eine werktätige Kraftäusserung des Landes wäre für jetzt

1 Pupikofer, Thurgau statistisch, S. 184. Simone Peter bezweifelt die Richtigkeit dieser Ausführungen von Pupikofer (vgl. Peter, Religion und Eigentum, S. 20–21).

2 Eberhardt, Polizeiliche Nachrichten, S. 5.

und künftige Zeiten ein ehrenvolles, lobenswertes Denkmal gestiftet.»³

Dann folgt eine komplexe Kostenanalyse, die den Verfasser zur Hauptfrage führt, ob der Erwerb einer bestehenden Liegenschaft einem Neubau vorzuziehen sei. Freyenmuth lässt die Sache am Ende in der Schwebe, aber durchblicken, dass er eher gegen einen Neubau war.

Für Schloss Bürglen oder das Pfyner Schloss – beide werden in Betracht gezogen – nennt Freyenmuth eine Kaufsumme von zwanzig- bis dreissigtausend Gulden. Bürglen kam für ihn, der das zentralistische Ordnungsdenken sehr stark gewichtete, weniger in Frage, da es «vom Sitz der Regierung zu weit entfernt und desnahen die Bildung der Anstalt mit vielen Schwierigkeiten verbunden und die Administration immer diffiziler als wenn solche in der Nähe wäre.»⁴

Die Unterhaltskosten sollen nach Freyenmuth in erster Linie von den Gemeinden, aus denen die Insassen stammen, bestritten werden. Wir stossen hier – nach dem Strassenbau und der Fürsorge – ein weiteres Mal auf die ausgeprägte Tendenz des Kantons, die finanziellen Lasten auf die Gemeinden abzuschieben. Wenn man die Kantonsgeschichte bis in unsere Zeit hinein weiter verfolgt, kann man sagen, dass die Frage der Lastenverteilung zwischen Kanton und Gemeinden zu einem heiss umstrittenen Dauerthema geworden ist.⁵ Der Kanton neigt – bei einer insgesamt oft undurchsichtigen gegenseitigen Verflechtung – dazu, die Gemeinden zu belasten, beansprucht für sich aber gern die «Oberleitung». Umgekehrt wollen die Gemeinden den Kanton finanziell in die Pflicht nehmen, aber möglichst wenig Kompetenzen abtreten. Was nun die Restauration betrifft, so fällt auf, dass es insofern noch keinen eigentlichen Verteilungskampf gab, als die Gemeinden – der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe – eine eher passive Rolle spielten und bei zunehmender Unzufriedenheit höchstens passiven Widerstand leisteten.

Das änderte sich mit der Regeneration, die von der dörflichen Honoratiorenschicht (Gemeindeammänner, Gemeinderäte) wesentlich unterstützt wurde und zahlreiche politische Repräsentanten in den Grossen Rat brachte, wo sie fortan – bis heute – eine wichtige Rolle spielten.

Bei der Zuchthausabteilung denkt Freyenmuth an die Möglichkeit der Kostendeckung durch Fronarbeit: Die Häftlinge könnten entweder auf einem Gutsbetrieb der Anstalt oder in der Nähe beschäftigt werden. Auch die Verwendung von «Weggeldern von Strassen, so durch Züchtlinge unterhalten werden können», käme für Freyenmuth in Frage.

Das Grossprojekt einer kombinierten Anstalt wurde nicht weiter verfolgt. Die Häftlinge kamen eine Zeitlang im Schloss Frauenfeld unter. 1811 wurde in der vier Jahre zuvor erworbenen ehemaligen Johanniter-Komturei Tobel ein kantonales Zucht- und Arbeitshaus mit einem Gutsbetrieb eingerichtet.⁶ Neben «gewöhnlichen» Verbrechern wurden in Tobel Arbeitsscheue und Leute interniert, die nicht in der Lage waren, ihnen auferlegte Bussen zu bezahlen. Und da die Spitalfrage ungelöst blieb, nahm Tobel auch «Irre» auf.

Die Erträge des angegliederten Gutbetriebes lagen weit unter den Erwartungen, obwohl sich Freyenmuth persönlich um rationellere Methoden und Verfahren kümmerte. Die Zustände im Innern der Anstalt gaben immer wieder zu Klagen Anlass.⁷ Das Reglement verlangte von den Gefangenen «Fleiss,

3 StATG 4'802'1: Rapport über den Auftrag vom 30. Oktober 1806, 27.7.1807.

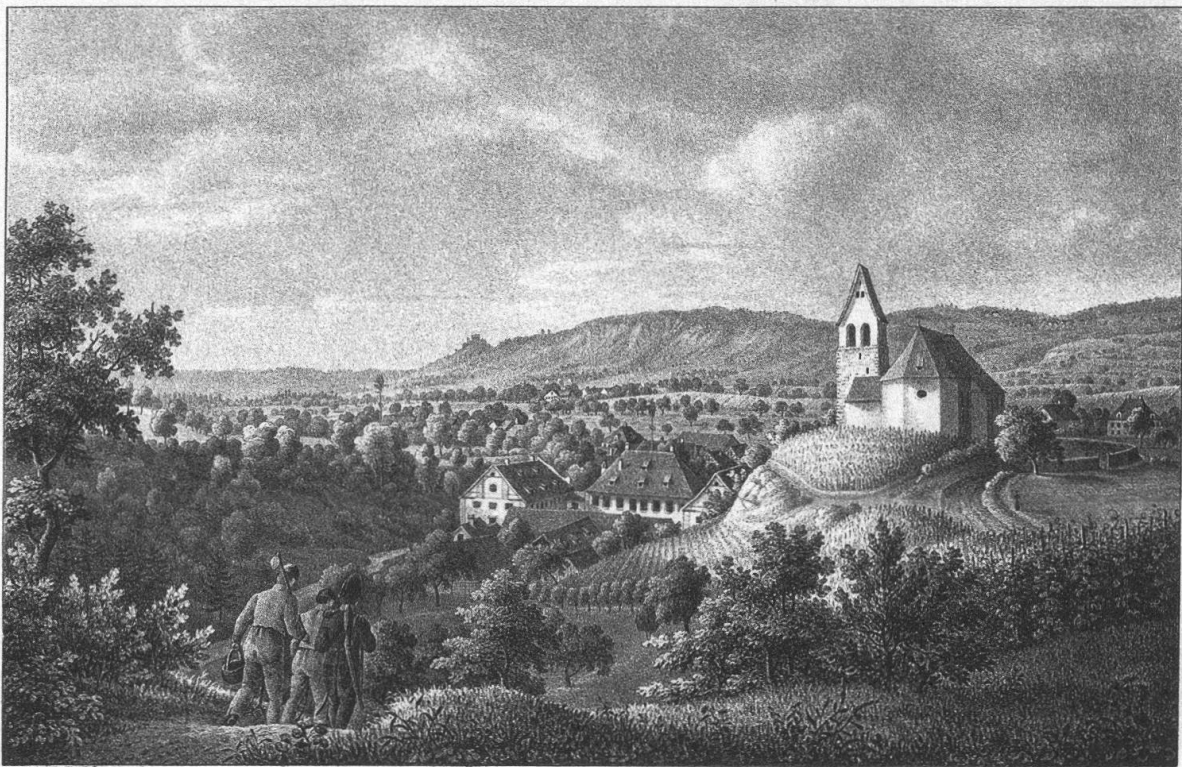
4 StATG 4'802'1: Rapport über den Auftrag vom 30. Oktober 1806, 27.7.1807.

5 Es wäre interessant, dieser allerdings komplexen Thematik in einer historischen Detailuntersuchung nachzugehen und nach Zukunftsperspektiven zu fragen.

6 Über das Zuchthaus Tobel entsteht gegenwärtig eine Monographie von Verena Rothenbühler.

7 Vgl. Peter, Religion und Eigenthum, S. 6.

Abb. 17: 1807 fielen dem jungen Kanton Thurgau die Gebäude der Johanniter-Komturei Tobel zu. Ab 1811 wurde darin ein kantonales Zucht- und Arbeitshaus betrieben.



Tobel.

Rechtschaffenheit und ein untadeliges Betragen».⁸ Stattdessen entwickelte sich die Anstalt, wie Johann Adam Pupikofer bemerkt, zu einer «Brutstätte des Lasters»: «Die Sträflinge selbst waren, besonders im Winter, nicht genug beschäftigt. Sie fingen sogar an, das Zuchthaus als eine Art Pfründenhaus zu betrachten, in welchem sich viel bequemer und sorgenloser leben liesse als in der Freiheit. Entlassene Sträflinge beeilten sich, so bald als möglich durch neue Vergehungen die Aufnahme in die Strafanstalt wieder zu verdienen.»⁹

In diesem Zusammenhang ist in Freyenmuths Tagebuch eine amüsante Notiz zu finden: «Brunschweiler von Hauptwil sagte mir, dass ein gewisser Forster, der im Arbeitshaus Judizialkosten abverdient

habe, [...] sich sehr über die Immoralität, die unter den Züchtlingen herrsche, verwundert und ein[en] Abscheu genommen habe –: Die Züchtlinge spielen Comödie [sic], ahmen die Verhörkommissare nach, indem sie Verhöre abhalten und sich einer als Verhörlicher instituiere [einer den Verhörlicher spiele].»¹⁰ – Brunschweiler gehörte zur Oberschicht. Es ist durchaus möglich, dass ihm Forster imponieren wollte, indem er, sich von den ehemaligen Mitinsassen abhebend, seine Entrüstung ausdrückte und damit indirekt seine eigene Rechtschaffenheit herausstellte.

8 Zit. nach: Peter, Religion und Eigenthum, S. 36.

9 Pupikofer, Thurgau statistisch, S. 58.

10 StATG 8'602'17, 2/19: Tb, 24.11.1832.

Unter ordnungspolitischen Gesichtspunkten, von denen Freyenmuth ausging, war Tobel zu weit von der hauptstädtischen Verwaltungszentrale entfernt. In den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts diskutierte der Kleine Rat mehrfach die Verwirklichung eines kantonalen Gefängnisses in Frauenfeld. Freyenmuth erkundigte sich in Genf und anderswo über bestehende Gefängnisanlagen, wobei ihn bezeichnenderweise vor allem technische Einzelheiten interessierten. So ging er beispielsweise der Frage nach, auf welche Weise ein Kantonalgefängnis am zweckdienlichsten beheizt werden könne. Ein neuartiges Warmluftsystem, fand er, wäre am günstigsten, komme aber wohl deshalb nicht in Frage, weil sich die Gefangenen über die Leitungsröhren besprechen könnten.

Freyenmuth schlug dem Kleinen Rat schliesslich statt eines Neubaus den Ankauf des still gelegten Fabrikgebäudes der ehemaligen Seidenweberei Neuweiler und Fehr vor. Zu seinem Leidwesen fand dieses Projekt keine Gnade. Über die oppositionelle Haltung seines Regierungskollegen Wegelin, der einen Neubau favorisierte, schrieb er ins Tagebuch: «Herr Wegeli[n] scheint alles im Grossen und umfassend bauen zu wollen, während ich mit Rücksicht auf die Verhältnisse unseres Landes mich mehr auf das Nötigste beschränken möchte. Wegen höchstens 10–12 schlechten Kerls [die sogenannten Arbeitsscheuen und Liederlichen sind in dieser Zahl nicht enthalten], die man gewöhnlich im Gefängnis halten muss, möchte ich nicht mehr verbrauchen als eben nötig ist. Wir haben so nötige Objekte auszuführen, an denen mehr liegt als an einem Prachtlogis für Diebe.»¹¹

Die Häftlinge blieben in der Anstalt Tobel, für deren Insassen in der Regeneration ein neues Reglement geschaffen wurde. Nach Pupikofer kamen die Sträflinge nun vermehrt im Innern des Hauses zum Einsatz. Man habe die Züchtlinge streng von den Häftlingen des Arbeitshauses und die männlichen von den weiblichen Insassen getrennt und unter ständige Aufsicht gestellt. «Handhabung strengen Still-

schweigens, dunkles Gefängnis, Schmälerung der Kost, Zurechnung eines Anteils am Arbeitsverdienste zur Bildung einer Sparkasse [...] sind die Korrektionsmittel, welche der Verwaltung der Strafanstalt angewiesen sind. Diese Verfügung soll dauern, bis über die Möglichkeit, mit einem Nachbarkanton über Einrichtung einer gemeinschaftlichen Strafanstalt sich zu verständigen entschieden ist.»¹²

10.2 Spitalfrage und Zusammenhang mit der Klosterdebatte

Auf Anregung Freyenmuths wurde 1826/27 eine kantonale Sammlung zugunsten eines Kantonsspitals durchgeführt. Bis Ende 1827 kamen 57 000 Gulden zusammen, was nicht wenig war, wenn man bedenkt, dass Freyenmuth beim Kauf einer Liegenschaft für eine kombinierte Anstalt seinerzeit 20–30 000 Gulden veranschlagt hatte. Dennoch äussert er sich im Tagebuch enttäuscht über den Gemeinsinn der Thurgauer.¹³

Wenn Freyenmuth das Geld dort holen wollte, wo es war, nämlich bei den Reichen, kann man sich fragen, weshalb er nicht an eine konsequentere bzw. höhere Besteuerung des Vermögens dachte. Die lasche Praxis der Besteuerung wurde von liberaler Seite zunehmend kritisiert. Tatsächlich zeigt ein Blick in eine von Bernhard Böhi zusammengestellte Tabelle, dass die Vermögenssteuer 1821–1830 auffallend gering und um einiges tiefer war als in den beiden vorausgehenden Dezennien, in denen ausserordentliche Kriegssteuern zu berappen waren.¹⁴ – Befürchtete

11 StATG 8'602'16, 2/16: Tb, 12.12.1828.

12 Zit. nach: Soland, Vorfahren, S. 74.

13 StATG 8'602'15, 2/13 und 2/14: Tb, 14.3.1826 und 14.11.1826. Vgl. Zurbuchen, Psychiatrische Versorgung, S. 46–47.

14 Böhi, Finanzhaushalt, S. 118.

man die Abwanderung vermöglicher Kantonseinwohner? Es gibt bei Freyenmuth Ansätze, die in diese Richtung weisen. Viel stärker ins Gewicht fällt aber die Tatsache, dass die Spital- und Gefängnisfrage in den Augen der Verantwortlichen weniger Gewicht hatte als der Ausbau des Polizeiapparates. Ausser in diesem Bereich und abgesehen vom Strassenbau verfolgte Freyenmuth das Ziel einer möglichst zurückhaltenden Staatstätigkeit. Es waren wiederum die Liberalen, unter denen sich dies nach 1831 änderte, was bemerkenswert ist, da der Liberalismus – oder Neoliberalismus – heutzutage bekanntlich eine ganz andere Richtung verfolgt.

Das für ein Kantonsspital gesammelte Geld blieb vorläufig liegen. Eine wichtige Rolle bei der weiteren Verzögerung spielte die umstrittene Standortfrage. Es schien, als wolle man die Lösung des Problems ad calendae graecas verschieben. So bemerkte der Einsender eines anonymen Leserbriefes in der Thurgauer Zeitung 1837, zu einer Zeit, als Freyenmuth immer noch Mitglied des Sanitätsrates war: «Sonderbar ist es, dass der Sanitätsrat, der doch vor allen Behörden den Aufbau einer solchen Anstalt befördern sollte, so ruhig sich verhält, als hätte er an einem Opiums-Commercien einen seligen Murmeltierschlaf sich angetrunken!» Die Spitalfrage werde «durch mancherlei Hemmschuhe in erwünschter Fortschreitung zum Ziele zurückgehalten [...], so wie die Wagen und Kutschen auf unsern Kotstrassen.»¹⁵

Was den Standort betrifft, konkurrierten sich – wie beim Gefängnis – zwei Varianten: die Einrichtung eines Kantonsspitals im ehemaligen Kloster Münsterlingen und die Erstellung eines Neubaus in Frauenfeld – oder, wie es Theophil Zurbuchen ausdrückt, «periphere oder eher zentrale Lage [...], Etablierung am Ort der Regierung oder ausserhalb.»¹⁶ – Es versteht sich beinahe von selbst, dass Freyenmuth auch hier wieder den Ordnungsstandpunkt vertrat. So kam für ihn einzig und allein Frauenfeld in Betracht. Ein Krankenhaus, fand er, müsse «am Sitz der

obersten Verwaltungsbehörden» sein, da «eine solche Anstalt einer strengen Aufsicht und Kontrollierung bedarf».¹⁷

Ein letztes Mal engagierte sich Freyenmuth – allerdings nicht öffentlich, sondern im Rahmen des Sanitätsrates und einer vom Kleinen Rat eingesetzten Spezialkommission – in einer letztlich politischen Frage. Und wie bei der Hypothekengeschichte stand ihm wieder der liberale Arzt und Bornhauser-Mitstreiter Wilhelm Merk (1791–1853) gegenüber, der seit 1831 im Regierungsrat sass. Merk machte gegenüber Freyenmuth geltend, eine derart ausgeprägte Kontrolle sei unnötig, ja «in einem gewissen Sinne verwerflich».¹⁸ Nicht ohne Ironie fügte Merk bei, die *Strassen* seien in der Nähe der Hauptstadt auch nicht besser als anderswo. «Periodische Kontrollen» seien ausreichend, denn: «Die Oberaufsicht der Regierung wird sich nicht in eine tägliche Besorgung verlieren wollen, die sogar in die Geschäfte der Angestellten eingreift; nichts wäre verwerflicher als ein solches Tutelarwesen in eine Spitalordnung einzuführen.»¹⁹

Mit Ausnahme Freyenmuths entschieden sich sämtliche Mitglieder des Sanitätsrates für Münsterlingen. Theophil Zurbuchen kommt zum Schluss, folgende Faktoren hätten den Ausschlag gegeben: Erstens «die Angst vor der Unberechenbarkeit eines Neubauprojekts. Münsterlingen war als ganze Anlage bereits vorhanden, ein Umbau weniger abstrakt und eher Anpassungen an neue Bedürfnisse oder Erfahrungen erlaubend. Zudem bestand kaum Klarheit über den effektiven Raumbedarf, da über die Zahl der aufzunehmenden Personen höchstens vage Schätzungen vorlagen. Auch dies musste eher gegen

15 Thurgauer Zeitung, 4. Februar 1837. Zit. nach: Zurbuchen, Psychiatrische Versorgung, S. 49.

16 Zit. nach: Zurbuchen, Psychiatrische Versorgung, S. 50.

17 Zit. nach: Zurbuchen, Psychiatrische Versorgung, S. 50.

18 Zit. nach: Zurbuchen, Psychiatrische Versorgung, S. 50.

19 Zit. nach: Zurbuchen, Psychiatrische Versorgung, S. 50.

einen Neubau sprechen.»²⁰ – Zweitens «eine generale Abneigung im Kanton gegen die Zentralisierung, die durch die periphere Lage der Hauptstadt vermutlich noch verstärkt wurde. Frauenfeld als ehemalige Residenz der Landvögte sollte nicht zum absoluten Verwaltungszentrum werden.»²¹

In der Tat herrschten bei den Liberalen, die seit 1831 den Ton angaben, gewisse Ressentiments gegen die Hauptstadt, die während des Umschwungs zum «Aristokratennest» hochstilisiert worden war. Hinzu kam eine ausgesprochene Abneigung gegen die zentralistischen Tendenzen, welche der Kleine Rat in der nun überwundenen Restauration gezeigt hatte.

Zurbuchens zutreffende Bemerkung, dass man bezüglich der künftigen Belegung über keine exakten Zahlen verfügte, bezieht sich in erster Linie auf die Irrenabteilung der neuen Anlage. Zurbuchen erwähnt, dass über die zu erwartende Zahl von Patienten öffentlich diskutiert wurde, z. B. in einem Artikel der Thurgauer Zeitung, dessen Verfasser meint: «[...] wir können nicht glauben, dass unser Thurgau so besonders reich an Narren sei!»²² – Die ebenfalls auf die Irrenabteilung gemünzte Behauptung, dass «das einmal ins Leben gerufene nie unnütz oder überflüssig werden kann», kommentiert Zurbuchen mit der witzig-trockenen Beifügung: «Ist die Anstalt einmal errichtet, werden sich auch Insassen finden lassen.»

Das kantonale Kranken- und Irrenhaus, das anfänglich auch eine Art Armenhaus war, öffnete seine Tore im ehemaligen Frauenkloster Münsterlingen 1839. Freyenmuth fand, die Sache sei «gefehlt» und trat aus dem Sanitätsrat zurück.

*

Mit der staatlichen Förderung des Sanitäts- und Erziehungswesens wurden nach 1831, vorerst noch zaghaft, die ersten Schritte auf dem Weg zum Wohlfahrtsstaat gemacht. Freyenmuth registrierte

die damit verbundene Mehrbelastung des Staatshaushaltes mit grosser Sorge. Seiner Meinung nach führte die neue Ausgabenpolitik den Kanton geradezu in den Ruin. Im Tagebuch schreibt er, einzig das Eingehen der Klöster lasse der Hoffnung noch Raum.²³

Das war wohl übertrieben. Nach Bernhard Böhi, der die Staatsrechnungen von 1803 bis 1903 mit grosser Sorgfalt analysiert hat, erzielte der Kanton nämlich auch nach 1831 Überschüsse, nur waren sie weniger hoch als in den vorangehenden Jahren.²⁴

Zutreffend ist hingegen Freyenmuths Auffassung, die Säkularisierung der Klöster könnte dem Kanton beträchtliche Finanzquellen erschliessen. Dies war dann auch der Fall, aber erst mit der Klösteraufhebung 1848, fünf Jahre nach Freyenmuths Tod, als der Kanton ein Vermögen von «vielen Millionen»²⁵ erhielt. Bernhard Böhi schreibt mit dem Blick auf die späteren Jahrzehnte: «Der grösste Teil des heutigen Staatsvermögens [1903] verdankt seinen Ursprung dem sogenannten Klostervermögen. [...] Die reichen Einkünfte aus den säkularisierten Klöstern ermöglichte nun eine grosszügigere Politik auf dem Gebiete des Erziehungs- und Sanitätswesens.»²⁶

Die Spitalfrage hatte also – wie alles Gemeinnützige im engeren Sinne – durchaus etwas mit der spätestens seit 1830 schwelenden Klosterdebatte zu tun, zumal die grosse Geschichte interessante Beispiele

20 Zurbuchen, Psychiatrische Versorgung, S. 51.

21 Zurbuchen, Psychiatrische Versorgung, S. 51.

22 Zit. nach Zurbuchen, Psychiatrische Versorgung, S. 54.

23 StATG 8'602'18, 2/24: Tb, 31.12.1838.

24 Böhi, Finanzhaushalt, S. 43. 1803–1805 betrug die Überschüsse laut Rechnung – auf 1000 reduziert – im Durchschnitt 100.7; 1806–1810 190.1; 1811–1815 211.6; 1816–1820 235.4; 1821–1825 210.1; 1825–1830 219.7; 1831–1835 103.9; 1836–1840 191.2; 1841–1845 133.6.

25 Böhi, Finanzhaushalt, S. 7.

26 Böhi, Finanzhaushalt, S. 7.

lieferte. Kaiser Joseph II. (1741–1790) hatte in seinem Herrschaftsbereich mehr als einen Drittel aller Klöster schliessen lassen, und zwar ausschliesslich solche, die sich nicht in den Dienst der Gemeinnützigkeit stellten. Ihr Vermögen zog der Staat ein. Aus dem verstaatlichten Klostergut wurde ein Fonds gebildet, mit dem man Wohlfahrtsprojekte – zum Beispiel Krankenheime – finanzierte.

Auch der Konstanzer Bistumsverweser Ignaz Heinrich von Wessenberg (1774–1860) war dem aufgeklärten Katholizismus zugetan. Landammann Anderwert, der wichtigste politische Repräsentant der Thurgauer Katholiken in der Restauration, war mit Wessenberg befreundet. Ob Anderwert Wessenbergs Reformideen im Geiste des Josefinismus aus innerer Überzeugung teilte oder sie mehr aus taktischen Erwägungen übernahm, wissen wir nicht. Auf jeden Fall bemühte er sich erfolglos, die Thurgauer Klöster stärker in den Dienst des allgemeinen Nutzens zu stellen, um sie so vor dem Untergang zu bewahren.

Freyenmuth war nicht prinzipiell gegen die Existenz der Klöster; mit den auf den klösterlichen Gutsbetrieben tätigen Patern pflegte er einen regen landwirtschaftlichen Erfahrungs- und gelegentlich auch einen botanischen Wissensaustausch. Wichtig war ihm allerdings, dass sich die Klöster an die Trennung zwischen Staat und Kirche hielten: «Ich mag die Klöster,» schrieb er, «wenn sie in ihren Grenzen bleiben, wohl leiden.»²⁷ – Andernorts heisst es dann aber auch, die Klöster kämen ihm «viel abgeschmackter vor als früher, je mehr ich [bei der Erstellung eines Klosterinventars] in ihr Inneres hineinblicke».²⁸ Dies betraf indessen wohl vor allem die Pracht und Üppigkeit, die seinem Naturell und seiner Kindheitsprägung zuwider liefen.

Ausgesprochen kritisch stand er übrigens dem Papsttum gegenüber. So schrieb er einmal recht pointiert ins Tagebuch: «Der Katholik wird von früher Jugend an von einem Netz umspinnen, das ihn ganz

gefangen hält, dadurch erkennt er den Papst und seine ganze Sippschaft als Wesen an, in deren Händen Seligkeit und Verdammung liegt. Der Teufel steht dem Papst als Hauptgehülfe bei, mit dem er durch Schrecken die Menschen befehligt.»²⁹

In seinem 1807 verfassten Spitalgutachten streift Freyenmuth die Klosterfrage, wohl aus Rücksicht auf Anderwert und die katholische Minderheit, nur sehr vorsichtig, indem er feststellt: «Die protestantischen Kantone bildeten sich dergleichen Anstalten [für Kranke, Häftlinge etc.] aus aufgehobenen Klöstern; es muss in der Tat jedem vernünftigen Mann, der sich nur einigermaßen von den in der Jugend beigebrachten Vorurteilen loszumachen gewusst hat, bedauerliche Empfindungen wecken, dass [im Thurgau] auch nicht eines derselben zu einem so gemeinnützigen Zweck benutzt werden könne –. Allein Ihnen, H. H. [hohe Herren], ist der Zustand dieser Angelegenheit bekannt und hierauf die Einrichtung einer Versorgungsanstalt gründen zu wollen, wäre die Einrichtung in das Dunkle der ungewissen Zukunft verschoben.»³⁰

Die Radikalen unter den Liberalen – sogar radikal-liberale Katholiken – hatten in dieser Hinsicht keine Berührungsängste. Für sie waren die Klöster ein Relikt der Vergangenheit, dessen Beseitigung ihnen aus Gründen der Staatsräson verlockend erschien. So kam es im thurgauischen Grossen Rat 1836 zu einer Klosterdebatte, nachdem der katholische Arboner Arzt Johannes Franz Waldmann (1802–1869) einen von Bornhauser unterstützten Aufhebungsantrag stellte. Freyenmuth zitiert in seinem Tagebuch Joachim Leonz Eder, der seinem Glaubensgenossen Waldmann entgegen hielt, «man könnte ihn fragen

27 StATG 8'602'18, 2/25: Tb, 30.10.1841.

28 StATG 8'602'17, 2/22: Tb, 28.4.1836.

29 StATG 8'602'16, 2/15: Tb, 4.3.1828.

30 StATG 4'802'1: Rapport über den Auftrag vom 30. Oktober 1806, 27.7.1807.

Abb. 18: Joachim Leonz Eder (1772–1848) kam aus politischen Gründen aus Solothurn in den Thurgau. 1830 schloss er sich der Regenerationsbewegung an und leistete Entscheidendes für die neue thurgauische Verfassung. Die Klosterdebatte 1836 entzweite den katholischen Eder letztlich aber von seinen radikalen Mitstreitern.



wie Cäsar den Brutus: ‚Auch du, mein Sohn, bist unter den Mördern?‘»³¹

Freyenmuth zitiert noch einen weiteren Passus aus dem geschliffenen Munde des von der radikalen Presse als «Klosteresel» beschimpften Joachim Leonz Eder. «Er frage sich,» sagte Eder, «seien die Katholischen [die Katholiken] Heloten von Sparta oder Hindus aus Indien? In der Türkei, in Amerika, in Indien lasse man die Korporationen bestehen und hier, im Land der Ordnung und Aufklärung, wolle man sich die gewaltsamen Eingriffe [gegen die Klöster] erlauben».³²

Waldmann zog seinen Aufhebungsantrag zurück, der Grosse Rat begnügte sich vorläufig damit, das Vermögen der Klöster unter staatliche Aufsicht zu stellen und das Noviziat zu verbieten, was praktisch nicht ins Gewicht fiel, da es ohnehin kaum Neuzugänge gab.

10.3 Über Folter und Todesstrafe

Am 18. Oktober 1940 wurde in Sarnen der dreifache Mörder Hans Vollenweider aus Zürich mit dem Fallbeil hingerichtet. Das Kantonsparlament hatte die Begnadigung abgelehnt, obwohl das erste eidgenössische Strafgesetz, das die Todesstrafe nicht mehr enthielt, kurz vor seinem Inkrafttreten stand.³³

Hundert Jahre früher, während Johann Conrad Freyenmuths Leben und Wirken, existierte im Thurgau neben der Todesstrafe auch noch die Folter. Über die Anwendung dieser inhumanen Methode zum Erzwingen von Geständnissen haben wir in seinem Tagebuch keine Hinweise gefunden. Renata Egli-Gerber hat einen solchen Folterfall – leider ohne ausreichende Quellenbasis – bearbeitet und dabei festgestellt: «Verantwortlich für diesen Entscheid [zur Anwendung der Folter] waren vor allem drei Männer, die – als ausserordentlich langjährige Regierungsräte – der thurgauischen Politik über ein Vierteljahrhundert lang den Stempel aufdrückten»: Morell, Anderwert und «der Arzt und Naturfreund Johann Conrad Freyenmuth».³⁴

Im Kleinen Rat gab es damals eine Arbeitsteilung nach dem Kommissionssystem. Direkt zuständig für den Strafrechtsbereich war die Justiz- und Polizeikommission, die ihre Fälle vom Kleinen Rat quasi automatisch zugewiesen bekam und sie an die für Verhöre zuständige «Criminalcommission» weiterleitete. Freyenmuth gehörte der Justizkommission nicht an und setzte sich mit dem von Renata Egli-Gerber be-

31 StATG 8'602'17, 2/22: Tb, 10.3.1836.

32 StATG 8'602'17, 2/22: Tb, 14.6.1836.

33 Vgl. Soland, Häberlin, S. 237–241.

34 Egli-Gerber, Als der Regierungsrat noch Folter verordnete, S. 166.

schriebenen Fall aus dem Jahr 1814, soweit wir sehen, nicht auseinander.³⁵

Anders ist es bei der Todesstrafe, die im Thurgau erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, ohne dass sie de jure abgeschafft worden wäre, durch lebenslange Haft ersetzt wurde. Die Hinrichtung wurde nach einem alten Ritual vollzogen, in dem zum Ausdruck kommen sollte, dass man der verletzten Ordnung wieder zu ihrem Recht verhelfen wollte.³⁶ Der öffentliche Vollzug sollte die abschreckende Wirkung erhöhen. Das Zeremoniell, das den Hinrichtungsakt begleitete, ging auf das Mittelalter zurück. Dem Delinquenten wurden Schwert und Stab voraus getragen. Man verlas ihm das Urteil, brach den Stab (über jemanden den Stab brechen) und warf ihm die Bruchstücke mit den Worten vor die Füsse: «Der Stab ist gebrochen, Gott sei deiner Seele gnädig.»³⁷ – In einer Standrede im Anschluss an eine Hinrichtung bezeichnete der Pfarrer 1818 die über das Recht wachende und das Unrecht ahndende Obrigkeit als «eine Dienerin Gottes, eine Rächerin zum Zorn über den, der Böses tut».³⁸

Die liberalen Regenerationspolitiker nahmen keinen Anstoss an der Todesstrafe, deren Abschaffung der Mailänder Jurist und Aufklärer Cesare Beccaria (1738–1794) schon im 18. Jahrhundert gefordert hatte. Joachim Leonz Eder, der massgebliche Redaktor der Regenerationsverfassung, wies in den Verfassungsgremien darauf hin, «allzu grosse Nachsicht pflanze Verbrecher und gefährde den Staat und seine Genossen».³⁹ –

In dieser bemerkenswerten Aussage zeigt sich eine Parallele zum mehrfach betonten Sicherheits- und Ordnungsdenken Freyenmuths. Einer der liberalen Hauptgrundsätze an der Spitze der neuen Verfassung erklärte das Eigentum für heilig, wer es verletzte, verwirkte das Recht auf Leben.

Das führte in der Praxis dazu, dass sogar ein Brandstifter dem Tod überantwortet wurde. Zwar konnte ein zum Tod Verurteilter vom Grossen Rat be-

gnadigt werden, nach der Verfassung von 1831 aber nur, wenn wenigstens drei Viertel der anwesenden Mitglieder dafür stimmten. –

Diese ebenfalls auf Eder zurückgehende Bestimmung wirkte sich 1831 im Fall von Johannes Imhof verhängnisvoll aus. Freyenmuth notierte am 17. August: «Johannes Imhof von Uttwil wurde am 10. August hingerichtet: Er hatte in der Scheune der Witwe Dölly Feuer angelegt –. Das Feuer wurde zeitig entdeckt und konnte noch gelöscht werden. Das Begnadigungsgesuch wurde vom Grossen Rate abgewiesen, weil nicht $\frac{3}{4}$ Stimmen für die Begnadigung sich zeigte, nämlich nur 48 und 39 für Vollziehung des Urteils: die Absurdität des diesfälligen Paragraphen des Gesetzes tritt hervor, da aus Unkenntnis, dass bei Todesstrafen [...] nach humanen Grundsätzen ein Gesetz im umgekehrten Sinn angewendet werde: Humane fordern $\frac{3}{4}$ Stimmen zur Aussprechung der Todesstrafe: hier werden $\frac{3}{4}$ zur Begnadigung gefordert.»⁴⁰

35 Egli-Gerber lässt im Fall Wigert, der des Mordes verdächtigt wurde, wichtige, aus den Primärquellen hervorgehende Fakten unberücksichtigt: So wurde Wigert auf Anzeige hin eines zweiten Mordes bezichtigt (StATG 3'00'24, Protokoll des Kleinen Rates 1814, §§ 1989 und 2202). Interessant ist auch, dass der Kleine Rat die Kriminalkommission in ihrem Vorgehen gegenüber Wigert eher bremste als antrieb. So empfahl sie vorerst den Beizug eines katholischen Geistlichen, der den verdächtigen Wigert durch gütliche Ermahnung zu einem Geständnis veranlassen sollte. Der angefragte Dekan Hofer lehnte dies allerdings ab. Über diesen Fall vgl. u. a. StATG 3'00'24, Protokoll des Kleinen Rates 1814, §§ 1061, 1121, 1126, 1130, 1148, 1158, 1348, 1395, 1404, 1537, 1584, 1601, 1605, 1610, 1629, 1788, 1902, 1989, 2202, 2034, 2035, 2073, 2076, 2127, 2188, 2260, 2271.

36 Vgl. Soland, Vorfahren, S. 73.

37 Zit. nach: Soland, Vorfahren, S. 76.

38 Zit. nach: Soland, Vorfahren, S. 73.

39 Zit. nach: Soland, Eder, S. 161.

40 StATG 8'602'16, 2/18: Tb, 17.8.1831.

Obwohl der Sachschaden gering war, wurde die Eigentumsverletzung höher gewichtet als das Recht auf Leben. Die Döllys von Uttwil gehörten zur begüterten Oberschicht. Die Nicht-Begnadigung trug letztlich die Handschrift des besitzenden Bürgertums.

Es fällt auf, dass Freyenmuths Haltung in dieser Frage für einmal fortschrittlicher war als jene der Liberalen, die 1831 im Grossen Rat den Ton angaben. Zwar gilt es zu bedenken, dass er praktisch zu allem, was auf das Konto der Liberalen ging, in Opposition stand, doch wollen wir ihm deswegen das angeführte Humanitäts-Ideal nicht absprechen. Er war sozial und politisch in mancher Hinsicht rückwärts gewandt. Das schliesst eine humane Gesinnung aber keineswegs aus.

11 Herr des Geldes

Johann Conrad Freyenmuth betreute die Finanzen des Kantons während vierzig Jahren, zunächst als Obereinnehmer, dann als Chef der Finanzkommission und schliesslich als Staatskassier.¹ Zu seinem Tätigkeitsfeld gehörten das allgemeine Rechnung- und Abgabewesen, das Salzregal, das Forst-, Zoll- und Postwesen und die kantonalen Domänen. Er besorgte die Kantons- und die Brandassekuranzkasse, den Spital- und den Meersburgerfonds, die Rechnung der Domäne Tobel usw.

Wir möchten dem Leser finanztechnische Details und damit verbundene Zahlen weitgehend ersparen; wer in diesen Dschungel eindringen will, sei auf die sehr detaillierte staatswissenschaftliche Arbeit von Bernhard Böhi verwiesen.²

Welche Grundsätze verfolgte Johann Conrad Freyenmuth als «Herr des Geldes»? – Er hatte keine ökonomische Ausbildung. Als Obereinnehmer musste er sich zuerst «in die ihm bisher unbekannt gebliebenen Regeln der kaufmännischen Buchhaltung hineinstudieren».³ Auch hier erwarb er sich das Wissen also autodidaktisch. Das muss nicht zwangsläufig nachteilig sein. Bei Freyenmuth verband es sich – seinem Naturell entsprechend – aber doch mit einem Mangel an Methodik, Systematik und leitenden Ordnungsprinzipien. Pupikofer bemerkt: «In Bezug auf die Staats- und Volkswirtschaft darf man übrigens weder bei Freyenmuth noch bei den Staatsbehörden ein bestimmt ausgesprochenes System voraussetzen, nach dessen Grundsätzen in einzelnen Fällen gehandelt worden wäre; man tat und ordnete an, was die Umstände gerade als das Vorteilhafteste erscheinen liessen.»⁴

Bernhard Böhi stellt fest, Freyenmuth habe in seinen Rechnungsbüchern «alles Mögliche und Unmögliche miteinander vermengt», es habe ein undurchdringlicher, die Übersicht erschwerender «Wirrwarr» geherrscht.⁵ – So finden wir etwa die Getränkesteuer unter den direkten Abgaben und stossen in den Staatsrechnungen auf die merkwürdige Praxis, den Überschuss in den Folgejahren je-

weils als neue Einnahme statt «einfach als Mutation des Staatsvermögens»⁶ aufzuführen. Kurz, was nach Landammann Gallus Jakob Baumgartner auf den Kanton St. Gallen zutraf, galt auch für den Nachbarkanton Thurgau: «Ohne alle administrativ-wissenschaftliche Klarheit und Einteilung hatten sie die heterogensten Ausgaben zusammengeworfen, homogene zersplittert und zerstreut. Gleicher Unfug zeigte sich bei den Einnahmen, die Überschriften waren meist unpassend, die ganze Form der Rechnung unbehülflich.»⁷

Im Thurgau änderte sich dies erst in der Zeit nach Freyenmuth: Die Neuordnung von 1862 war, wie wir später sehen werden,⁸ auch eine späte Reaktion auf die Zustände unter Freyenmuth. Wer sich mit diesen befasst, muss sich die Frage stellen, ob jener «Wirrwarr» nicht auch ein gezieltes Mittel der Verschleierung war.

Albert Leutenegger weist darauf hin, Freyenmuth habe sich in seinen Vorstellungen stark vom Merkantilismus leiten lassen: Er «war in die Unterbilanztheorie des französischen Merkantilismus dermassen verrannt, dass er unablässig den Ruin des Kantons Thurgau vor Augen sah, weil dessen Einfuhr die Ausfuhr übertreffe».⁹

Einer merkantilistischen Orientierung Freyenmuths widerspricht allerdings Pupikofers Bemerkung, Freyenmuth sei Anhänger der Handels- und Gewerbefreiheit gewesen.¹⁰ Zu dieser wiederum steht in Widerspruch, dass sich Freyenmuth bei der Bewilli-

1 Weiteres zu diesem Thema im Kapitel «Der Skandal».

2 Böhi, Finanzhaushalt.

3 Pupikofer, Lebensabriss, S. 13.

4 Pupikofer, Lebensabriss, S. 17.

5 Böhi, Finanzhaushalt, S. 37–38.

6 Böhi, Finanzhaushalt, S. 37.

7 Zit. nach: Böhi, Finanzhaushalt, S. 36.

8 Vgl. Kapitel «Der Skandal».

9 Leutenegger, Rückblick, S. 71.

10 Pupikofer, Lebensabriss, S. 25.

gung neuer Wirtschaften sowie im Kreditwesen eher restriktiv verhielt. Es gibt unseres Erachtens nur *eine* deutliche Konstante, die sich wie ein roter Faden durch Freymuths Umgang mit den Kantonsfinanzen zieht: die äusserst rigide Sparsamkeit und das Streben, die Ausgaben gering zu halten, um das Staatsvermögen zu vergrössern.

Auf diesen unbedingten Sparwillen geht schliesslich – abgesehen von der erlittenen persönlichen Kränkung – Freymuths Abneigung gegen die in den Bereichen des Bildungs-, Justiz- und Gesundheitswesens ausgabenfreudige Regeneration zurück. Es ist wie eine Schlange, die sich in den Schwanz beisst: denn dass diesbezüglich ein grosser Nachholbedarf existierte, kann man mit Fug und Recht mit Freymuths Sparwut in Verbindung bringen. In diesem Zusammenhang sei nochmals auf deren verhängnisvolle Auswirkungen zur Zeit der Hungersnot von 1816/17 hingewiesen.

Problematische Folgen zeitigte schliesslich auch Freymuths Überzeugung, die Äufnung des Staatsvermögens bedinge möglichst hohe indirekte Steuern. Die Regenerationszeit zeigt, dass sich eine Senkung volkswirtschaftlich durchaus positiv auswirken kann. Dieser Gedanke war Freymuth völlig fremd. Man mag ihm in summa zugute halten, unter seiner Leitung habe der junge Kanton ein beachtliches Staatsvermögen gebildet und sei von Anleihen weitgehend unabhängig geworden. Man muss aber auch die negativen oder problematischen Konsequenzen aufzeigen.

11.1 Direkte und indirekte Steuern

Bei der Freilassung besass der Thurgau etwa 22 000 florentinische Gulden und das Schloss Frauenfeld als Realbesitz. Letzterer wurde später durch den sog. Heimfall der Johanniter-Komturei Tobel ergänzt. Zu erwähnen ist ferner der Aufkauf der innerhalb des

Kantons gelegenen bischöflich-konstanzerischen Domänengefälle, durch die sich der Kanton eine bedeutende Einnahmequelle erschloss. Freymuths «Theaurierungspolitik»¹¹ folgend, veräusserte der Kanton die 1805 erworbenen, innerhalb des Kantons liegenden Güter und Ansprüche in der Folge an Private und Gemeinden, was zusätzliche Anreize für den Landwerb und die Kreditaufnahme schuf.

Anfänglich existierte im Steuerwesen keine klare gesetzliche Grundlage. «Seit 1804 behalf sich der Staat mit jährlichen Abgabenbezügen auf Grund von Grossratsdekreten»,¹² schreibt Albert Leutenegger. Die sehr tiefe Vermögenssteuer, die man infolge der unzulänglichen Erhebung und mangels Ahndung von Unredlichkeiten schon beinahe als freiwillige Steuer betrachten muss, war wenig ergiebig. Auch die spätere Kombination von Grundsteuern (1 Promille nach Katasterwert) und Vermögenssteuer (1 Promille) blieb unter den Erwartungen.

Bedeutender waren die Erträge der indirekten Steuern, aus dem Salzhandel, den Handänderungs-, Patent-, Stempelgebühren usw. – Das Salzregal war das bedeutendste unter den Regalen und Monopolen und die wichtigste Einnahmequelle des Kantons. Man kann sich den Stellenwert des Salzes heute kaum mehr vorstellen. Es diente als Konservierungsmittel, war für die Brotherstellung wichtig und eine Voraussetzung zur Förderung der Viehzucht. Eine Preisreduktion hätte die Lage der Unter- und Mittelschicht wesentlich verbessert. Die Bedeutung dieser Sache lässt sich ermessen, wenn man bedenkt, dass die Gabelle, die Salzsteuer, am Vorabend der Französischen Revolution eine der Hauptursachen der Unzufriedenheit des Dritten Standes war.

11 Diesen Begriff, der die Sache gut trifft, verwendet Bernhard Böhi (vgl. Böhi, Finanzhaushalt, S. 84).

12 Leutenegger, Rückblick, S. 46. Was die speziellen Gesetze des Finanzwesens betrifft, verweisen wir auf die Arbeit von Bernhard Böhi (Böhi, Finanzhaushalt, S. 25–32).

In den ersten Jahren brachte das Salzmonopol dem Kanton jährlich etwa 16 000 fl. ein. Bis 1830 stieg dieser Betrag um beinahe das Doppelte.¹³ Der Staat verdiente am Salzhandel in der Zeit zwischen 1821 und 1830 jährlich 78 Rappen pro Kopf der Bevölkerung.¹⁴ Man kann mit Bernhard Böhi sagen, der Kanton habe die Rolle eines Grosskaufmannes gespielt, der den Preis des Salzes künstlich hoch hielt und gleichzeitig dessen Umsatz steigern wollte.¹⁵ Auch Albert Leutenegger gelangt in seinem «Rückblick in die Regenerationszeit» zur Feststellung, der Salzpreis sei vor 1830 zu hoch gewesen.¹⁶

Ein grosser Teil der Verantwortung für diese Politik liegt bei Johann Conrad Freyenmuth. Starrsinnig ging er davon aus, der Staatshaushalt könne eine Reduktion des Salzpreises nicht verkraften. Wie sehr er sich täuschte, zeigte die Entwicklung nach der Regeneration, in welcher der Salzpreis gegen Freyenmuths Vorbehalte um einen Kreuzer pro Pfund gesenkt wurde. Bernhard Böhi weist nach, dass der Preisabschlag lediglich vorübergehend zu einem Rückgang der Einnahmen führte. Durch steigenden Umsatz setzte schon bald eine Ausgleichstendenz ein, mit der Zeit erfolgten unter dem Strich sogar Mehreinnahmen. Dass man keine besondere volkswirtschaftliche Ausbildung brauchte, um dies voraussehen, belegt das Beispiel des Weinfelder Arztes Johannes Keller (1802–1877). Keller prophezeite dem Verfassungsrat, bei einem tieferen Preis werde sich der Umsatz des Salzes vergrössern, was wirklich der Fall war.¹⁷ Hier zeigt sich, «wie fruchtbringend die Konzessionen des Staates an die Volkswirtschaft sich wieder gestalten für die Einnahmen des Staatshaushaltes».¹⁸

Eine ähnliche Ausgleichstendenz zeigte sich bei den 1831 (ebenfalls zum Bedauern Freyenmuths) reduzierten Handänderungsgebühren aus Käufen, Tauschen und Erbschaften. Auch hier konnte der Kanton seine Einnahmen trotz tieferen Ansätzen mit der Zeit steigern.¹⁹ Als diese Sache im Rat behandelt wurde,

sprach der liberale Kantonsrat Habisreutinger die markigen Worte: «Die Handänderungsgebühr brachte zwar dem Staate schöne Summen ein aus den Taschen unserer ärmeren und verschuldeten Mitbürger. [...] Allerdings wird dieses wesentliche Defizit [bei einer Abschaffung] auf andere Weise entschädigt werden müssen aus den Taschen der Reichen und Geizhälse, die, seit 30 Jahren ruhig auf ihrem Gelde sitzend, zusehen, wie der arme Teufel von Zeit zu Zeit unsere Staatskasse spickte – während sie dazu das geringste Schärflein beitragen.»²⁰

Das war ein weiterer Seitenhieb gegen die geringe Vermögenssteuer in der Restaurationszeit. In der liberalen Regenerationsverfassung stand ausdrücklich: «Die Steuern zu den allgemeinen Bedürfnissen können nur unter Einwilligung der Stellvertreter des Volkes bestimmt und ausgeschrieben werden. Alle Bürger und Einwohner tragen zu denselben nach Verhältnis ihres Vermögens und Einkommens bei. Betrügerische Besteuerung zu verhüten, ist dem Gesetze vorbehalten.»²¹

Die Ausweitung der direkten Steuern, die neu auch das Einkommen betrafen, war zweifellos ein wichtiger Fortschritt. Doch der Teufel steckt bekanntlich im Detail. Die gesetzliche Regelung erwies sich als äusserst schwierig, worüber Freyenmuth bemerkte: «In einem Kanton wie der unsrige, wird es immer schwierig sein, ein System direkter Auflagen nach staatswirtschaftlichen Grundsätzen zu reglieren.»²² – Immerhin wurden – auch dies eine Reaktion auf die

13 Zweidler, Finanzhaushalt, S. 275.

14 Böhi, Finanzhaushalt, S. 108.

15 Böhi, Finanzhaushalt, S. 113.

16 Leutenegger, Rückblick, S. 45.

17 Böhi, Finanzhaushalt, S. 111.

18 Böhi, Finanzhaushalt, S. 152.

19 Böhi, Finanzhaushalt, S. 151.

20 Zit. nach: Böhi, Finanzhaushalt, 150.

21 § 16. Zit. nach: Soland, Eder, S. 233.

22 Freyenmuth, Bericht, S. 4.

Vergangenheit – Strafbestimmungen eingeführt, die verhindern sollten, dass «die redliche Versteuerung [...] bloss zum leeren Wortkram herab gewürdigt»²³ wurde.

In all diesen den Staatshaushalt im Allgemeinen und die indirekten Steuern im Besonderen betreffenden Fragen erweist sich Freyenmuth als Finanzpolitiker mit einem begrenzten volkswirtschaftlichen Horizont und ohne jeden Wagemut. Umso erstaunlicher ist es, dass der regenerierte Grosse Rat von Freyenmuth nach dessen vorübergehender «Kaltstellung»²⁴ einen umfassenden Bericht über das thurgauischen Finanzwesen verlangte und ihn drei Jahre später in das neue Amt des Staatskassiers wählte.

11.2 Schrift über das Finanzwesen

Im Frühjahr 1831 verfasste Johann Conrad Freyenmuth einen «Bericht über das Finanzwesen an den Kleinen Rath, veranlasst durch eine Einladung des Grossen Rathes vom 5ten Jänner 1831». Er umfasst 16 Seiten und ist im Wesentlichen ein Bekenntnis zum Primat der indirekten Abgaben. Im Hinblick auf die neue Regenerationsverfassung geht Freyenmuth der Frage nach, was an Neuerungen vertretbar sei und was nicht.

Die Finanzen seien kein Selbstzweck, führt er – zeitlos gültig – aus, aber nötig, da der Staat ohne sie nicht funktionieren könne. Wer sich theoretisch und praktisch damit befasse, könne nicht auf Lorbeeren hoffen, sondern sei vielfältigen Anfeindungen ausgesetzt. Niemand entrichte gerne Abgaben, doch alle wollten vom Staat in Form immer besserer Dienstleistungen profitieren.

Drei Viertel des bisherigen Steueraufkommens beständen aus indirekten Steuern, unter denen das Salzregal, gefolgt von den Handänderungsgebühren, die wichtigste Einnahmequelle darstelle. Freyenmuth gibt zu, dass sich die bisherige Vermögenssteuer bzw.

ihre Geltendmachung als problematisch erwiesen habe, da sie praktisch einer Selbstdeklaration gleichkomme. Der Staat müsse sich von Jahr zu Jahr damit behelfen, dass er die direkte Steuer anteilmässig auf die Gemeinden verteile und es den Gemeinderäten überlasse, die Weiterverteilung auf die Einzelnen vorzunehmen. In normalen Zeiten mit kleinen Sätzen funktioniere diese Art der Erhebung, wenn hingegen ausserordentliche Zeitumstände eine Anhebung der direkten Steuern erforderten, könne dies zu endlosen Streitigkeiten und Schwierigkeiten führen. Wie schon in seiner Hypothekenschrift beklagt Freyenmuth in diesem Zusammenhang erneut den fehlenden Willen, ausserkantonale Kapitalisten, die Thurgauern ein Darlehen gegeben hätten, im Kanton zu besteuern.

Der Hauptteil der Freyenmuth'schen Schrift besteht in einer Auflistung der Einnahmen und Ausgaben des Kantons, gefolgt von einer Bilanz, die – ein grosser Unterschied zu heute – auf lediglich zwei Seiten Platz hat. Das Salzregal macht auf der Ertragsseite etwa die Hälfte, die Handänderungsgebühr etwa einen Sechstel aus. Die anderen Posten sind weniger bedeutend. Die grössten Ausgaben entfallen auf Polizei und Militär.

Aus der Sicht Freyenmuths gibt es keine Sparmöglichkeiten, höchstens bei den Personalkosten, z. B. durch die vorgesehene Reduktion der Mitglieder des Kleinen Rates von neun auf sechs. Dem stünden aber höhere Ausgaben infolge des Ausbaus des Justizwesens und der konsequenteren Gewaltentrennung gegenüber. Auch die Forderung nach einer angemessenen Besoldung für öffentliche Ämter, in die neu jedermann ohne Zensuserfordernis wählbar sei, falle ins Gewicht. Bei der Polizei könne man schlecht sparen, da man sie brauche, und die Militärausgaben

23 StATG 2'00'5: Protokoll des Grossen Rates, 16.01.1832, § 176, S. 287.

24 Diesen Ausdruck verwendet Albert Leutenegger (Leutenegger, Rückblick, S. 71).

seien in dem Sinne gebunden, als sie auf die Verpflichtung gegenüber dem Bund zurück gingen. Deshalb lasse sich vorhersagen, dass die Ausgaben des Kantons in nächster Zeit eher steigen als fallen würden.

Interessant sind die Hinweise auf das Militär- und Polizeiwesen. Jenes war im Vorfeld des Umsturzes von liberaler Seite mit «einem veritablen Fasnachtsspiele» verglichen worden, wobei «ein paar einzelne auf Kosten des allgemeinen Wohles ihr Unwesen treiben».²⁵ Das heisst, dass die Liberalen in diesem Bereich durchaus ein gewisses Sparpotenzial erblickten. Pikanterweise stellte selbst Freyenmuth im Tagebuch die Frage, ob der verantwortliche Regierungsrat Heinrich Hirzel, dem er durchaus zugetan war, nicht einen zu grossen militärischen Aufwand betreibe.

Was die Erweiterung des Polizeiapparates anbelangt, so war davon schon im Zusammenhang mit der Hungersnot von 1816/17 die Rede. Bernhard Böhi weist aufgrund der Staatsrechnungen nach, dass die Steigerungskurve in der zweiten Jahrhunderthälfte weniger steil verläuft als in der ersten. Das ist immerhin bemerkenswert und ein weiterer Beleg für unsere bereits früher gemachte Feststellung, der Kanton habe das Geld – wenn überhaupt – lieber dem Militär und der Polizei als dem Sozialwesen zukommen lassen.

Ausführlich geht Freyenmuth auf die Forderung nach einer Reduktion des Salzpreises ein, wobei er – im Widerspruch zu seiner inneren Überzeugung – etwas opportunistisch einräumt, man könne den Wunsch des Volkes auf Dauer schlecht ignorieren. Wenn eine Verbilligung des Salzes unumgänglich sei, solle man diese jedoch nicht sofort vornehmen und nicht über einen halben Kreuzer pro Pfund hinaus gehen. Ein weiteres Mal bricht er eine Lanze für die indirekten Steuern: Wenn man, wie beim Salz, stets ein bisschen zahlen müsse, falle dies weniger ins Gewicht als wenn man, wie bei der direkten Steuer,

jährlich grössere einmalige Beträge zu entrichten habe. Schon einleitend hatte er unterstrichen, das Salz gewähre «unter Anspruchnahme aller Klassen eine sehr wichtige Einnahme».²⁶

Man könne es zwar als ein Gebot der Gerechtigkeit betrachten, den Einnahmefall durch eine eventuelle Salzpreisreduktion mit einer stärkeren Besteuerung der Reichen [Vermögenssteuer] auszugleichen, aber im Kanton Thurgau wohnten nur wenige Vermögende, die Hauptlast werde immer auf den Mittelstand fallen. Es sei falsch, jene zu bestrafen, die es – haushälterisch und fleissig – zu einem gewissen Wohlstand gebracht hätten. Selbst in Frankreich, wo alle neuen Ideen herstammten, sei man nach Irrungen und Wirrungen endlich zur Einsicht gelangt, allein das Vermögen könne Ruhe und Ordnung garantieren.

Joachim Leonz Eder trat Freyenmuths Auffassung im Grossen Rat mit den Worten entgegen: «Der Arme, der einen halben Kreuzer [mehr] aufzubringen hat, den er nicht besitzt, wird mehr leiden als der Reiche, der etwas höhere direkte Abgaben zu zahlen hat. [...] Man behauptet, die Salzaufgabe sei die billigste Abgabe; nur jene Abgabe ist die billigste, die auf das Vermögen verteilt wird.»²⁷

Freyenmuths Schrift blieb ohne Einfluss auf den weiteren Gang des thurgauischen Finanzwesens. Zwar wiedergewählt, war Freyenmuth auf der politischen Bühne zu einer Randfigur geworden, der die liberalen Hauptakteure das Verwalten, aber nicht das Gestalten überliessen. Selbst die ursprünglich konservative Thurgauer Zeitung – das einzige Blatt, das Freyenmuth las – distanzierte sich in gemässigter Form von seinen finanzpolitischen Auffassungen: «Allerdings» habe der Staat die Pflicht, das Eigentum zu schützen, «aber ebenso liegt ihm ob, die Schwach-

25 Appenzeller Zeitung, Nr. 19, 8.5.1830.

26 Freyenmuth, Bericht, S. 5.

27 Zit. nach: Böhi, Finanzhaushalt, S. 111.

heit und Einfalt in Schutz zu nehmen. Eine Klugheit und Gewerbsamkeit, die durch ihre Überlegenheit allen Besitz an sich reisst, kann dem Volksleben ebenso gefährlich werden als die rohe Gewalt, wie das Beispiel Englands lehrt; der Staat muss also dafür sorgen, dass auch der herrschsüchtige Eigennutz besteuert, dagegen aber die ländliche Behaglichkeit, welche die Liebe zum Vaterlande in seinen kräftigsten Söhnen nährt, geschont werde. Dass bisher dieser Grundsatz nicht anerkannt und befolgt worden sei, ist bekannt.»²⁸

Sechs Jahre später, als der Grosse Rat eine weitere Reduktion des Salzpreises ins Auge fasste, machte Freymuth die bedenkliche Bemerkung, weniger Bemittelte könnten «die Erdäpfel ohne Salz essen; er sei auch in einem Land gewesen, wo man das Brot ungesalzen esse, und dennoch schmecke es gut; das Salz sei gar kein solch Bedürfnis wie man glaube».²⁹

28 Thurgauer Zeitung, 3.6.1831, Nachtrag zur Nr. 23.

29 Thurgauer Zeitung, 27.12.1837 (Verhandlungen des thurgauischen Grossen Rates in Frauenfeld).

12 Die Bruchstelle oder: Die Pfaffen sind schuld

Es wurde schon mehrfach betont, dass Johann Conrad Freyenmuth die Regeneration für eine überflüssige, ja höchst verderbliche Umwälzung hielt, die – etwa im Strassenbau und im Finanzwesen – das bisher Erreichte aufs Spiel setzte. Die Liberalen feierten die Annahme der neuen Verfassung als Sieg, für Freyenmuth war es eine politische Tragödie, auch eine persönliche, die ihn und seine Werke wie ein gefräßiges Untier verschlang.

Wer war schuld? – Für Freyenmuth politische «Schurken», verbündet mit von Ehrgeiz Getriebenen und einem unmündigem Volk. Er könnte sich «recht ärgern», schrieb er 1834 rückblickend ins Tagebuch, «dass einige Pfaffen mir hauptsächlich den Spuk angerichtet haben und ein paar dieser Schurken es sind, die in Verbindung mit einigen Ehrgeizigen und dem schlechten Gesindel, dem Lumpenpack, die Ordnung umgestürzt haben».¹

Das war eine bitterböse Analyse des personellen Tableaus der Regeneration: Die Pfarrer Bornhauser, Hauser, Mesmer, Bion und Hanhart als Schurken, der Arzt Merk und der Advokat Eder als Ehrgeizlinge und die bäuerlich-mittelständische Schicht, die sich von ihnen mitreissen liess, als «Lumpenpack»!

Es ist in der Thurgauer Geschichte einzigartig, dass eine Reihe jüngerer evangelischer Pfarrherren die Politik bewegte und ihr eine neue Richtung gab. Dass sie sich in die Politik einmischten, hat verschiedene Gründe: Im Theologiestudium in Zürich und anderswo hatten sie liberale Tendenzen kennen und schätzen gelernt. Als Pfarrer kannten sie die im Volk herrschende Unzufriedenheit besser als die von gepolsterten Sesseln aus regierenden Landesväter. Und schliesslich diente ihnen die Gemeinnützige Gesellschaft – entgegen den Absichten der Gründerväter – als Plattform des gedanklichen Austausches und Zusammenschlusses mit dem Ziel, sich von diesem doch eher kraftlosen Gebilde irgendwann abzugrenzen.

Freyenmuth hat dies früh erkannt. Erleichtert registrierte er nach dem Umschwung, dass die streit-

barsten unter den Pfarrherren der Gemeinnützigen Gesellschaft den Rücken kehrten: «Einige Radikale nahmen die Entlassung als der Pfarrer Bornhauser und Bion.»²

Freyenmuth sah in Bornhauser einen exzentrischen Radikalen, einen «exaltierten Kopf, der, was er für sich denkt, als Volkswille ausgibt und dadurch unumschränkt herrschen möchte».³ Im gleichen Tagebucheintrag bezeichnet Freyenmuth Bornhauser als «zweiten Thomas Aniello».

Thomas Aniello ist der Titelheld einer 1812 in Frankfurt erschienenen Tragödie des Sturm-und-Drang-Epigonen August Fresenius (1789–1813).⁴ Freyenmuths Vergleich ist bemerkenswert: Thomas Aniello ist «erwählter Befehlshaber» des neapolitanischen Volkes, dem er u. a. sagt: «O, ihr Klugen, geht bei den Narren in die Schule» (Erster Aufzug, sechzehnter Auftritt). Ursprünglich Fischer und Obsthändler, agitiert er als Volkstribun gegen neue Abgaben und hält feurige Freiheitsreden. In Stil und Inhalt mit Bornhauser vergleichbar, wettet er in Versen gegen die Unterdrückung, wobei zufällig auch – man erinnere sich an Bornhausers «Der Hahn hat gekräht!» – ein Hahnenschrei vorkommt:

*Weil diesem Arcos meine Stimme dann
Zuwider ist, wie greller Hahnenschrei,
So soll sie auch in lautem Morgenlied
Ankrähen nun der Freiheit neuen Tag;
Und der Herr Löwe, wie er sich genannt,
Wird schnell entlöwet sein zur feigen Katz,
Wenn dieser Hahn mit mächt'gem Flügelschlag,
Als Adler in die Lüfte frei sich schwingt.*

1 StATG 8'602'17, 2/20: Tb, 1.1.1834.

2 StATG 8'602'17, 2/19: Tb, 16.5.1832.

3 StATG 8'602'16, 2/17: Tb, 17.11.1830.

4 Über Fresenius und sein Drama vgl: Rolf Haaser, Literarische Kultur in Giessen. www.uni-giessen.de/~g91058/literaturgeschichte/festschrift19jh.htm.

*O, höre mich, du armes Volk Neapels!
Wenn nicht der Druck, mit deiner Fröhlichkeit
Dir auch den Mut erdrückt schon hat. – O möge
Wie Glockenklang, durch dieses weite Reich
Erschall'n in jedes Ohr mein Freiheitsruf.»*

Freyenmuths Vergleich mit Aniello überschäumender Freiheitsrhetorik leuchtet ein. Auch Aniello Hinweis auf materielle Vorteile eines Umschwungs kann man auf Bornhauser beziehen. Hingegen entsprang es wohl seiner abgründigen Abneigung, dass Freyenmuth Bornhauser Allmachtgelüste unterstellt. Wenn Freyenmuth behauptet, Bornhauser gebe das, was er «für sich denkt, als Volkswille» aus, denkt man eher an Robespierre. Die Französische Revolution und ihre Ausschreitungen – die berüchtigten Septembermorde und die Herrschaft der Guillotine – haben Freyenmuth geprägt. Er schreibt selber: «[...] die Erfahrung und sonderheitlich die Beobachtungen in Frankreich und in unserm Dorf Wigoltingen anno 1799 haben mich anders denken gelehrt; seitdem habe ich keine Liebe mehr zu der sog. Volkssouveränität». ⁵

Was in Wigoltingen 1799 genau vorfiel, entzieht sich unserer Kenntnis. Gottlieb Amstein erwähnt keine Ausschreitungen. Es kann aber durchaus sein, dass sich im kleinen Rahmen Szenen wiederholten, die wir aus der Französischen Revolution kennen: abhängige Bauern, die, im Freiheitsrausch keck geworden, Lehensbriefe zerrissen und jede Autorität in Frage stellten.

Wie auch immer – in seinem Hass auf Bornhauser registrierte Freyenmuth alles, was seiner negativen Sicht entsprach. So die Aussage eines Basler Pfarrers, dem er zufällig begegnete und der sich dahingehend äusserte, «dass der Pfarrer Bornhauser, den er in Arbon sah, eher einem italienischen Banditen als einem Lehrer des Christentums gleiche». ⁶

Nicht weniger hart geht Freyenmuth übrigens mit dem Aawangener Pfarrer Johann Jakob Hauser

(1784–1850) ins Gericht, wenn er ihn im Tagebuch als politischen Agitator bezeichnet, «dessen Exaltation[en] an Wahnsinn grenzen». ⁷

Wenn wir im Folgenden genauer auf die Regenerationsereignisse eingehen und dabei zahlreiche Tagebuchauszüge anführen, dann vor allem deshalb, weil Freyenmuths Aufzeichnungen bei aller Einseitigkeit für einmal auch politisch ergiebig sind. In ihnen wird sein Denken im Widerspruch mit den Geschehnissen deutlich.

12.1 Der Thurgau geht voran, und Freyenmuth beklagt es⁸

Johann Conrad Freyenmuth war 1814 als Mitglied der Verfassungskommission an der Ausarbeitung der Restaurationsverfassung beteiligt gewesen. Dieses Grundgesetz blieb eine halbe Generation lang unangefochten bestehen. Den ersten Schritt in die Gegenrichtung machte Thomas Bornhauser, als er die thurgauische Verfassung 1827 vor der Pastoralgesellschaft des Kapitels Frauenfeld einer schonungslosen Kritik unterzog, wobei er die Ereignisse von 1798 im Unterschied zu Freyenmuth ohne jede Einschränkung positiv, ja mit dem ihm eigenen Überschwang (eben wie Aniello) darstellte: «Unter dem Jubel des entfesselten Volkes ward ich geboren. Freiheit, Gleichheit waren die ersten Zauberlaute, die mein staunendes Ohr begrüßten. Sie wurden zum Wahlspruch meines Lebens, zum Grundton meines Wesens. All mein Denken, all mein Empfinden ist nur ein tausendfacher Widerhall dieser Worte. Freiheit ist mein Glaube, meine Religion. Wer die Freiheit beengt, der beengt mir auch das Herz; wer die Freiheit uns raubt, der

5 StATG 8'602'17, 2/19: Tb, 21.3.1832.

6 StATG 8'602'17, 2/21: Tb, 4.10.1834.

7 StATG 8'602'17, 2/19: Tb, 29.08.1832.

8 Für das Folgende: Soland, Eder, S. 36–67.

Abb. 19: Karikatur in Anspielung auf den aufrüttelnden Artikel in der Appenzeller Zeitung von Thomas Bornhauser: «Der Hahn hat gekräht, die Morgenröte bricht an, Thurgauer wachet auf, gedenkt eurer Enkel und verbessert eure Verfassung!»

raubt mir auch das Leben. Die gegenwärtige Verfassung wird mir daher immer ein Gegenstand des Schmerzes sein. In meinem letzten Augenblicke noch werde ich meine sterbende Kraft sammeln und rufen: Thurgauer, wollt ihr euch retten, so verbessert eure Verfassung!»⁹

Bornhauser deckte die Nachteile der tatsächlich bedenklichen, die sechzehn reichsten Grundbesitzer des Kantons privilegierenden Wahlart des Grossen Rates auf. Er kritisierte die Abhängigkeit der Legislative von der Exekutive und beklagte die Allmacht des Kleinen Rates.

Zwar schreibt Freymuth in seinem Tagebuch, dass sich damals keiner seiner Kollegen an das von Bornhauser kritisierte Wahlverfahren geklammert habe, aber die Regierung hielt vorerst dennoch am Alten fest. Noch am 13. Oktober 1830, als sich die Gärung im Volk dem Höhepunkt näherte, verkündete der Kleine Rat in einer Proklamation: «So fehlerhaft das bisherige Wahlsystem sein mag, so hat es doch – niemand wird es verneinen – zur Volksvertretung immer die vorzüglichern Männer des Volkes berufen.»¹⁰

Inzwischen war in Frankreich die Julirevolution des Jahres 1830 über die Bühne gegangen. Freymuth schrieb: «Die Ereignisse in Frankreich [...], verbunden mit der Freiheit der Presse, hat nun zur Folge, dass in der Schweiz nun auch gesucht [versucht] wird, Umwandlungen in den Verfassungen zu erzwecken. In dem letzten Blatte der Appenzeller Zeitung ist eine eigentliche Aufforderung zum Aufstand –: man sagt, der Aufsatz rühre von Pfarrer Bornhauser her –: Welche Veränderung. – Früher hätte der Verfasser eines solchen Aufsatzes dafür mit dem Leben büssen müssen. Man kann bei uns modifizieren [Freymuth meint vor allem die Wahlart des Grossen Rates]. Kann man die Abgaben vermindern, wohlan, das ist der Gewinnst, den der Bauer allenfalls suchen kann – allein für sein physisches und moralisches Wohl wird dabei gar nichts gewonnen werden, auch für die Frei-



heit eben so wenig, denn an dieser fehlt es doch wohl nicht –: Der Bauer ist und wird immer im Durchschnitt ein armer geplagter Teufel bleiben: und bei der Tendenz der Majorität unseres Landes, den Kredit immer mehr zu steigern, wird [werden] immer wohl $\frac{3}{4}$ Teil[e] unseres Landes so viel als nicht uns gehörig [verschuldet] angesehen werden müssen.»¹¹

Freymuths Ausführungen sind auch psychologisch interessant. Noch dominiert nicht jene Verbitterung, die wir später, als er persönlich angegriffen wurde und die Regeneration revolutionäre Züge annahm, feststellen. – Immerhin tritt der Freymuth eigene Fatalismus zutage: Die Bauern sind arme Teufel und werden es wie die Proletarier immer bleiben. Freymuths Pessimismus schloss Fortschritte, die aus Einsicht oder aus dem Zwang der Umstände erfolgen können, aus.

Aniellos und Bornhausers Hähne «mit mächt'gem Flügelschlag»! Jener Artikel in der Appenzeller Zeitung, dessen Verfasser nach Freymuth früher mit Leib und Leben gebüsst hätte, stammte tatsächlich von Thomas Bornhauser. Er ent-

9 Zit. nach: Soland, Eder, S. 33.

10 Zit. nach: Soland, Eder, S. 34.

11 StATG 8'602'16, 2/17: Tb, 11.9.1830.

hält den sprichwörtlich gewordenen, auf die französische Julirevolution Bezug nehmenden Ausruf: «Der Hahn hat gekräht, die Morgenröte bricht an, Thurgauer wachet auf, gedenkt eurer Enkel und verbessert eure Verfassung!»¹²

Die ersten Folgen der systematischen Hetze von Seiten der Liberalen zeigten sich schon bald. Der Oberamtmann des Bezirks Weinfelden gab dem Kleinen Rat am 27. September 1830 Bericht «über den durch einen angeblichen Jakob Ulmer, Wirt von Steckborn, statt gehaltenen Versuch, Schenkwirte in der Gemeinde Bussnang zur Zahlungsverweigerung der Wirtschaftspatenttaxen zu verleiten».¹³ Ähnliche Nachrichten erhielt der Kleine Rat am 16. September 1830 aus Steckborn. Es hiess, Zölle, Weggelder und Handänderungsgebühren würden nicht mehr bezahlt. Freyenmuths entsprechender Eintrag im Tagebuch: «Auch in unserem Kanton zeigen sich Schritte, die gegen die Ordnung gehen –: In Steckborn und Berlingen werden kollektive Bittschriften gegen die eingeforderten Patenttaxen gemacht: und mehrere andere Subjekte sollen mit einer Bittschrift um eine Abänderung in der Verfassung beschäftigt sein und deswegen Zusammenkünfte halten –: Über mich selbst werden auch einige Sagen, die gar keinen Grund haben, in Umlauf gebracht – und mancher elende Räsonneur, dem der Strassenbau nicht nach Wunsch ausgefallen, scheint wenigstens mit dem Munde sich etwas rächen [zu] wollen: indessen übertrifft die Zahl der besser Gesinnten diejenigen, so das Gegenteil sind, weitaus – man sagt mir 50 zu 1 –. Dass alles in der Welt gleichgesinnt sei und unter 100 Personen immer einige seien, die, was es auch sei, nicht in die allgemeinen Ansichten einstimmen, ist eine unbestreitbare Erfahrung.»¹⁴

Freyenmuth hat die herrschende Unzufriedenheit eindeutig unterschätzt. Das trifft auch auf die übrigen Mitglieder des Kleinen Rates zu. Aus diesem Grund setzte er die Erneuerungswahlen für die vom Volk zu wählenden Grossräte und Kandidaten nach

bisheriger Wahlart auf den 28. Oktober 1830 fest und liess in einer Proklamation lediglich beschwichtigend erklären, auch er anerkenne die Revisionsbedürftigkeit der bestehenden Verfassung – besonders, was die Wahlart des Grossen Rates betreffe – , doch eine Änderung erfordere «ihre Frist».¹⁵

Das Rad der Geschichte drehte sich weiter. Mitte Oktober 1830 veröffentlichte der Verlag der Appenzeller Zeitung Bornhausers Schrift «Über die Verbesserung der thurgauischen Staatsverfassung». Sie enthielt das Programm der liberalen Neuerer: Im Wesentlichen die Verankerung des Grundsatzes der Volkssouveränität und damit verbunden die uneingeschränkt direkte Volkswahl des gesamten Grossen Rates, die Gewaltentrennung, die Öffentlichkeit der Verwaltung, die Pressefreiheit, das Petitionsrecht, die Handels- und Gewerbefreiheit und die Notwendigkeit von Änderungen im Abgabewesen. Unter den spezielleren Forderungen an die Zukunft findet sich die Entschädigung der bisher unbesoldeten Grossräte, die es auch Männern aus der Mittelschicht erlauben sollte, in die Legislative zu kommen.

Freyenmuth war mit der Einführung des allgemeinen Wahlrechts ganz und gar nicht einverstanden. Aus seinem Tagebuch geht eindeutig hervor, dass er sowohl beim aktiven als auch beim passiven Wahlrecht den Zensus befürwortete.¹⁶ Dem ist allerdings hinzuzufügen, dass selbst gemässigte Liberale wie Henri Benjamin Constant de Rebecque (1767–1830) Vermögenserfordernisse für das aktive Stimm- und Wahlrecht sowie für die Wählbarkeit befürworteten. Sie waren überzeugt, dass man einen hohen Bildungsstand nur in Musse erwerben könne. Musse aber setzt Vermögen voraus.

12 Zit. nach: Soland, Eder, S. 37.

13 Zit. nach: Soland, Eder, S. 37.

14 StATG 8'602'16, 2/17: Tb, 22.9.1830.

15 Zit. nach: Soland, Eder, S. 46.

16 StATG 8'602'17, 2/19: Tb, 21.4.1832.

Dagegen erblickten Liberale wie Bornhauser, die unbelastet vom Erbe der helvetischen Revolution und der Mediation waren, in jeder Vermögensbedingung ein aristokratisches Relikt. Die thurgauische Restaurationsverfassung ging in dieser Hinsicht tatsächlich sehr weit. Völlig zurecht schreibt Ernst Herdi: «So war für die hundert Kantonsräte der Vermögensnachweis so hoch geschraubt, dass die Auswahl einem regelrechten Dorf magnaten- und Bonzentum Vorschub leistete [...]».¹⁷

Am 18. Oktober kam Thomas Bornhauser in Weinfelden mit politischen Freunden zusammen. Die Versammelten beschlossen, am 22. Oktober eine machtvolle Kundgebung zu veranstalten.

Am 22. Oktober füllte sich die evangelische Kirche von Weinfelden mit Thurgauern aus verschiedenen Gegenden des Kantons. Wilhelm Merk, Johann Rudolf Wegelin, Stadtmann von Diessenhofen, und Thomas Bornhauser leiteten die Versammlung, die hoch geschätzt aus über zweitausend Bürgern bestand. Bornhausers Forderung nach einem speziellen und freigewählten Verfassungsrat wurde einstimmig angenommen. Ohne Rousseau, den Vater der Volkssouveränität, ausdrücklich zu nennen, griff Bornhauser in seinen Ausführungen auf Ideen zurück, die wir aus dem Contract Social kennen: «Bei jeder Verfassungsänderung tritt ein freies Volk gleichsam in seinen Urzustand zurück, indem es entweder auf offener Landsgemeinde oder durch eine zu diesem Zwecke vom Volke ausdrücklich beauftragte Behörde [also einen spezifischen Verfassungsrat] die Verfassungsänderung vorschlagen lässt.»¹⁸

Die Bittschrift, die dem Kleinen Rat übergeben werden sollte, wurde von 515 Anwesenden unterschrieben. Gegen neunzig Unterschriften entfallen auf Gemeinderäte, Gemeindeammänner, Ortsvorsteher, Gemeindestatthalter, Pfleger und Gemeinderatschreiber. Das zeigt die prominente Rolle dieser vom Volk direkt gewählten Vertreter, die darauf aus waren, ihre Befugnisse auszudehnen und sie nicht – wie

Freyenmuth mit der Abschaffung der Schatzungsgarantie – einschränken wollten.

Die Volksversammlung von Weinfelden war in der Schweiz die erste ihrer Art. Der Thurgau spielte eine Pionierrolle, es folgten ähnliche Versammlungen in anderen Kantonen. – Freyenmuth kommentierte das Weinfelder Ereignis mit Sätzen – die sich übrigens ebenfalls an den Gesellschaftsvertrag anlehnen –, in denen seine Abneigung gegen die neue Pressefreiheit deutlich zum Ausdruck kommt: «Gestern war eine grosse Anzahl Leute in Weinfelden versammelt, 500–600 [!] Personen ungefähr –, die [...] ein in befehlendem Ton abgefasstes Petitum an die Regierung sobald abzugeben beschlossen. – Man nahm bestimmt an, dass die Erneuerung des Grossen Rates [nach altem Modus] nicht stattfinden werde und dadurch der erste Schritt zum Aufstand gegeben sei. – Wirkung der Pressfreiheit auf ein ungebildetes Volk –: das nun aus Mangel an Autorität sich von den allgemeinen Banden entfesselt: gleichsam in den Zustand einer erst zusammentretenden Gesellschaft zurückversetzt glaubt und sich nun nach Belieben organisieren und gestalten will. – Dahin sind wir nun versetzt und wir könnten einen eigentlichen Aufstand vermeiden: wenn wir entgegen gehen und dadurch Ausbrüche vermeiden würden.»¹⁹

Letzteres war das Hauptziel der Restaurationsregierung, in der sich die Auffassung, man müsse weitere Konzessionen machen, mehr und mehr durchsetzte. So sagte der Kleine Rat die vorgesehenen Grossratswahlen schweren Herzens ab und berief die Legislative zwecks Beratung weiterer Schritte auf den 8. November zu einer ausserordentlichen Sitzung nach Frauenfeld ein.

Die Volksführer feierten es als Sieg der öffentlichen Meinung. Wie wichtig dieses Nachgeben war,

17 Herdi, *Geschichte des Thurgaus*, S. 283.

18 Zit. nach: Soland, Eder, S. 47.

19 StATG 8'602'16, 2/17: Tb, 23.10.1830.

kann man ermessen, wenn man in Freyenmuths Tagebuch unter dem 1. November 1830 liest: «Die Aufregung wird allgemein und die Zügellosigkeit wächst stündlich, nicht nur bei uns, sondern auch in andern Kantonen: unser Land ist im eigentlichen Aufstand, und das Ansehen der gesetzlichen Behörde hat fast ganz aufgehört –: Bisher bestanden zwar alle Äusserungen nur in Worten, ob aber es nicht weiter gehen werde, ist sehr ungewiss: Ich habe mir auf meine Beamtung nie nichts [etwas] gut getan: allein es kann mich doch schmerzen, dass nun alle Banden sollen aufgelöst und wahrscheinlich einer Ordnung soll Platz gegeben werden, die uns in einen Zustand von Volksherrschaft zurücksetzt und die Keime einer besseren Kultur unterdrücken wird –. [...] Als Magistrat seit 27 Jahren muss ich nun herhalten und eine Menge der grundlosesten Beschuldigungen über mich ausbreiten sehen –. Vernünftiges lässt sich gar nicht sagen –: Ich wünsche je eher je lieber aus diesem fatalen Zustande herauszukommen und verzichte sehr gern auf alle öffentlichen Anstellungen – denn mit einem Volke, das sich aller Bande, die die öffentliche Ordnung aufrecht halten, befreit hat, ist nichts anzufangen [...]»²⁰

Wenige Tage später bekräftigt er seine Überzeugung, persönliche Konsequenzen seien unausweichlich: «Das politische Treiben geht seinen Gang unaufhaltsam: und die eingereichten Begehren und Erwartungen durchkreuzen sich anhaltend: man weiss wirklich nicht, wo es hinaus will –: ich selbst mache mich gefasst, vom politischen Theater abzutreten, da, wenn die jetzt bei einer grossen Masse herrschenden Gesinnungen die Oberhand behalten, ich keine neue Ernennung erwarten darf, auch solche nicht annehmen dürfte.»²¹

Der Grosse Rat tagte am 8. und 9. November 1830 in Frauenfeld. Mit den Grossräten fanden sich zahlreiche Zaungäste ein. Der Freimütige, ein von Josef Anton Henne (1798–1870) redigiertes liberales St. Galler Blatt, spricht von sechs- bis siebenhundert

Bürgern, die Helvetia von beinahe tausend.²² – Bornhauser und seine Vertrauten hielten das anwesende Volk im Zaum. Die Gemeindekammer der Stadt Frauenfeld, über die im Verlauf der beiden Versammlungstage «manche Drohung»²³ ausgestossen worden war, honorierte Bornhausers mässige Einwirkung mit einem Dankeschreiben. Im Einverständnis mit dem Kleinen Rat wurde für die Zukunft eine städtische Bürgerwehr gebildet – eine Massnahme, welche eindeutig die Handschrift des um sein Eigentum fürchtenden Besitzbürgertums trug. Die Appenzeller Zeitung sprach spöttisch von einer «Nachäffung der Pariser Nationalgarden».²⁴

Auch Freyenmuth fühlte sich in jenen Novembertagen bedroht: «Ich kam beide Tage nirgends hin als vom Schloss in das Rathaus. Ich erfahre nun, dass der zahlreich hie[r]her gekommene Pöbel in keiner andern Absicht sich eingefunden als um zu terrorisieren und, falls den Wünschen des Chefs [Bornhausers] nicht entsprochen würde, durch Gewalt ihre Absichten durchzusetzen. Am 9ten sollen eine zahlreiche Mannschaft in Pfyn und Müllheim selbst bewaffnet versammelt gewesen sein – um im Fall eines nicht entsprechenden und genügenden Beschlusses des Grossen Rates sogleich hie[r]her zu kommen und Gewalt zu gebrauchen. Die persönliche Sicherheit war, mehr als ich glaubte, gefährdet und ein unbedeutender Zufall hätte zu den schrecklichsten Auftritten führen können. Auch über meine Person wurde eine Menge Schmähungen und Drohungen ausgestossen –. Es scheint mir eine ausgemachte Sache: dass die Entfernung der Mitglieder der Regierung, die man durch eine Menge Verdächtigungen in der öffentlichen Meinung herabgesetzt hat – von der künftigen

20 StATG 8'602'16, 2/17: Tb, 1.11.1830.

21 StATG 8'602'16, 2/17: Tb, 5.11.1830.

22 Soland, Eder, S. 51.

23 Zit. nach: Soland, Eder, S. 51.

24 Zit. nach: Soland, Eder, S. 52.

Verwaltung notwendig wird – da die Beibehaltung derselben das Zutrauen für die Regierung selbst sehr schwächen müsste. In dieser Hinsicht muss ich von den Geschäften weg, auch wenn eine Majorität, was zwar nicht wahrscheinlich ist, mich wieder berufen wollte. – Ich habe im Laufe der Zeit oft bemerkt: *dass die Regierung in dem Bürger, dem Volk, keine feste Stütze finde*,²⁵ sondern nur in dem Bundesvertrag und ohne Stützpunkt von aussen bald ihr Ansehen aufgelöst sein werde. Dies hat sich nun gar sehr erwahrt [bewahrheitet], allein, so arg, glaubte ich nicht, dass es kommen werde –. Der Zauber der Einbildung seiner Wichtigkeit und seiner Verdienste, wie schnell verschwand derselbe: ich selbst rechnete nie auf Erkenntlichkeit, sondern sah alles als eitlen Tand an. – [...] Weitere Erfahrungen machen mich nun ganz zum *Aristokratismus*²⁶ hinneigend – da man, wie mir scheint, bei der Demokratie und [beim] ganz reinen Republikanismus zu keiner Ruhe kommt und auf einem beständig bewegten Meere umhergeworfen wird –: eine Volksregierung in einem Staat von einer Ausdehnung von einigem Belang scheint die schlimmste aller Regierungen zu sein. – Gleichheit der Güter kann nicht stattfinden, so wenig als gleiche Talente, gleiche Bildung bei den Volksklassen gefunden werden. Die Aristokratie des Vermögens gewährt Sicherheit: bei der Klasse, so kein Vermögen hat, ist auch keine Garantie für die Ordnung und Sicherheit –. Die gar grosse Freiheit ist ein Phantom, das den Bürger bezaubert, allein ihn täuscht, und wo er nie findet, was er sucht – und wo nur die Ungebundenheit allein im Wesentlichen ihre Rechnung findet.»²⁷

Es ist auffallend, wie ausführlich sich Freymuth nach einem aufregenden Sitzungstag äussert. Das Ganze wirkt – auch im Hinblick auf das erwartete Ausscheiden – wie ein politisches Vermächtnis. Man spürt Freymuths – ihm selber wahrscheinlich nicht bewusste – Tendenz, die Hinwendung zu einer aristokratischen Grundhaltung zu *rechtfertigen*. Die Argumentation ist allerdings dürftig. Wie lässt sich eine

Regierung, die im Volk «*keine feste Stütze*» findet, im Jahrhundert *nach* der Aufklärung legitimieren? – Letztlich geht es um die Frage der politischen Freiheit, über die Rousseau sinngemäss sagt, auf sie zu verzichten, heisse auf seine Menschenwürde und seine Menschenrechte zu verzichten. Wir haben bei Freymuth keine Stelle gefunden, in der er sich genauer zur Frage äussert, *weshalb* er das Thurgauer Volk für unfähig zur politischen Freiheit hielt. Dachte er, ausgehend von der Französischen Revolution und wie Dostojewskis Grossinquisitor, der Mensch sei von Natur aus aufrührerisch und bedürfe politischer Fesseln? – Wahrscheinlich glaubte er, der z. B. erlebt hatte, wie man die Pockenimpfung im Thurgau teilweise mit Brachialgewalt durchsetzen musste, das Volk sei (noch) nicht reif für eine weitergehende Ausgestaltung seiner demokratischen Rechte. Dem wäre dann allerdings entgegenzuhalten, was sein Zeitgenosse, der englische Politiker und Historiker Thomas Babington Macaulay (1800–1859) so überaus treffend gesagt hat: «Manche Politiker unserer Zeit pflegen es als einen sich von selbst verstehenden Satz hinzustellen, dass kein Volk frei sein dürfe, bis es fähig sei, sich seiner Freiheit zu bedienen. Dieser Grundsatz ist des Toren in der alten Geschichte würdig, der beschloss, nicht eher ins Wasser zu gehen, als bis er schwimmen gelernt hätte.»²⁸

12.2 Freymuth wird übergangen

Der anfangs November in Frauenfeld versammelte alte Grosse Rat beschloss ein Gesetz, das zwar weder die Forderung nach ausschliesslich direkten Volks-

25 Hervorhebung durch den Verfasser dieser Biographie.

26 Hervorhebung durch den Verfasser dieser Biographie.

27 StATG 8'602'16, 2/17: Tb, 9.11.1830.

28 Zit. nach: Eberhard Puntsch, Zitatenshandbuch. München 1965, S. 159.

wahlen noch jene nach einem speziellen Verfassungsrat erfüllte, in anderen Punkten aber doch die Petition von Weinfeldern berücksichtigte. Es sollte ein neuer Rat gewählt werden, der eine neue Verfassung auf der Grundlage von eingegangenen Volkswünschen ausarbeitete. Der führende Liberale Ludwig Snell vertrat zwar die Ansicht, neue Verfassungen müssten durch eigens dazu bestellte Verfassungsräte, denen keine legislatorische Gewalt zukam, entworfen werden. Er bejahte aber auch die Möglichkeit, die Kantonsparlamente, die zu diesem Zweck neu zu wählen waren, mit dem Verfassungsentwurf zu betreuen.²⁹ Diesen Weg wählte der Thurgau. Im neu zu wählenden Grossen Rat vereinten sich *pouvoir législatif* und *pouvoir constituant*. Weil seine konstituierende Funktion während der Zeit seines Bestehens wichtiger war als seine gesetzgeberische, nannte man ihn Verfassungsrat.

Eine zweite Volksversammlung in Weinfeldern – sie fand am 18. November 1830 statt – brachte nicht viel Neues. Bornhauser verlas seine «sieben Punkte»³⁰, die den neu gewählten Grossräten und Wahlmännern (ein Teil des Grossen Rates war nach dem Gesetz vom 9. November immer noch indirekt zu wählen) als Instruktion des Wahlvolkes mitgegeben werden sollten. Sie verpflichtete die neuen Repräsentanten, die Wünsche des Volkes einzuholen, die Revision der Verfassung mit ausschliesslich direkten Grossratswahlen möglichst rasch durchzuführen und diese einer Volksabstimmung zu unterwerfen.

Das Volk brach, wie berichtet wird, in Jubel aus. Und die Appenzeller Zeitung feierte den endgültigen Sieg der Freiheit mit den pathetischen Sätzen: «So scheint es die allwaltende Vorsehung geordnet zu haben, dass ein Volk, welches Jahrhundert lang Fesseln aus der Hand freier Völkerschaften trug, diesen das Beispiel gebe, wie das im Laufe der Zeit auf ihren Nacken gebürdete Joch zerbrochen werden müsse. Die grossen Taten der Väter stehen für diese nur noch da auf dem Papier, mit toten Buchstaben, wirkungs-

los; – und es war nötig, dass jene Taten wieder lebendig gemacht werden vor ihren Augen durch ein Volk, das zum erstenmal in jugendlicher Kraftfülle sich die Freiheit erkämpft.»³¹

Das Thurgauer Volk, das sich «zum erstenmal in jugendlicher Kraftfülle [...] die Freiheit erkämpft»! – Freyenmuth sah es nach wie vor anders. Die direkten Wahlen fanden noch im November statt, die indirekten am 15. und 16. Dezember 1830. Bei den direkten Wahlen wurden praktisch alle Personen des Kreises um Bornhauser gewählt. Er selber war als Geistlicher durch das Wahlgesetz ausgeschlossen, hatte aber die Genugtuung, dass zahlreiche Kreise seine aus sieben Punkten bestehende Wahlinstruktion für verbindlich erklärten und seine Mitarbeit bei den Revisionsverhandlungen wünschten. Das einzige Mitglied des Kleinen Rates, das in direkter Wahl in die Legislative berufen wurde, war Johann Ludwig Müller (1775–1858).

Freyenmuth kommentierte die direkten Wahlen im Tagebuch mit scharfen Worten und dem für ihn typischen Hinweis auf die befürchtete Entmachtung des Besitzbürgertums: «Die neuen Wahlen in den Grossen Rat fallen weit gemeiner aus als man erwartet –. In den meisten Kreisen werden alle bisherigen Beamten und als offen rechtlich anerkannte Männer übergangen und die Partei der Bornhauserischen Anhänger scheint entschieden zu triumphieren. So schlimm stand es im Lande niemals, weder anno 1798 noch anno 1802 noch anno 1814. Nie waren die angesehenen Männer so zurückgesetzt wie gegenwärtig: jedem rechtlichen Mann, der einiges Vermögen besitzt, muss es bang werden auf die Zukunft, für die persönliche Sicherheit.»³²

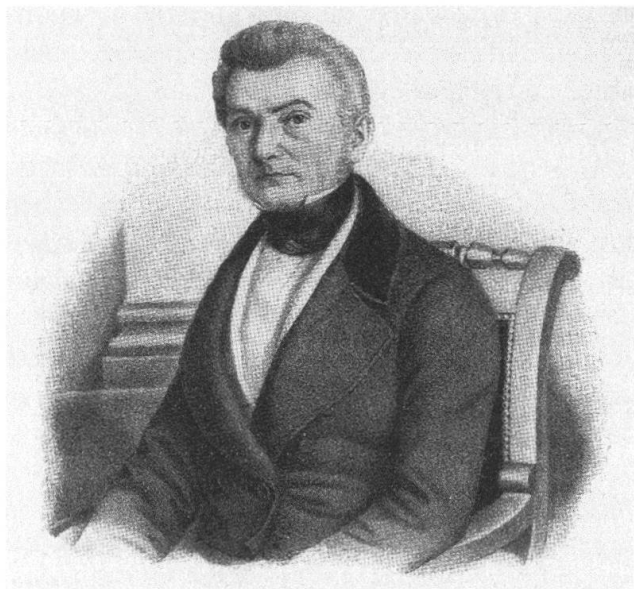
29 Soland, Eder, S. 58.

30 Vgl. Soland, Eder, S. 55–58.

31 Zit. nach: Soland, Eder, S. 57.

32 StATG 8'602'16, 2/17: Tb, 27.11.1830.

Abb. 20: Johann Heinrich Hirzel (1783–1860) sass im Kleinen Rat von 1822 bis zu seiner Abwahl 1831. Mit Freyenmuth war er freundschaftlich verbunden. Im Sommer 1825 unternahm man gemeinsam eine Reise nach Norditalien.



In den indirekten Wahlen erfolgte insofern eine gewisse Korrektur, als nun auch «Aristokraten» wie Morell, Anderwert und Rudolf Wegelin (1771–1840) den Sprung in die Legislative schafften. Wie schon andernorts erwähnt, glaubten die Regenerationsmänner auf diese erfahrenen Verwaltungsmänner nicht einfach verzichten zu können. Alle anderen Mitglieder des Kleinen Rates – unter ihnen Freyenmuth und Hirzel – blieben ausgeschlossen.

Im Unterschied zu Freyenmuth ist Johann Heinrich Hirzel im Mai 1831 auch nicht mehr in den Kleinen Rat gewählt worden, was Freyenmuth, der mit ihm auf gutem Fuss stand, sehr bedauerte. Wenn man Freyenmuth – abgesehen von seiner Hypothekenschrift – die Art und Weise des Strassenbaus verübelte, so war es bei Hirzel das Militärwesen, das er, wie die Liberalen fanden, allzu sehr aufgebläht hatte.

Hirzel war schon 1829 zum eidgenössischen Oberstkriegskommissär ernannt worden, Mitte Januar 1831 nahm er zum letzten Mal an einer Sitzung des Kleinen Rates teil. Freyenmuth schreibt: «Herr R. R. [Regierungsrat] Hirzel, mein vieljähriger Freund, und mit dem ich immer in sehr [unleserliches Wort im

Sinne von: angenehm] Verhältnis lebte, viele Geschäfte gemeinsam besorgte und überhaupt in genauer Verbindung stand – verreist heute als Kriegskommissär nach Luzern ab und hat sich in der Ratssitzung von seinen anwesenden Kollegen verabschiedet: der Gedanke, dass er seit 30 Jahren unter uns lebte und seit vielen Jahren [seit 1822] Mitglied des Kleinen Rates war; dass wir als solche uns niemals mehr begrüssen werden und der kollegialische Verband nun bald für immer aufgelöst werde, rührt uns ungemein und kostete mir Tränen –: allein das Schicksal hat es nun einmal so gewollt und da hilft kein Widerstreben: alles hat sein Ende und dass das Unsrige etwas früher erfolgt als wir zu erwarten Grund hatten, wer kann dafür?»³³

Dass dies – bei aller Resignation – versöhnlich klingt, vermag nicht darüber hinwegzutäuschen, dass Freyenmuth die neuen Verhältnisse abscheulich fand. Er formulierte immer wieder die selben, schon fast stereotypen Sätze: «Das demokratische Prinzip oder die Unordnung und der rohe Volkswille macht täglich mehr Fortschritte und es wird täglich wahrscheinlicher, dass alle alten Beamten bei den künftigen Bildungen der Behörden durchfallen werden. Ich wenigstens nehme es für meine Person für ganz gewiss an –: und wenn ich einmal mir einen neuen Geschäftskreis geschaffen habe, so werde ich viele Gründe haben zu hoffen, nicht weniger glücklich [zu] sein als ich es in diesem Wirrwarr der öffentlichen Geschäfte gewesen bin und die mir seit ein paar Jahren eigentlich so ziemlich zum Ekel geworden sind. Die Betrachtung, sich von Personen, die man unter sich hatte, verdrängt und alle Ansprüche, die man auf einige Erkenntlichkeit [hier im Sinne der Anerkennung von Leistungen] glaubte machen zu dürfen – verschwinden zusehen[ds], können zwar kaum an-

33 StatG 8'602'16, 2/18: Tb, 15.1.1831. Johann Heinrich Hirzel kam schliesslich 1834 wieder in den thurgauischen Grossen Rat und wurde 1837 Oberrichter.

ders als den Ehrgeiz etwas verletzen; allein, darüber kann ich mich wegsetzen und ich kann die Vaterland[s] liebe gegen den Egoismus vertauschen, da die hohe Idee vom Wunder der Menschheit und der vernunftmässigen Einrichtung der Gesellschaft längst schon sehr herabgestimmt worden.»³⁴

Am 10. Dezember 1830 versammelte Freyenmuth in Romanshorn die Vorsteher der Oberseegegend in Weggeldsachen. Er schlug einen Verteilungsschlüssel vor, der ohne Widerstand angenommen wurde: «Es gab nichts Unangenehmes oder dass mir jemanden [sic] einen unfreundlichen Bescheid gegeben hätte –. Freilich wurde nur viel von Schmähungen und dergleichen erzählt –: alle ordnungsliebenden vermöglichen Leute sehen nun überall ein, welchen grossen Fehler sie durch ihren Beifall an den Volksversammlungen gemacht haben und welch gefährliches Ding es um den Pöbel ist und seine Herrschaft.»³⁵

Wenige Tage später schrieb er: «Komme ich von der Regierung weg, so werde ich mich mit allem Fleiss auf die praktische Ökonomie werfen, wo ich ein weites Feld zu Untersuchung und Beobachtung finde – und überhaupt Hoffnung haben könnte, noch ein angenehmes, ruhiges Leben zu führen – wo ich doch bei der Regierung nie zu einigem Lebensgenuss ohne was die Geschäfte geben, kommen konnte –.» Dann folgt eine – ausnahmsweise – recht originelle Bemerkung: «Aristokrat ist gegenwärtig jeder, der ein Amt hat, liberal jeder, der ein Amt haben möchte.»³⁶

Nachdem er bei den indirekten Wahlen übergegangen worden war, glaubte Freyenmuth, sein politisches Schicksal sei, wie von ihm vorausgesehen, endgültig besiegelt: «Nach 27-jährigem Dienst sehe ich mich wirklich entlassen und meine politische 30-jährige Laufbahn scheint ihr Ende erreicht zu haben –. Ich bedaure den Austritt nicht, nur bitte ich den Himmel, dass er es mir vergönnen möge, die Zeit meines Lebens, so mir noch zuteil werden möchte, noch auf eine nützliche und ehrenhaft tätige Weise zu verwenden: – und dass ich vom Schicksal in dem Privatleben,

in das ich zurückkehre, begünstigt, nicht unbenutzt oder von Unkraut erstickt den Faden meines Lebens abspinnen möge.»³⁷

Der Beginn des neuen Jahres bot Freyenmuth eine weitere Gelegenheit zum Rück- und Ausblick, wobei man sich angesichts der ewigen und schon fast ermüdenden Wiederholung der selben Gedanken unwillkürlich zu fragen beginnt, ob er sich dabei etwas einreden wollte, an das er innerlich selber nicht recht glaubte, vor allem dort, wo er betont, er wisse sich sehr wohl in seine neuen Lebensumstände zu finden: «Ich beginne diesen Jahreswechsel mit ernstlichen Betrachtungen über die Vergangenheit: In den Ereignissen und Begebnissen der Zeit sollte ich in [den] letzten drei Monaten den Wechsel und die Veränderlichkeit der Volksgunst erfahren: und: geachtet, geehrt, fast überall Einfluss ausübend und manches erzwirkend, fiel ich in der Meinung des rohen Volkshaufens dergestalt, dass bei den Wahlen in den Grossen Rat gleichsam auch nicht eine Stimme [unleserliches Wort im Sinne von: meiner] gedachte, doch habe ich hie[r]bei die Beruhigung, bei dem rechtlichen, soliden Teil der Bürger des Landes in der Achtung nichts verloren zu haben: Ich bedaure zwar, dass Strassenbauwesen nicht ganz vollenden zu können, wozu noch 4–6 Jahre erforderlich gewesen wären, allein das Schicksal wollte es so: und mein Stand in der Gesellschaft ist an die allgemeinen Ereignisse gebunden, so weit ich ein Diener des Staates war. Meinen Grundsätzen, meinem immer besorgenden Gemüte können die Ereignisse wohl schmerzhaft sein, allein ich kann mich sehr wohl in die Umstände und Verhältnisse finden, die das Schicksal herbeiführt.»³⁸

34 StATG 8'602'16, 2/17: Tb, 1.12.1830.

35 StATG 8'602'16, 2/17: Tb, 10.12.1830.

36 StATG 8'602'16, 2/17: Tb, 14.12.1830.

37 StATG 8'602'16, 2/17: Tb, 18.12.1830.

38 StATG 8'602'16, 2/18: Tb, 1.1.1831.

12.3 Das «Attentat» und Freyenmuths Schlussfolgerung

Bisher war alles unspektakulär verlaufen. Das verkrustete Restaurationssystem war wie ein Gebilde auf tönernen Füßen in Scherben gebrochen. Es gab keinen nennenswerten Widerstand. Der Regenerationsbewegung fehlte ein spektakuläres Ereignis, das ihr den Nimbus des Heldenhaften verlieh. Da kam «das Attentat». Am 3. Januar 1831 verbreitete sich im Thurgau und später auch in der übrigen Schweiz die Nachricht, Hans Conrad Häberlin (1798–1850), Rechtsanwalt und Major aus Bissegg, habe versucht, Thomas Bornhauser zu erdolchen. Die Sache war verworren. Häberlin war nicht grundsätzlich gegen liberale Neuerungen, doch er wollte keinen Umsturz, sondern sanfte Reformen. Durch intensives Bibelstudium war er zur Überzeugung gelangt, die Obrigkeit sei von Gott eingesetzt und Aufruhr des Teufels. Er begann sich zu fragen, ob Bornhauser das Volk für eigennützige Zwecke missbrauche. «Trauet nicht jedem Schwätzer», sagte er an der Versammlung zur Grossratwahl in Bussnang. «Vergesst nicht das Sprichwort: dass die leeren Fässer am stärksten tönen und die blinden Pferde die Köpfe am höchsten tragen.»³⁹

Nächtelang schloss sich der exaltierte Sonderling im Winter 1830 in einer eiskalten Dachstube ein, um über Bornhauser und dessen Absichten nachzudenken. Bornhauser: Volksverführer oder Volksefreund?

Häberlin kam nicht ins Reine. Er fasste den Plan, den Pfarrer auf die Probe zu stellen. Am 4. und 5. Januar 1831 sollten in Frauenfeld aus der Mitte des Grossen Rates fünfzehn Mitglieder der Verfassungskommission gewählt werden. Schon im Vorfeld ging das Gerücht um, die Volksmassen, die zu erwarten waren, könnten sich zu Ausschreitungen hinreissen lassen. Häberlin dachte, wenn es ihm gelänge, Bornhauser zu überreden, ebenfalls nach Frauenfeld zu gehen und mässigend auf das Volk einzuwirken,

könnte man ihm trauen, andernfalls wäre er als teuflischer Demagoge entlarvt.

Am 2. Januar reiste Häberlin im Schlitten nach Matzingen, wo Bornhauser als Pfarrer wirkte. Am späten Abend stand er im Pfarrhaus und beschwor Bornhauser, die Volksmassen am folgenden Tag zu beruhigen. Bornhauser, der keine Tumulte befürchtete, antwortete ausweichend. Häberlin verliess ihn, ohne sein Ziel erreicht zu haben. In einem nahegelegenen Gasthaus bezog er ein Zimmer. Dem Untersuchungsrichter schilderte er später, wie er nach kurzem, unruhigem Schlaf – er hatte vor dem Einschlafen gegen seine Gewohnheit ein Glas Kirsch getrunken – «auf's Neue» begann, über die «Reinheit» von Bornhausers Absichten zu grübeln. Er habe sich dabei so erregt, «dass ich mich beinahe entschlossen hätte, ihm [Bornhauser] meinen Dolch, den ich über diese gefährliche Zeit oft bei mir trug, an die Brust zu setzen, um ihn durch diese *Drohung*⁴⁰ zu zwingen, dass er mir bei seinem Eid verspreche, nach Frauenfeld gehen zu wollen – weil ich nun mal grosses Unglück ahndete, wenn er nicht komme. Kaum hatte ich diesen schrecklichen Gedanken gefasst, als mich ein tiefer Schauer ergriff, und mein Innerstes erschütterte. Ich erkannte dieses sogleich als einen gütigen Wink der Vorsehung und wurde zu Tränen gerührt, dass sie mich noch zur rechten Zeit von einer solchen Tat abschreckte.»⁴¹

Mit andern Worten: Häberlin erwog für kurze Zeit, Bornhauser mit dem Dolch zu *drohen* – mehr nicht. Nachdem er «diesen schrecklichen Gedanken» verworfen hatte, kam ihm ein neuer, harmloserer Einfall: Wenn er Bornhauser zu so später Stunde reumütig beichtete, was in ihm soeben vorgegangen war, liesse sich der dadurch gerührte Pfarrer vielleicht doch noch zur Reise nach Frauenfeld bewegen.

39 Zit. nach: Soland, Häberlin, S. 12.

40 Hervorhebung durch den Verfasser dieser Biographie.

41 Zit. nach: Soland, Häberlin, S. 13.

Häberlin gab zu Protokoll: «Dass ich nie die Absicht hatte, den Herrn Pfarrer Bornhauser wirklich zu ermorden, dürfte ich eidlich erhärten. Dass ich aber durch die angezeigten Drohungen ihn zur Erfüllung einer Bitte zwingen wollte, welche er auf wiederholte gütliche Vorstellung beharrlich abgeschlagen hatte, muss ich frei gestehen.»⁴²

Die Szene, die sich im Morgengrauen im Matzinger Pfarrhaus zwischen dem aufgewühlten Häberlin und dem bedrängten Pfarrer abspielte, war in ihrer Dramatik geradezu bühnenreif.⁴³

Häberlin erreichte sein ersehntes Ziel, Bornhauser versprach ihm, in Frauenfeld zum Rechten zu sehen. Wahrscheinlich bestimmte ihn dabei weniger der «gütige Wink der Vorsehung» als die Aussicht, den sonderbaren Schwärmer auf diese Weise endlich loszuwerden.

Häberlin kehrte, Bornhausers Rat folgend und in der Überzeugung, etwas Gutes bewirkt zu haben, nach Bissegg zurück. Sein quälender Argwohn gegenüber dem Regenerationsführer war verflogen. Vor den Untersuchungsbehörden hat Häberlin später ausgesagt, Bornhauser und er hätten vereinbart, über das Vorgefallene Stillschweigen zu bewahren. Wie die Geschichte in unterschiedlichen Varianten dann schliesslich doch unter das Volk kam, lässt sich nicht genau sagen. Immerhin steht fest, dass sie in erster Linie den Liberalen nützte. Sie gab der liberalen Bewegung Auftrieb. Freyenmuths aufsehenerregende, aber abstrakte Hypothekenschrift war schon beinahe vergessen; Häberlin löste Freyenmuth als Feindbild ab.

Tatsache ist, dass sich zunächst die Nachricht verbreitete, Bornhauser sei ermordet worden. Später wurde daraus ein Mordversuch und Häberlin zum Anführer eines aristokratischen Komplotts. Am 7. Januar konnte man im Schweizerischen Republikaner lesen: «Blutig rot scheint die Sonne der Freiheit über der Thur aufgehen zu wollen. Ein verruchter Mordplan, im schwarzen Busen des Aristokratismus ausge-

brütet, sollte das Leben unseres teuren Bornhausers enden.» Der Held habe an jenem Morgen mit der Kraft seines Wortes die Hand des Mörders gelähmt, «die bereits im Begriffe war, den Edlen niederzudolchen».⁴⁴

Der angebliche Attentäter Häberlin wurde in Bissegg von aufgebrachten Anhängern Bornhausers bedroht. Schlimmeres konnte von der Polizei, die ihn in Gewahrsam nahm, verhindert werden.

Der «verruchte Mordplan» Häberlins sollte der Öffentlichkeit zeigen, wie gefährlich die aristokratische Gegnerschaft war. Soweit wir sehen, hat Bornhauser dieses «Spiel» durchaus mitgespielt. Als man ihn zum Ehrenmitglied des Grossen Rates ernannte – als Pfarrer hatte man ihn nicht wählen können –, sagte er: «Ich nehme die Einladung in diese hohe Versammlung an. Zwar hat man mich, wenn ich solches tun würde, zum voraus vielfach verdächtigt; ja es hat politische und religiöse Schwärmerei bereits den Dolch für meine Brust geschliffen.»⁴⁵

Für Hans Conrad Häberlin endete die juristische Seite nach einigen Wochen Untersuchungshaft mit der Einstellung des Verfahrens. Man konnte ihm keine strafbare Handlung nachweisen. Das merkwürdige Verhalten gegenüber Bornhauser wurde in einem medizinischen Gutachten – wahrscheinlich zutreffend – als Folge eines überreizten Geisteszustandes dargestellt.

Johann Conrad Freyenmuth gibt die Häberlin-Bornhauser-Geschichte in seinem Tagebuch sachlich korrekt wieder. Man spürt zwar, dass Häberlin seine Sympathie genießt, doch gesteht er Bornhauser das

42 Zit. nach: Soland, Häberlin, S. 14.

43 Sie wurde 1991 in Weinfelden im Festspiel «Bornhauser oder Hinter dem Horizont ist die Welt nicht zu Ende» (Drehbuch Hans Peter Gansner, Regie Jean Grädel) dargestellt.

44 Zit. nach: Soland, Häberlin, S. 14.

45 Zit. nach: Soland, Häberlin, S. 15.

Verdienst zu, die Volksmassen, die auf die Gerüchte hin nach Frauenfeld strömten, «um Rache zu fordern», durch Zureden beruhigt zu haben.⁴⁶

Wie Freyenmuth nach der Veröffentlichung seiner Hypothekenschrift, galt Häberlin fortan als Repräsentant des finstersten Aristokratengeistes, «denn das, was geschehen [ist] und hätte geschehen können, wenn nicht Gottes Hand selbst den Stahl vom schuldlosen Busen gewandt, ist einzig euer [der Aristokraten] Werk, ist die giftige Frucht eures satanischen Geistes»,⁴⁷ hiess es im Schweizerischen Republikaner.

Als der Untersuchungsbericht über die Causa Häberlin vorlag, schrieb Freyenmuth ins Tagebuch: «Extra Sitzung [des Kleinen Rates] zur Verlesung der Akten über den Fall des Herrn Häberlin von Bissegg –. Welches ist das Resultat alles dessen? Man lernt einen Advokat[en] kennen, der durch eine fixe Idee verleitet, einen sehr dummen Streich macht und einen Pfarrer als Revolutionär –. Politische Umwälzung[en] verursachen oder sind mit solchen Aufreizung[en] in einer Menge Köpfe begleitet und mit leidenschaftlichen Äusserungen, dass ihren Handlung[en] das Prinzip der leitenden Vernunft mehr oder weniger fehlt, und dergleichen Subjekte das Vernunftwidrige ihrer Handlungen später selbst einsehen.»⁴⁸

Die «Attentatsgeschichte» war für Freyenmuth ein weiteres Beispiel dafür, dass politische Umwälzungen – um eine solche handelte es sich bei der Regeneration – Leidenschaften entfesseln. Leidenschaftliche und aufrührerische Aktivitäten waren für ihn, der seinem Wesen nach ausgesprochen nüchtern und sachlich war, ein Gräuel. Aus diesem Grund war er gegen Revolutionen.

Häberlins Beispiel zeigte Freyenmuth, wie verhängnisvoll es sich auswirken konnte, wenn ruchbar wurde, dass man Bornhauser und seine Ideen in Frage stellte. Fortan beschränkte er sich darauf, seine abgrundtiefe Abneigung gegen die Umwälzung von

1830/31 dem Tagebuch anzuvertrauen. Er hütete sich, seinen Unwillen öffentlich zu artikulieren, ja er war sogar bereit, wie wir im Zusammenhang mit seiner Wiederwahl sehen werden, seinen guten Willen, sich in den Dienst der neuen Sache zu stellen, zu beteuern. Wie vorsichtig, ja ängstlich Freyenmuth wurde, zeigt sich in einem merkwürdigen Tagebucheintrag aus dem Jahr 1832, in dem auch bereits die Macht der von der Zensur befreiten Presse aufscheint: «Ein gewisser N. [sic!], der als ein feiler [hier im Sinn von: käuflicher] Mann bekannt ist, der mit seiner geläufigen Feder jedem zu Diensten steht, verleumderische Aufsätze zu[r] Einrückung in öffentliche Blätter und namentlich für den Wächter [radikal-liberale Zeitung] abzufassen – sprach mich letzthin um f. 50 und am Ende, bei gemachten Schwierigkeiten [als ich nicht ohne weiteres darauf einging] um 6 R.R. [?] Thaler an. Ich gab ihm dieselben, *um sich diesen Menschen nicht zum Feind zu machen.*»⁴⁹

12.4 Über Verfassungskommission, Verfassungsrat und Verfassung

Der neue Grosse Rat war, wenn nicht de jure, so doch de facto in der Hauptsache ein Verfassungsrat, der nach der Ausarbeitung der Verfassung durch Neuwahlen nach neuem Recht ersetzt werden sollte. Noch in seiner Dezembersitzung fasste er den Beschluss, die Ausarbeitung des Verfassungsentwurfs einer Kommission von fünfzehn Grossräten zu übertragen. Dabei wurde auf das bewährte Prinzip der Parität geachtet. Als erster Katholik wurde Joachim Leonz Eder gewählt. Bornhauser wurde zum Ehren-

46 StATG 8'602'16, 2/18: Tb, 06.01.1831.

47 Zit. nach: Soland, Häberlin, S. 15.

48 StATG 8'602'16, 2/18: Tb, 07.02.1831.

49 StATG 8'602'17, 2/19: Tb, 29.12.1832. Hervorhebung durch den Verfasser dieser Biographie.

mitglied der Verfassungskommission berufen. Unter den prominenteren Mitgliedern sind ferner Stadtmann Johann Rudolf Wegelin von Diessenhofen, Staatsschreiber Johann Peter Mörikofer, Dr. med. Johannes Keller aus Weinfelden und Obergerichtspräsident Johann Jakob Wüest zu nennen.⁵⁰

Freyenmuth schreibt über diese Wahlen: «In die Verfassungskommission wurde, wie zu erwarten war, kein Mitglied der Regierung ernannt: ausgenommen 2 bis 3 Mitglieder, die mit einiger Kenntnis in dem Fach versehen sind [Eder, Wüest und Mörikofer]: die meisten anderen Wahlen unter aller Kritik –: es ist interessant, die eingehenden Wünsche von den Gemeinden in Betreff der Verfassung zu lesen –: viele sind gleich modelliert und kommen aus der gleichen Quelle: fast in allen geht die Ansicht hervor, die Abgaben alle auf das Vermögen zu legen –: was eigentlich für manchen die Hauptsache ist, denn sonst sei die Regierung wie man wolle, so kann man sich von allen weiteren Konflikten mit den Behörden hüten –: sonderheitlich, wenn keiner schuldig ist, eine Beamtung anzunehmen –. Die Hauptpersonen der Verfassungskommission sind der Advokat Eder und der Pfarrer Bornhauser. Wer hätte es je geglaubt: dass ein Prokurator und ein Pfarrer uns leiten und uns eine Verfassung geben würde[n].»⁵¹

Wenn man das Protokoll der fünfzehnköpfigen Verfassungskommission studiert, kann man die kritischen Äusserungen über einzelne Köpfe – «unter aller Kritik» – einigermassen verstehen. An der Spitze stand das Triumvirat Bornhauser, Eder und Keller, von denen wiederum der gewandte Jurist Eder den grössten Einfluss ausübte. Eine zweite Reihe bildeten Mörikofer und Wüest, während die übrigen in der Tat wenig Profil und Sachkenntnis zeigten und mehr Statisten waren.

Freyenmuths Analyse der Bittschriften, die von Gemeinden, Korporationen, Berufsverbänden und Einzelnen stammten, ist hingegen weniger nachvollziehbar. Insgesamt gingen 117 Petitionen ein, die

gegen 3000 einzelne Wünsche enthielten.⁵² Zwar stimmt es, dass viele Zuschriften an die Verfassungskommission einen ähnlichen, teilweise sogar identischen Duktus und Inhalt hatten. Dennoch war diese Bittschriftensammlung – anders als im Kanton Bern – nicht organisiert. Die Übereinstimmung ergab sich aus der Tatsache, dass manche Gemeinden die Eingaben von Nachbargemeinden übernahmen. Auch dienten die liberalen Hauptgrundsätze, die Joachim Leonz Eder in seinen «Bemerkungen» publiziert hatte, als Vorlage. Die einen verwendeten sie als Formulierungsstütze, andere hielten sich wörtlich daran.

Es sind Wünsche, die sich einerseits auf die Verfassung, andererseits auf die Gesetzgebung beziehen, wobei den Petenten die Grenzziehung begrifflicherweise nicht immer klar war. So schrieb beispielsweise die Vereinigung der Nagelschmiede: «Ob aber nun dasjenige, was wir [...] wünschen, in die Verfassung gehört, können wir nicht bestimmen; doch aber gehören unsere Wünsche gewiss zu der Beratung der zunächst auf die Verfassungsarbeit folgenden Revision» der Gesetze.⁵³

Was die Verfassung betrifft, so lag der Schwerpunkt eindeutig auf den liberalen Prinzipien. In erster Linie werden die Garantie der Volkssouveränität, die Verantwortlichkeit der Beamten, kurze Amtsdauern, die Festsetzung der Beamtenlöhne nach dem Verhältnis der Geschäfte, die Abschaffung der Titulaturen, die Rechtsgleichheit, die Freiheit der Meinungsäusserung in Wort und Schrift, das Petitionsrecht, der Schutz des Privateigentums, die Freiheit des Grundeigentums von Feudallasten und vor allem die Handels- und Gewerbefreiheit sowie die gerechte Verteilung der Abgaben verlangt.

50 Vollständige personelle Zusammensetzung in: Soland, Eder, S. 66–67.

51 StATG 8'602'16, 2/18: Tb, 6.1.1831.

52 Soland, Eder, S. 69–92.

53 Zit. nach: Soland, Eder, S. 87.

Die Forderungen nach der Garantie des Privateigentums sind mehrheitlich von Bemerkungen über Enteignungen begleitet. Der Staat soll Eigentümer nur noch «gegen gerechte Entschädigung»⁵⁴ enteignen. Dies richtete sich vornehmlich gegen die Strassenbaupraxis Freyenmuths, der, um Strassen zu bauen, den Bauern ohne «gerechte Entschädigung» Land weggenommen hatte. Der Bezirk Diessenhofen verlangte ausdrücklich «Satzungen, durch die der Willkür im Strassenbau Einhalt getan wird».⁵⁵ Solche Äusserungen und überhaupt alles, was auf materielle Erleichterungen zielte, waren in Freyenmuths Augen ungerechtfertigt und stellten für ihn, soweit sie sein eigenes Wirken glossierten, eine persönliche Kränkung dar. Unter der geforderten Vereinfachung des Staatshaushaltes verstanden die Bittsteller in der Regel die Verminderung der Auflagen und deren gerechtere Verteilung, «damit nicht alle Lasten auf dem Mittelmann haften».⁵⁶

Im Unterschied zum Kanton Zürich, wo die durch die Webmaschinen in ihrer Existenz bedrohten Handwerker aus der Unterschicht materielle Interessen geltend machten, ist es im Thurgau der Mittelstand, der interessengebundene Wünsche formuliert. Jene thurgauischen Kleinbauern, die – verschuldet – um ihre Existenz rangen, treten nicht auf eine besondere, sie kennzeichnende Art in Erscheinung. Man kann sich auch nicht vorstellen, dass sie an den Gemeindeversammlungen, in denen die Bittschriften entworfen wurden, gegenüber der reicheren Honoratiorenschicht eine bedeutende Rolle spielten. Die dörfliche Sozialstruktur lässt viel eher den Schluss zu, dass die Angehörigen der Unterschicht – soweit sie überhaupt anwesend waren – die Anliegen der Mittel- und Oberschicht in der Hoffnung unterstützten, auch ihre Lage werde sich dadurch verbessern. Diese Instrumentalisierung hat Freyenmuth, der immer wieder von der Herrschaft des Pöbels spricht, nicht durchschaut.

Über die Mittel und Wege zur Entlastung der mittleren Schichten herrscht in den Volkswünschen

weitgehende Einigkeit: Die indirekten Abgaben – besonders die Salzsteuer und die Handänderungsgebühren – sollen verringert, das Schwergewicht vermehrt auf die direkten Steuern gelegt werden. Im Einzelnen fällt dem ausdrücklich erklärten Sparwillen unter anderem auch das Polizeikorps zum Opfer.

Hier wird deutlich, dass das in der Restauration ausgeprägte Sicherheitsdenken, von dem sich auch Freyenmuth leiten liess, nicht unbedingt geteilt wurde. So wird unter anderem die Aufhebung der Hauptmannsstelle gefordert. Das Kommando soll auf die Oberamtmänner übertragen und der Mannschaftsbestand von einunddreissig auf sechzehn bis achtundzwanzig Mann verringert werden.⁵⁷

Auch beim Militär sollte nach den Bittschriften einiges geändert werden. Es sei, heisst es beispielsweise, vermehrt auf die «Abschaffung alles unnützen, den Verteidigern der Freiheit so übel anstehenden Tands und Prachtaufwands in Epauletten, Quasten, Tschakos usw. für die Zukunft in allem Ernst Bedacht»⁵⁸ zu nehmen. Geradezu modern muten einige Wünsche an, in denen die Schreiber zu einer allgemeinen Kritik an den Offizieren ansetzen und um eine «menschenfreundlichere Behandlung der Soldaten»⁵⁹ bitten. So bemerkt die Ortsgemeinde Sulgen: «Wir sind der Meinung, der Thurgauer sei nur dann ein guter Verteidiger des Vaterlandes zur Stunde der Gefahr, nur dann bringe er gern ein Opfer für dasselbe – und wenn es das seines eigenen Lebens wäre – wenn man ihm seine Pflichterfüllung so leicht als möglich macht.»⁶⁰

Gerade solche Beispiele illustrieren die in manchen Bittschriften durchaus vorhandene, von Freyen-

54 Zit. nach: Soland, Eder, S. 77.

55 Zit. nach: Soland, Eder, S. 77.

56 Zit. nach: Soland, Eder, S. 88.

57 Soland, Eder, S. 90.

58 Zit. nach: Soland, Eder, S. 90.

59 Zit. nach: Soland, Eder, S. 90.

60 Zit. nach: Soland, Eder, S. 90.

muth bezweifelte Originalität. Nicht uninteressant sind übrigens auch jene Wünsche, die damals kaum beachtet wurden, weil sie schon fast utopisch waren. So forderte beispielsweise J. J. Gänzli aus Wellhausen das Stimm- und Wahlrecht für Achtzehnjährige.⁶¹

Ebenfalls bemerkenswert sind die auf Eder zurückgehenden Forderungen der Gemeinden Felben und Hüttlingen [Eder wohnte auf dem Wellenberg] sowie Fischingens [Eders Bürgerort] nach einem neuen, kräftigen Bundesstaat, «damit wir Schweizer wieder einmal eines gemeinsamen Vaterlandes uns freuen können, in dem der Genfer den Thurgauer und der Tessiner den Basler: kurz, alle Schweizer in Wahrheit und Liebe sich als Brüder zu umarmen be-rechtigt sind».⁶² – Bornhauser teilte Eders auf eine gesamtschweizerische Erneuerung zielende Vorstellung.

Zwar hielt Freyenmuth die Vereinheitlichung von Münzen, Massen und Gewichten für sinnvoll, darüber hinaus wollte er offenbar nicht gehen. Nach Eders Meinung sollte der erneuerte Kanton auch bei der Schaffung eines liberalen Bundesstaates eine Vorreiterrolle spielen. Tatsächlich wirkte der Thurgau mit entsprechenden Tagsatzungsinstruktionen auf die eidgenössische Umgestaltung hin, die in den dreissiger Jahren aber nicht zustande kam und erst 1848, mit der Gründung der modernen Schweiz, verwirklicht werden konnte. Es ist viel zu wenig bekannt, dass der im Juli 1832 von der Tagsatzung gefasste Beschluss zur Revision des Bundesvertrages von 1815 auf Antrag des Thurgaus erfolgte. Spiritus rector war Joachim Leonz Eder, der seinerzeit als politischer Flüchtling aus dem Patrizierkanton Solothurn in den Thurgau gekommen und der wohl ehrgeizigste, schillerndste, aber auch brillianteste Politiker ist, den der Thurgauer Katholizismus bis heute hatte.

Der «Verfassungsrat», dem die weitere Beratung des Entwurfs der Verfassungskommission oblag, tagte erstmals am 21. März 1831 und kam in der Folge noch siebzehnmal zusammen. Am 14. April 1831 nahm er den bereinigten Entwurf als Ganzes einstimmig an und löste sich auf.

Die Verhandlungen des Verfassungsrates waren weit weniger spektakulär als jene der Verfassungskommission. Man kann zusammenfassend sagen, der vorgelegte Entwurf sei in den wesentlichsten Teilen unverändert übernommen worden, so dass die Appenzeller Zeitung frohlocken konnte: «Die Hauptsache ist gerettet.»⁶³

Dass Freyenmuth die Sache im Tagebuch ganz anders darstellt, erstaunt nach allem Bisherigen nicht. Er notierte: «Der Grosse Rat war die ganze Woche versammelt und diskutierte die ersten 46 Paragraphen der Verfassung. Die revolutionäre Partei hat die Majora und setzt alles durch, was in ihren Kram dient [sic] –: ich selbst nehme keinen Anteil über das, was hierüber vorgeht, da ich überhaupt wenig Interesse für Sachen habe, wo ich nichts machen kann und keinen Einfluss habe.»⁶⁴

Noch negativer ist ein Eintrag vom 11. April 1831: «Letzte Woche wurde mit Beratung der Verfassung bei dem Grossen Rat fortgefahren: und von der Majorität alles, so widersinnig es auch sein mochte, durchgesetzt –. Um dem Volk zu gefallen und der grossen Masse dadurch die Annahme der Verfassung zu empfehlen ist das Finanzsystem durch die Herabsetzung des Salzpreises um 1 Kreuzer per Pfund und der Handänderung auf 50 Kreuzer per fl. 100 in seinen Grundfesten erschüttert und gleichsam zerstört worden.»⁶⁵

61 Soland, Eder, S. 80.

62 Zit. nach: Soland, Eder, S. 71.

63 Zit. nach: Soland, Eder, S. 194.

64 StATG 8'602'16, 2/18: Tb, 26.3.1831.

65 StATG 8'602'16, 2/18: Tb, 11.4.1831.

*

Tatsächlich hat der Verfassungsrat, der ja funktionell zugleich Kantonsparlament war, den Salzpreis und die Handänderungsgebühren kurz vor der entscheidenden Volksabstimmung gesenkt und gleichzeitig auch die verhasste Militärsteuer für Dienstpflichtige aufgehoben. Das war natürlich eine taktisch geschickte Massnahme.

Das Volk nahm die neue Verfassung am 26. April 1831 bei einer nicht sehr hohen Stimmbeteiligung von 55 % mit 10 044 gegen 432 Stimmen an. – Der Thurgau erhielt seine erste liberale Verfassung, die erste auch, die sich das Volk selber gab, und bei der keine Einflüsse von aussen mitspielten. Auffallend sind die geringe Zahl der Neinstimmen und die eher tiefe Stimmbeteiligung.

Freyenmuth kommentierte seine Stimmbastrenz im Tagebuch mit den Worten: «Obgleich ich vom hiesigen Gemeinderat auch zur Kreisversammlung eingeladen worden: so bin ich doch nicht willens, mich einzufinden, sondern mich in die Klasse der Absenten reihen zu lassen: ich begehre keinen Einfluss und lasse die Sache gehen: etwas empfindlich darf ich doch wohl sein über die Ereignisse der Zeit und was auch mir persönlich begegnet ist.»⁶⁶

Johann Conrad Freyenmuths Abneigung richtete sich gegen den Inhalt der neuen Verfassung *und* ihre Entstehungsgeschichte, in der man ihn zum Feindbild gemacht hatte. Sie fusste in der Überzeugung, dass revolutionäre Umwälzungen niedere auführerische Triebe entfesseln. Was man ihm zutrug oder was er selber sah, bestätigte ihn in seiner Auffassung. So lesen wir unter dem 1. Februar 1831: «Das Ansehen der Autoritäten fällt immer mehr: der Ammann Wepf von Müllheim klagt[e] gestern auch über Gesetzlosigkeit und dass die niedere Klasse niemand mehr als Autorität anerkennen wolle und mehrere, die in Rechtstrieb genommen werden, mit Äxten drohen, wenn man sie durch Schatzung zur Bezahlung treiben wollte –: ich bemerkte ihm, das sei die unausweichliche Folge der Auflösung der gesetzli-

chen, zur Erhaltung der Ordnung unbedingt erforderlichen Bedingnisse.»⁶⁷

In seiner Missstimmung hat Freyenmuth solchen Nachrichten eine viel zu starke Bedeutung gegeben. Die Regenerationsbewegung ist das Beispiel einer durchaus friedlichen Revolution; ohne jene «Attentatsgeschichte» wäre sie völlig unspektakulär verlaufen.

Welche Bestimmungen der neuen Verfassung, die er als Ganzes für «widersinnig» hielt, störten Freyenmuth am meisten? – Er präzisiert dies im Tagebuch. Zu nennen sind:

1. Die Erweiterung der Volksrechte. Sie bestand im Verfassungsreferendum und im Recht, alle Grossräte direkt und die Bezirks- und Kreisbehörden indirekt zu wählen. Auch Lehrer und Pfarrer konnten künftig vom Volk gewählt werden. Die Volkssouveränität wurde mit dem Repräsentativprinzip verbunden, was ihr letztlich durchaus beabsichtigte Schranken setzte, viel stärker als zum Beispiel im Kanton St. Gallen, wo die Demokratisierung insofern weiter ging, als sie dem Volk ein Mitspracherecht in der Gesetzgebung einräumte und zum fakultativen Volksveto führte. Der Rechtshistoriker Eduard His sieht in der im Thurgau gewählten «Festlegung der regenerierten Demokratie auf das Repräsentativsystem» einen «Beweis der Mässigung und Selbstbeherrschung» des Liberalismus: «Die Autorität Montesquieus, der die englische Verfassung als Muster gepriesen hatte, kam dabei in Einklang mit der von Constant verkündeten französischen Theorie von der repräsentativ ausgestalteten Verfassung.»⁶⁸ – Freyenmuth stellt dagegen fest, da durch die Verfassung «gleichsam alle Wahlen in

66 StATG 8'602'16, 2/18: Tb, 23.4.1831.

67 StATG 8'602'16, 2/18: Tb, 1.2.1831.

68 Zit. nach: Soland, Eder, S. 134.

die Hand des Volkes gelegt werden», halte er sie «für sehr schlecht und mit meinen Ansichten über die Einrichtung der Gesellschaft nicht übereinstimmend: der Hauptfehler ist der jegliche Mangel eines Wahlzensus [...]».⁶⁹

2. Die Gewaltentrennung, die in der Restaurationsverfassung nur rudimentär vorhanden gewesen war. Schon in den einleitenden allgemeinen Grundsätzen stellte die Regenerationsverfassung in Übereinstimmung mit der Deklaration der Menschenrechte von 1789 fest: «Die Staatsgewalten, die gesetzgebende, richterliche und vollziehende dürfen nie vereinigt, besonders soll die gesetzgebende von der vollziehenden und diese von der richterlichen streng gesondert und die Grenze dieser Gewalten durch das Gesetz sorgfältig geschieden werden.»⁷⁰ – Dies war der Grundsatz, der vor allem die Trennlinie zwischen der Exekutiven und der Legislativen betont, die personelle Verflechtung von Legislative und Judikative aber nicht konsequent verhindert. So ist es Richtern weiterhin erlaubt, im Grossen Rat Einsitz zu nehmen, damit die Richter – wie es in der übrigens von Kern, Freyenmuths künftigen Schwiegersohn, redigierten Bittschrift aus Berlingen heisst – als Gremium «gebildeter und erfahrener Männer aus dem Grossen Rat»⁷¹ nicht ausgeschlossen werden. Für Freyenmuth ist die Gewaltentrennung ein weiterer Hauptpunkt seiner Kritik. Sie war seiner Meinung nach in einem «so kleinen Land, das wenig gebildete Bürger zählt»⁷² nicht praktikabel.
3. Im Zusammenhang mit dem neu akzentuierten Grundsatz der Gewaltentrennung kritisiert Freyenmuth «die Stellung der Regierung, die sie [die Verfassung] ohne Einfluss auf die Gesetzgebung lässt». – Letzteres ist insofern nicht ganz korrekt, als der Kleine Rat nach der neuen Verfas-

sung mit dem Grossen Rat die Gesetzesinitiative teilt. Richtig ist freilich, dass der Kleine Rat die dominierende Stellung, die ihm das Restaurationssystem eingeräumt hatte, nun verlor. So gestattete die neue Verfassung der Regierung lediglich, «auf das Gutfinden und die Einladung des Grossen Rates hin den Verhandlungen desselben samthaft oder durch Ausschüsse beizuwohnen und an solchen beratungsweise, ohne Stimmrecht, teilzunehmen».⁷³ Joachim Leonz Eder, der an Eloquenz alle – selbst den überaus gewandten Anderwert – übertraf, sagte im Verfassungsrat wörtlich: «Der frühere Kleine Rat war vom Grossen Rat unabhängig, der künftige wird vom Grossen Rat abhängig sein; denn er ist in die Stelle heruntergebracht worden, die ihm gebührt. Allerdings: wer gewohnt ist zu herrschen, zu sehen, wie alles nach Wunsch geht, steigt nicht gern herunter [...]. Usurpationen, Anmassungen gehen nicht von den Völkern aus, sondern kommen von oben.»⁷⁴ Die Unterordnung der Exekutive unter die Legislative war tatsächlich eine Reaktion auf die Restauration, in der die Regierung den Grossen Rat weitgehend beherrscht hatte. Der in Schaffhausen erscheinende Allgemeine Schweizerische Korrespondent, der sich als Gegenspieler der Appenzeller Zeitung verstand, sprach von einer «Verfassung ohne Regierung».⁷⁵ Die Liberalgesinnten hörten dies nicht ungerne und entgegneten: «Allerdings liegt etwas Wahres im Tadel, dass unsere Verfassung die Regierung lähme; allein dies war der Zweck unserer Revolution und ist der Zweck jeder Revolution, dass die

69 StATG 8'602'16, 2/18: Tb, 23.3.1831.

70 Zit. nach: Soland, Eder, S. 232.

71 Zit. nach: Soland, Eder, S. 122.

72 StATG 8'602'16, 2/18: Tb, 23.4.1831.

73 Zit. nach: Soland, Eder, S. 140.

74 Zit. nach: Soland, Eder, S. 153.

75 Zit. nach: Soland, Eder, S. 198.

Rechte des Volkes erweitert und die Gewalt der Regierung eingeschränkt werde.»⁷⁶ Freyenmuth hielt diese Entwicklung für katastrophal, weil sie keine «Herrschaft der Besten» mehr zulies. Später fand er dann – schon fast zynisch –, angesichts der fragwürdigen liberalen Köpfe in der Regierung sei es vielleicht gar nicht so schlecht, dass der Kleine Rat praktisch nichts mehr zu sagen habe.

4. Der allgemeine Grundsatz über das Steuerwesen: «Die Steuern zu den allgemeinen Bedürfnissen können nur unter Einwilligung der Stellvertreter des Volkes bestimmt und ausgeschrieben werden. Alle Bürger und Einwohner tragen zu denselben nach Verhältnis ihres Vermögens und Einkommens bei. Betrügerische Besteuerung zu verhüten ist dem Gesetze vorbehalten.»⁷⁷ Johann Conrad Freyenmuth glaubte, eine konsequentere Besteuerung des Vermögens führe zur Abwanderung der Reichen – eine Überlegung, die wir aus aktuellen Steuerdebatten kennen, die aber damals relativ neu war. Auch in der Verminderung der indirekten Abgaben – Salzpreis und Handänderungsgebühren – sah Freyenmuth den Ruin des Kantons, den «gänzlichen Verfall der Finanzen, die sich wohl nie mehr oder wenigstens nicht so bald wieder herstellen lassen werden».⁷⁸

In Freyenmuths Kritik spiegelt sich die überwundene Restauration. Sie geht von der wohlmeinenden Bevormundung des Volkes im Stil des Ancien Régime aus. Deshalb stimmt sie auch mit den kritischen Kommentaren konservativer Zeitungen überein. So schreibt der Allgemeine Schweizerische Korrespondent, das neue thurgauische Grundgesetz sei das «Zerrbild der bisherigen Verfassung».⁷⁹

Unseres Erachtens ist die verhältnismässig umfangreiche, in kurzer Zeit entstandene und etwas unsystematische Regenerationsverfassung ein epo-

chales Werk, das man, wie von Eduard His festgestellt, als durchaus massvoll bezeichnen kann. Im Wesentlichen handelt es sich um eine verspätete Adaption dessen, was schon in der Französischen Revolution, also eine Generation früher, als Masstab für die Zukunft formuliert worden war. Die an die Spitze gestellten Menschen- und Bürgerrechte sind das ideelle Kleinod dieser Verfassung, die Ausgestaltung der demokratischen Rechte ein in die Zukunft weisendes Vermächtnis. Dass die Verfassungsväter die eingereichten Volkswünsche weitgehend berücksichtigten, stellt ihnen – im Gegensatz zu Freyenmuths reaktionärer Kritik – ein ausgesprochen gutes Zeugnis aus. Man kann mit Fug und Recht sagen, die 1814 unberücksichtigt gebliebenen Volkswünsche seien jetzt, eine halbe Generation später, doch noch erfüllt worden.

Freyenmuth, Anderwert, Morell und Hirzel verkörperten die Defizite der Restauration: Eine mangelnde Wahrnehmungsfähigkeit für die Befindlichkeit des Volkes und dessen wachsende Unzufriedenheit sowie die beharrende Macht der Gewohnheit, verbunden mit dem naiven Glauben, das Volk werde den guten Willen der Regierenden schon anerkennen und respektieren.

Mit keinem Wort geht Freyenmuth in seiner Kritik an der neuen Verfassung übrigens auf die im zwanzigsten Hauptgrundsatz enthaltene Verstaatlichung des Schulwesens ein. Sie bewahrte den Thurgau in diesem Bereich vor der konfessionellen Zersplitterung des Kantons St. Gallen und ermöglichte 1833 die Gründung eines thurgauischen Lehrerseminars. Im Gegensatz zur Restauration war der Regeneration bzw. deren Repräsentanten bewusst, dass die Demokratisierung oder das «Fest der gewonnenen

76 Zit. nach: Soland, Eder, S. 198–199.

77 Zit. nach: Soland, Eder, S. 233.

78 StATG 8'602'16, 2/18: Tb, 23.4.1831.

79 Zit. nach: Soland, Eder, S. 194.

Freiheit» nur dann Bestand haben konnte, wenn sich der Staat um ein angemessenes Bildungswesen kümmerte. Die Regeneration war, wenn man so will, eine grossartige pädagogische Epoche mit patriotischer Färbung.

Auch die liberal orientierten politischen Vereine, die in den regenerierten Kantonen wie Pilze aus dem Boden schossen, dienten neben dem Siebnerkonkordat (eine Vereinigung der regenerierten Kantone) der Wahrung und Sicherung der liberalen Errungenschaften, da man konservative Gegenschläge aus dem In- und Ausland – Metternich drohte mit der Aberkennung der schweizerischen Neutralität – fürchtete. Man gewinnt den Eindruck, dass Freyenmuth einer solchen Einmischung von aussen nicht unbedingt ablehnend gegenüberstand.

Derweil berieten die genannten politischen Vereine in lärmigen Versammlungen – dies gehörte zum neu erwachten politischen Geist –, wie diesen Gefahren begegnet werden könne. In diesem Zusammenhang steht Freyenmuths Tagebucheintrag vom 29. August 1832: «In dem politischen Verein oder Club, der vor circa 14 Tagen in Weinfelden gehalten wurde – sollen bei Anlass, als über die Verteidigung des Vaterlandes die Sprache war, die terroristischen Äusserungen, die man kaum unter Robespierre hörte, geflossen sein –: Die Hauptsache sei erstens, die Aristokraten zu vertilgen – ; wie Freischaren zu bilden und wie sie zu bewaffnen, seien allerlei Ansichten geflossen –. Mancher habe geglaubt, die Sensen haben [hätten] sich in Polen so gut gezeigt, dass diese die beste Bewaffnung seien usw. – Der Pfarrer Hauser zu Aawangen, dessen Exaltation an Wahnsinn grenze: habe sich vernehmen lassen, dass jeder sich bewaffnen möge auf einem Instrument, so ihm zuerst zu Gebote stehe; man ziehe bei einem Auszug oder Landsturm von Haus zu Haus und wer sich weigere, auszuziehen [mitzuziehen] und mit zu gehen, den müsse man sogleich totschiessen –. Einer habe behauptet, er wisse, dass eine aristokratische Partei

existiere, die mit gefährlichen Projekten umgehe, sie seien wohl 800 Personen stark; als man ihn fragte, er möchte einige nennen – sagte er, er wisse keinen zu nennen.»⁸⁰

Erneut lässt sich hier indirekt erkennen, wie stark der grosse Terror der Französischen Revolution Freyenmuths Wahrnehmung und seine Urteile prägte. In den kolportierten Gerüchten aus Weinfelden, deren Wahrheitsgehalt nicht feststeht, erkannte er eine Neuauflage der Haltung der radikalen Jakobiner, die angesichts der Bedrohung aus dem Ausland zunächst die Feinde im Inland (Aristokraten) liquidieren wollten. Im September 1792, als preussische und österreichische Truppen gegen Frankreich vorrückten, kam es in Paris zu einer Massenhysterie, bei der die aufgepeitschten Massen wirkliche und vermeintliche Revolutionsgegner massakrierten. In Frankreich nannte man es «settembriser». – Freyenmuth unterstellte Pfarrer Hauser, die Stimmung – wie seinerzeit Jean Paul Marat – in diese Richtung anzuheizen. Hauser war in Freyenmuths Augen ein thurgauischer Marat. Dieser hatte seinerzeit in einem Strassenanschlag geschrieben: «Fürchtet die Reaktion! [...] Niemand verabscheut Blutvergiessen mehr als ich, aber um zu verhindern, dass das Blut in Strömen fliesst, dringe ich in euch, einige Tropfen zu vergiessen. Um die Pflichten der Menschlichkeit mit der Sorge für die öffentliche Sicherheit in Einklang zu bringen, schlage ich euch vor, die revolutionsfeindlichen Mitglieder der Stadtverwaltung, der Friedensrichter [...] und der Nationalversammlung auszumerzen.»⁸¹

Der Graben, der einerseits mitten durch die regenerierten Kantone ging und andererseits die Schweiz in erneuerte und nicht erneuerte Kantone spaltete, war tief und erhielt mit der Klosterfrage eine konfessionelle Färbung (Kulturkampf).

80 StATG 8'602'17, 2/19: Tb, 29.8.1831.

81 Zit. nach: Zeiten und Menschen, Neue Ausgabe B, Bd. 3, 5. Aufl. Paderborn 1983, S. 31.

Der Enthusiasmus der Liberalen und vor allem ihre Verfassungsgläubigkeit wich schon bald der Ernüchterung. Die thurgauische Regenerationsverfassung, von der sie glaubten, sie werde als Bibel der neuen Zeit Jahrhunderte überdauern, wurde schon 1837 revidiert. Als enttäuschend wurde vor allem empfunden, dass die Abgaben nicht in dem Mass vermindert werden konnten, wie man es sich 1830/31 vorgestellt hatte. Bornhauser – hier ist der Vorwurf der Demagogie nicht ganz fehl am Platz – hatte übertriebene materielle Erwartungen geweckt, die sich vor dem Hintergrund der Macht des Faktischen als unerfüllbar erwiesen.

Dennoch sei nochmals betont: Die Menschen- und Bürgerrechte und die wegweisende, später erweiterte Demokratisierung haben überdauert. Landammann Morell, seiner Vergangenheit und Überzeugung nach eher zu einer kritischen Beurteilung der neuen Verfassung neigend, bewertete beim Vergleich ihrer positiven und negativen Seiten die liberalen Hauptgrundsätze an der Spitze, «die das Lebensprinzip der Freiheit und Volkstümlichkeit auf immer gewährleisten», als «das Wesentlichste und Kostlichste».⁸² Und der liberale Katholik Eder bemühte noch im Sommer 1831, als das Volk die Verfassung bereits angenommen hatte, seine ganze Ausdrucksmacht, um die Wichtigkeit jener Menschen- und Bürgerrechte herauszustellen: «So wie die Bibel als das Buch des Lebens, als ewige Wahrheit Jahrtausende schon bestand und noch bestehen wird, so enthalten die in unserer Verfassung aufgestellten Grundsätze den Kern unseres bürgerlichen Lebens, Rechte, die der Menschheit angehören, mit dem ersten Menschen ihr Dasein erhalten haben und mit dem letzten Menschen in dieser Welt der Erscheinungen ihr Ende erreichen, obgleich sie grösstenteils Jahrtausende lang an sich und faktisch misskannt, erst mit der Entstehung des amerikanischen Freiheitsstaates ihr formelles und reelles Dasein eroberten und ihr Begriff im Grossen ins äussere Leben ist geführt worden.»⁸³

12.5 Überraschende Wiederwahl

Nach allem was über Johann Conrad Freyenmuth in den vergangenen Monaten geschrieben wurde, war seine erneute Wahl in den Regierungsrat am 19. Mai 1831 doch eher eine Überraschung. Die in der Ratsmehrheit zweifellos vorhandene Begeisterung für die liberalen Ziele waren kein Ersatz für fehlende Geschäftserfahrung. Diese Erkenntnis mag mitgespielt haben. Hinzu kamen weitere Faktoren: Freyenmuth hatte sich in letzter Zeit öffentlich zurückgehalten, die Aufregung über seine Hypothekenschrift hatte sich im Zuge der weit spektakuläreren «Attentatsgeschichte» gelegt. Die vernichtenden Tagebucheinträge kannte ausser ihm niemand, und so fand wenigstens eine kleine Mehrheit, er sei wählbar. Ins Gewicht fiel ferner, dass er in den konservativeren Kreisen der Hauptstadt, die doch einige Vertreter in der Legislative hatte, nach wie vor Rückhalt genoss. Und schliesslich wählte man angesichts der veränderten Stellung des Kleinen Rates keine regierenden Patriarchen mehr, sondern Verwaltungsmänner, die weitgehend vom Grossen Rat abhängig waren. Mit träfer Würze fragt Ernst Herdi: «Mutet es nicht fast belustigend an, dass durch die Wahlen, welche nun auf neuer Grundlage reibungslos vor sich gingen, so hart gesottene ‚Aristokraten‘ wie Anderwert, Morell, Freyenmuth wieder in den Kleinen Rat einzogen? Solche Köpfe liessen sich nicht über Nacht ersetzen.»⁸⁴

Am überraschendsten ist, dass Freyenmuth, der sich im Tagebuch bereits unzählige Male vom politischen Schauplatz verabschiedet und Pläne für die Zeit danach geschmiedet hatte, die Wahl annahm. Wie stellte er sich selber dazu? Darüber und über seine Dankesrede, die einem politischen «Eiertanz» gleichkam, schreibt er im Tagebuch: «Ich wurde am 19.

82 Zit. nach: Soland, Eder, S. 197.

83 Zit. nach: Soland, Eder, S. 197.

84 Herdi, Geschichte des Thurgaus, S. 299.

dieses [Mai 1831] abermal[s] in den Kleinen Rat ernannt, und zwar nach den bisherigen Landammännern Morell und Anderwert. Herr R. R. [Regierungsrat] Müller und Herr Dr. Merk [liberaler Regenerationsführer] konkurrierten – erst im 3ten Mehr erhielt [ich] die Majora mit 51 Stimmen –: Viele meiner Freunde im Land interessierten sich sehr für meine neue Ernennung und äusserten ihre Freude hierüber –: und ich musste die Wahl als eine Satisfaktion über das [sic] Unbill, das ich vielfach erlitten, ansehen: ich selbst, wenn ich meinen Empfindungen und Wünschen hätte folgen wollen, hätte mich ein für alle mal zurückgezogen und meine politische Laufbahn geschlossen, allein ich wurde immer durch besondere ausser mir gleichsam liegende Umstände bestimmt: so ging es mir auch hier: die Schwierigkeit, wenn ich gegenwärtig das Schloss räumen müsste, mich anderwärts sogleich bequem einzulogieren, gehörte unter die Hauptgründe, dass ich wünschen musste, einweilen zu bleiben – und die Römerstrasse [Mustergut], mein Steckenpferd, muss ein gewichtiger Grund bleiben, mich an den hiesigen Platz zu halten. Ohne dieses Steckenpferd – hätte ich keine oder wenigstens keine gründliche Kenntnis von der Landwirtschaft und der bäuerlichen Verhältnisse – hätte aber ziemlich mehr Kapitalien oder disponibles Vermögen und wäre desnahen ohne die mindesten Hindernisse im Fall gewesen, den Kanton, der mir einst so lieb war, zu verlassen und so fort [weit weg] eine Ruhe und Vergessenheit des Vergangenen zu suchen, die ich hier nicht leicht finden könnte. So werden lange voraus Lebensverhältnisse bestimmt und als ich anno 1807 den ersten Platz in dem Steckel [Römerhof] kaufte, dachte ich nicht daran, dass einst, in der Volksgunst gefallen, ich nur noch durch diese aus dem Morast erhobene Erdfläche an den Kanton gebunden werde.

Nach der Beedigung durch den Grossen Rat sprach ich ungefähr Folgendes an denselben: „Nach den Ereignissen letzter Zeit hätte ich kaum vermuten

können, je wieder zur Mithilfe in Besorgung einiger Zweige der öffentlichen Angelegenheiten berufen zu werden. Allein es war mit Grund anzunehmen, es werde der Grosse Rat finden: dass ich meine durch eine 30-jährige Erfahrung allmählich gebildeten und gleichsam stabil gewordenen Ansichten nicht leicht werde gegen neuere, oft ganz entgegenstrebende Ansichten vertauschen können –. Ohne Reue hätte ich in bezug auf meine Person und meine persönlichen Verhältnisse meine politische Laufbahn geschlossen – als Bürger des Staatsgebäudes glaubte ich, dem neuen Ruf folgen zu müssen – und Sie erlauben mir, darin gleichsam eine Anerkennung meiner früheren Dienstleistungen in verschiedenen Zweigen der Verwaltung zu finden –: Nun in beschränkteren Verhältnissen und in eingengten[m] Wirkungskreis werde ich mich bemühen, den eben beschworenen Pflichten Genüge zu tun –: ich versichere den Grossen Rat meiner fortdauernden warmen Teilnahme an allem, was das gemeine Wesen betrifft – und empfehle mich dabei in das freundschaftliche Wohlwollen des Grossen Rates [...].»⁸⁵

Das war, wenngleich im kleinen Rahmen, reiner Machiavellismus. Die wahren Motive werden verschwiegen: Die günstige Mietwohnung im Schloss und der Römerhof! Freyenmuth glaubte, nach dem Ausscheiden aus dem Amt bleibe ihm nur die Möglichkeit, den Kanton zu verlassen, was die Aufgabe seines Mustergutes bedeutet hätte. Die unerwartete Wiederwahl ermöglichte ihm, in den gewohnten Verhältnissen zu bleiben. Wir stossen hier auf Freyenmuths alte Erkenntnis, die Wahl der Verhältnisse werde nicht vom Willen bestimmt. Gewohnheit, nicht Neigung gab den Ausschlag. Dass er den neuen Grossen Rat, über dessen Zusammensetzung er sich im Tagebuch äusserst verächtlich geäussert hatte, der «fortdauernden warmen Teilnahme an allem, was

85 StATG 8'602'16, 2/18: Tb, 25.4.1831.

das gemeine Wesen betrifft», versichert, war reine Augenwischerei. Er blieb bei seiner inneren Ablehnung und bei seiner Absicht, sich künftig möglichst aus allem herauszuhalten. Die Diskrepanz zwischen seiner inneren Überzeugung und der Haltung, mit der er sein Verbleiben öffentlich begründete, könnte kaum grösser sein. Dieser «Spagat» musste auf Dauer zermürend wirken. Man kann mit Fug und Recht sagen, Freyenmuth sei daran gescheitert. Erst dadurch, dass er im Amt verblieb, wurde er zu einer tragischen Figur, bei der Anspruch und Wirklichkeit völlig auseinander klafften.

Es kam so, wie es kommen musste, um es mit einer allerdings etwas strapazierten Wendung zu sagen. Wenige Tage nach seiner Wahl schrieb Freyenmuth den bezeichnenden Tagebucheintrag: «Die öffentlichen oder Amtsgeschäfte können mir noch keinen Geschmack und Liebe abgewinnen, indem ich immer noch finde, dass alle Finanzpläne und Hoffnung[en] vernichtet und keine Aussichten vorhanden sind, dass während der Zeit, in der ich noch an den öffentlichen Geschäften bleiben kann, je etwas Genügendes [Genügendes] und Zweckmässiges sich erzielen lässt: überhaupt hätte ich eigentlich meine politische Laufbahn mit dem Umsturz und [der] Zertrümmerung des bisherigen Systems schliessen sollen. Mein Mut und meine ehemalige Lebhaftigkeit ist sehr niedergebeugt und kann sich nicht mehr zurechtfinden und ich finde mich in meinem Alter schon zu sehr vorgerückt, als dass ich noch so leicht in die Umänderung finden könnte.»⁸⁶

Am meisten verdross ihn die neue Ausgabenpolitik. «Das Ersparnis vieler Jahre» sei verloren gegangen, notierte er 1833, «und die Hoffnung, die Ökonomie des gemeinen Wesen[s] solide einzurichten, wozu der Anfang gemacht war, wurde ausgelöscht und Grundsätze im Steuerwesen auf die Bahn gebracht, die dahin streben, indem dem Vermögen kein Schutz gegeben wird, die Kräfte des Kanton[s] immer mehr zu schwächen und zu zerstören. Das

Land wird so überschuldet, dass, wer noch etwas Vermögen hat, durchaus keine Sicherheit mehr finden wird, da man die Last grösstenteils auf selbige wälzt und wälzen muss –. Unser System ist das Verschulden zu begünstigen und gleichsam zu privilegieren.»⁸⁷

Die gleichen Motive, die Freyenmuth 1831 zum Bleiben bestimmten, galten für ihn auch zwei Jahre später, als er, der regierungsrätlichen Tätigkeit überdrüssig geworden, zurücktrat, um das neu geschaffene Amt des Staatskassiers zu übernehmen. Die Regenerationsverfassung hatte dieses Amt, das Freyenmuth im Rahmen seines Amtes als Regierungsrat faktisch seit 1803 innehatte, vom Kleinen Rat abgetrennt. Der Staatskassier besorgte die Finanzverwaltung und durfte nicht gleichzeitig Mitglied der Exekutive sein. Zusammen mit einem Sekretär, dessen Befugnisse genau bestimmt waren, verwaltete er die Kantonskasse, die Brandassekuranzkasse, den Spitalfonds, den Meersburger Fonds und die Domäne Tobel und hatte der Finanzkommission vierteljährlich eine Bestandesübersicht zu übergeben. Bei der Verichtung seiner Aufgaben stand er unter der Aufsicht des Kleinen Rates.⁸⁸

Mit der Übernahme dieses Amtes geriet Freyenmuth quasi von einer Tragödie in die andere. Im Hinblick auf das possenhafte Nachspiel post mortem könnte man auch von einer Tragikomödie sprechen. – Mit der Wahl zum Staatskassier wurde für ihn die Sache zusätzlich negativ akzentuiert, indem er in seinem Wirkungskreis jetzt ganz auf die Finanzen be-

86 StATG 8'602'16, 2/18: Tb, 1.6.1831.

87 StATG 8'602'17, 2/20: Tb, 26.11.1833.

88 Dies ist für das Kapitel «Der Skandal» wichtig. Dadurch, dass der Grosse Rat die ihm vom Kleinen Rat vorgelegte Rechnung und auch den regierungsrätlichen Rechenschaftsbericht zu genehmigen hatte, stand auch die Legislative in der Verantwortung. Wenn sich – wie in unserem Fall – nachträglich herausstellte, dass etwas nicht stimmte, stellten sich also heikle Verantwortlichkeitsfragen.

schränkt war, über deren Entwicklung er im Tagebuch beredt Klage führt.

Jedenfalls wäre es, hätte er sich von seiner inneren Stimme zum Rücktritt bewegen lassen, nicht zu jener Geschichte gekommen, die wir im Kapitel «Der Skandal» darstellen. Freyenmuth wollte nicht bleiben, doch er blieb. Das war sein Verhängnis. Er empfand die Regeneration als Ärgernis und stellte sich um persönlicher Vorteile willen doch in ihren Dienst. Er hätte die Musse wählen können und wählte das Gift – das Ausharren gegen die eigene Überzeugung. Indem er seine Abneigung nach aussen verbarg, hielt er es mit der Regeneration wie Oktavio Piccolomini mit Wallenstein: «[...] meinen Abscheu, meine innerste / Gesinnung hab' ich tief versteckt».

Den Ausschlag gaben die Sparsamkeit und die Liebe zur Landwirtschaft. Für Freyenmuth lagen die Fleischtöpfe Ägyptenlands in Frauenfeld. Dass er überhaupt in Versuchung kam, sie hinter sich zu lassen, lag an den Pfaffen, die in seinen Augen «den ganzen Unsinn angerichtet» hatten.

13 Reisewelt

Johann Conrad Freyenmuth hat verschiedene Reisen unternommen, die ihn durch Deutschland, Italien, Frankreich, England und Belgien führten. Er reiste, um der Plackerei des Alltags zu entfliehen, auch aus Wissensdurst. Seine nachträglich verfassten ausführlichen Reiseberichte hinterlassen – wie manches, was er tat und schrieb – einen zwiespältigen Eindruck. Als Lektüre für die einsame Insel taugen sie kaum. Dafür fehlt ihnen, was berühmt gewordene Reiseberichte auszeichnet: Die Reflexion und der Blick für das wirkliche Leben, das Bonmot, der Witz usw.

Freyenmuth reiste mit dem Blick eines überdurchschnittlich kenntnisreichen Bildungsbürgers, mit ausgeprägtem Interesse für die Landwirtschaft, die Geologie, den Strassenbau, technische Neuerungen und für bedeutende Sehenswürdigkeiten, deren Dimensionen (Höhe, Tiefe, Breite) er akribisch notierte. Für solche Gegenstände war er aufnahmebereit, während ihn der eigentliche Untergrund des Lebens – die wirklichen Lebenswelten der Menschen – weniger interessierten und sich ihm als Tourist ohne gezielte Suche wohl auch nicht öffneten.

Dies erklärt mindestens teilweise, weshalb die entsprechenden Produkte seiner Feder über weite Strecken stereotyp und farblos wirken, zum Beispiel die Beschreibung des ersten Teils seiner Reise nach Oberitalien, wo er sämtliche Facetten des Strassenbaus bis zum Überdross abhandelt.

Dennoch: Neben dem «Gegenständlichen» und «Stereotypen» finden sich ab und zu reizvolle Landschaftsschilderungen – der Blick auf Genua und auf tiefgrüne englische Weiden –, in denen die sonst eher dürftige Quelle stärker sprudelt.

Letzteres gilt vor allem für den Aufenthalt in London, wo das Typische – der Strassenbau und die Landwirtschaft – in den Hintergrund tritt. Hier, wo sich sein Spektrum erweitert, wird Freyenmuth als Reiseschriftsteller interessanter.

In London spürt man den anderen, den eher verborgenen Freyenmuth, der sich von den Amtsge-

schäften löst und der Faszination der Grossstadt erliegt. Hier tat sich ihm eine neue Welt auf. Zwar hatte er bereits Paris kennen gelernt. Doch in London war alles grossartiger, imponierender – selbst die Wiesen hatten vom häufigen Regen sattere Farben. Angesichts all dessen tritt ein Mensch hervor, der viel menschlicher und fassbarer wirkt als sonst.

Freilich zeigten ihm auch die in London dargestellten Aspekte – die öffentlichen Vergnügungsparks etc. – nicht den wahren Untergrund des Lebens, den Friedrich Engels studiert hat, sondern lediglich eine touristische Aussenansicht. Doch Freyenmuth lebte auf, und das war für seine Verhältnisse sehr viel.

Zwar reiste er mit Begleitern, die – wie vieles bei Freyenmuth – schemenhaft bleiben. Im Grunde aber war er – um es mit einem Wort aus der bäuerlichen Welt zu sagen – ein Einspänner und blieb es, wo er auch war. Ein Einspänner, der jetzt, wo er der Pflicht und der damit verbundenen Pedanterie entwuchs, so etwas wie Sehnsucht nach neuen Welten verspürte. Schon in Genua hatte er beim Anblick eines grossen Schiffes davon geträumt, in die Neue Welt aufzubrechen.

Gern wäre er – gerade in London – da und dort länger geblieben, um Dinge zu bestaunen, die es in der thurgauischen Enge nicht gab: einen aufsteigenden Fesselballon, die grossartigen Schätze des britischen Museums, den zauberhaft illuminierten Ausbruch eines Vulkans usw.

Lassen wir Freyenmuth einfach referieren! – Die erste Reise in ungekürzter Form, während wir bei der zweiten eine positive Selektion vorgenommen haben. Der geneigte Leser mag, was er aus eigener Anschauung kennt, mit den geschilderten Eindrücken, die mehr als hundertfünfzig Jahre zurückliegen, vergleichen.

Wir verweisen bei der Wiedergabe von Freyenmuths Text mehrfach auf Skizzen, mit denen er diesen bebildert. Sie wirken jedoch eher unbeholfen und tragen nicht viel zum Textverständnis bei, weshalb wir

uns vorwiegend mit dem Hinweis auf ihre Existenz begnügen.

13.1 Reise nach Mailand und Genua

Im Sommer 1825 reiste Freyenmuth mit drei Kollegen der Gemeinnützigen Gesellschaft nach Oberitalien. Seine Begleiter waren Regierungsrat Heinrich Hirzel (1783–1860), Kantonsrat Hartmann Friedrich Ammann (1781–1838) von Ermatingen und Pfarrer Johann Konrad Ammann (1791–1871) aus Sulgen.

12. Juli 1825. Ich habe mit R. R. [Regierungsrat] Hirzel, H[errn] Ammann von Ermatingen und Pfarrer Ammann von Sulgen eine Reise [...] nach Mailand, vielleicht von da nach Genua und zurück über den Simplon verabredet. Die Reise soll am 16ten über Alt St. Johann und Wildhaus beginnen: ich stimmte in einem Moment guter Laune und ohne weiteres Nachdenken zu dieser Reise, die sich doch nicht ganz aus Vernunftgründen herleiten lässt: die Reise in ein Land, das mit unserem kein Verhältnis hat, dessen Sprache wir nicht kennen, und wo man desnahen ausser Stand ist, sich über die allgemeinen und örtlichen Betreibungen [Zustände] und Lebensart zu erkundigen, kann nicht durch Vernunftgründe legitimiert werden –. Allein man tut im Leben so viel ohne eigentlichen praktischen Zweck, dass wir darüber uns mit dem grossen Haufen trösten müssen –. Ich bin im Alter vorgerückt und habe eine so zarte Gesundheit, dass ich auch hierwegen nicht auf eine Reise mit wagen sollte, wo wir vielleicht starke Touren zu Fuss zu machen und uns einer sehr abwechselnden Temperatur auszusetzen im Fall sein werden. Wenn man über die Jugendjahre hinaus ist, so sollte man nicht ohne praktischen Zweck tun, und einer puren Kuriosität halber sich nicht zu Ausgaben verleiten lassen, wo man bessere Zwecke zu erfüllen hat.

15. Juli 1825. Die Reise ist auf morgen festgesetzt und nun für dieselbe die nötig befundenen Vorkehrungen getroffen. – Je mehr der Zeitpunkt zur Abreise [...] anrückt, desto mehr habe ich Bedenken [...]. Allein nun kann ich nicht mehr zurück treten.

7. August 1825. Die vorgehabte Reise nach Oberitalien hat stattgehabt und ich bin am 5ten [August] Abends mit Herrn Hirzel von derselben glücklich zurückgekommen: meine Gesundheit erhielt sich auf derselben wider die stattgehabten Besorgnisse gut: wofür ich der Vorsehung sehr von Herzen mit gänzlicher Erkenntlichkeit gegen ihre gütige Leitung danke –. Wir verreisten [...] am 16ten in der Frühe. Der Weg ging über Wil, Lichtensteig, Wattwil, Nesslau nach Alt St. Johann, von da zu Fuss über Wildhaus nach Werdenberg, wo [wir] über Nacht liegen blieben. Die Bemerkungen dieses Tages sind: Lichtensteig und Wattwil scheinen die Orte des oberen Toggenburgs zu sein, die einzig eine besondere Beachtung verdienen: Herr Dr. Oberteufer [Johann Heinrich, 1779–1841, Arzt in Wattwil] zeigte uns seinen Apparat zur Behandlung von Wahnsinnigen; seine Badeeinrichtung, seine Rotationsmaschine, das [...]rad [erster Teil unleserlich], so 36 Fuss hoch ist: die Zimmer über den Kuhstall gebaut für Lungensüchtige, die Zimmer für [...] Venerische, die er mit Dämpfen von aromatischen Substanzen gründlich zu heilen behauptet –: seine Pharmazie und Instrumenten Sammlung –. Herr Gschwender, Inhaber der Bleiche zu Wattwil, der uns mit H[errn] Dr. Oberteufer bezüglich der Strasse nach Werdenberg begleitete, unterhielt mich umständlich über einen Anstand ihrer Gemeinde mit der Regierung wegen von letzterer behauptetem unbedingten Recht und Gewalt, die von der Gemeinde gewählten Mitglieder des Kreisgerichtes entlassen zu können –: worüber es zu wirklich unangenehmen und widerigen Auftritten gekommen – wobei sich die Regierung etwas übereilt benahm: ich sah den von H[errn] Lanegger von Chur verfertigten Plan einer Strasse über

den Gamserberg mit Profil und Grundrissen: die Strasse würde am mittäglichen [sic] Abhang des Berges eingeschnitten: ausser der Schwierigkeit, die Kosten zusammenzubringen hätte die Ausführung an sich nichts besonders Gewagtes oder Gefährliches: es bleibt dan[n] freilich noch manches Stück von Lichtensteig aufwärts und auch abwärts zu korrigieren, wobei es ausser der Stell[e] ob Stein am Eingang in das obere Thurtal keine bedeutenden Hindernisse absetzen sollte. Ob Wattwil geht die Nagelfluh in die Sandsteinformation über und man findet bei E. [Ebnet-Kappel?] eine Stelle, wo die Thur unter einem Sandfelsen durch läuft, der eine natürliche Brücke bildet: gegen Stein zeigt sich gegen den Speer schönes, allmählich sich erhebendes Wiesland und die Kalkformation hat den Anfang genommen: der Eingang in das obere Thurtal ist eine Felsenritze, und da nur die Thur darin Platz hat, so hat der Weg über einen den Eingang bis auf die Ritze schliessenden Kopf geführt werden müssen: dieser Weg ist sehr steil und sollte umgeändert werden –: das obere Thurtal fand grösser als es nach der Erinnerung von 1798 her sein sollte – überhaupt fand ich den Aspekt der Gegend im Detail anders als ich mir ihn vorstellte –: ich glaubte alles kleiner und aneinander gerückt –: Das obere Thurtal bleibt immer eine interessante Gegend –: der Weg nach Wildhaus, wo man uns die Hütte, wo Zwingli geboren worden, zeigte, ist nicht unangenehm, steigt aber noch bedeutend: Wildhaus liegt am mittäglichen Abhang der Sämtiskette, hat gegen Norden [eine] hohe steile Felsenwand zum Rücken: vor sich Wiesen, Sumpfboden und Waldungen: es liegt in der Einsattelung der Kette, so sich vom Walensee an den Hohenkasten hinzieht: in der Gegend des Wildhauses [sic] ist die Wasserscheide: der Fruchtbauwuchs ist grösstenteils verschwunden –: noch werden Erdäpfel gebaut –:

Von Alt St. Johann rechnet man drei Stunden nach Werdenberg: ein sehr beschwerlicher Weg, den man zum Teil zur Nachtzeit zurücklegen musste –: der

Weg auf dem mittäglichen Abhang auf Gams herab soll besser sein, auch werde die Strasse auf dieser Seite angelegt werden –.

Werdenberg, wo wir bei Herrn Hilty über Nacht lagen, hat schöne Wiesen um den Ort herum: man sieht ausnehmend grosse Streuerieder gegen den Rhein zu, übrigens keinen schönen Holzwuchs wie wir es an einzelnen Stellen der Thur nach sehen: das um das Schloss gebaute Städtlein besteht aus so elenden Häusern als man sich denken kann, es wird allmählich verlassen und die Wohnungen auf die Ebene an der Wühre gebaut: Wir fanden bei Herrn Hilty gutes Nachtlager –:

Von Werdenberg nach Chur rechnet man acht Stunden –: das Land bis über den Rhein und Landquart ist nieder und wenig über dem Wasserstand des Rhein[s]: die Schollbergstrasse [?] ist schön angelegt, bedarf aber an einzelnen Stellen Nachbesserung, da [...] Stellen der Mauer gegen den Rhein eingestürzt sind, auch von oben her noch Gestein herunter fällt: gegen den Rhein sollte die Strasse mit weit stärkeren Steindämmen gesichert werden –.

Zu Ragaz, einem ansehnlichen Dorf, kommt die Tamina aus der Ritze von Pfäfers her und eilt dem Rhein zu –.

Die Strasse von da nähert sich allmählich dem Rhein, man sieht gegenüber Maienfeld, Jenins und Malans: endlich nähert sich der Rhein so sehr dem Fuss des Gebirges, dass anno 1817 die Strasse vom Rhein ganz weggenommen und auch die Brücke über den Rhein zum Teil weggerissen worden: gegenwärtig fanden wir drei oder mehrere einige Hundert Schuh lange Dämme von Stein perpendicular herausgetrieben: und die Strasse neu auf das alte Rheinbett angelegt –:

Die untere Zollbrücke oder die Brücke über den Rhein ist von Holz, ungedeckt und ziemlich schwach gegen ein solch verheerendes Wasser gebaut. Sie gehört der Gemeinde Malans: die Landquart fliesst in geringer Entfernung von dieser Brücke in den

Rhein, über dieselbe ist eine zweite besondere gedeckte Brücke, welche das Hochstift Chur zu bauen und zu unterhalten habe: die Landquart schien um dieselbe gut mit Steindämmen eingefasst: die perpendicular in den Rhein läuft, hat diesen Fluss ganz leicht an den Berg ober der Zollbrücke gedrängt: übrigens zeigt daselbst der ziemlich weite Talgrund nichts als Spuren der Verwüstung durch diese unbändigen Gewässer.

Von der Landquart bis Chur läuft der Rhein links längst [längs] dem Fuss der Calanda, das Erdreich erhebt sich [...] allmählich bis an den Fuss des steil sich erhebenden östlichen Gebirges: man fährt durch Zizers, Trimmis und einige andere Orte, das Land und die Strasse leidet sehr von den ab dem Gebirg bei Regengüssen kommenden Gewässer, dessen verheerender Lauf viele Geschiebe mitbringt, die allem Anschein nach oft die Strasse für den Moment unbrauchbar machen und Kosten zur Folge haben: Man sieht in den Gegenden viele Maispflanzungen –: auch ziemlich Rebbau, der aber allem Anschein nach nicht sehr sorgfältig behandelt wird. –

Cur oder Chur liegt am Ausgang des Schanffigertals an der Plesur, die aus demselben hervortritt. Dieser Fluss läuft mit ziemlich starkem Gefall am Tor vorbei: es ist über dieselbe eine neue steinerne Brücke gebaut von circa 45 Fuss, im Licht vielleicht 50 Fuss, es ist nichts daran gespart: die Brücke habe 1000 Louisdor gekostet –. Chur ist alt, hat enge Gassen: das bischöfliche Gebäude gewahret [gewährt] kein[en] interessanten Anblick [...]. Bemerkenswert ist die Kantonsschule, wo viele junge Leute erzogen werden: ihre Kleidung ist gleichförmig, das Gebäude zeichnet sich durch eine gefällige Bauart aus: Wir hatten unsere Einkehr bei Herrn Denz im Steinbock bei der Brücke über die Plesur vor dem Tor: Wir speisten an der Tafel mit einem Mitglied der Regierung namens La Tour – den Äusserungen desselben nach habe die Strasse in Bünden bei 12 Millionen gekostet –: –.

Von Chur gegen Welsch Ems und Reichenau ist die Strasse ganz neu in ganz gerader Linie angelegt, die Aussicht gegen Reichenau ist ganz offen und man ahndet noch nicht, welche Scheidewand man noch zu übersteigen hat: das schöne Wetter erhöhte den Reiz der Landschaft und der Gedanke, dass es nach Italien gehe, belebte das Gemüt: um die Strasse möglich[st] wagrecht zu machen, hat man starke Auffüllungen gemacht und ebenso Abtragungen.

Noch soll ich bemerken, dass man in der Gegend von Zizers der Schesaplana im Rätikon ansichtig wird, die man weiter aufwärts nie mehr zu Gesicht bekommt: die besondere glatte Form mit einer Erhabenheit gegen Osten, lässt an der Richtigkeit nicht zweifeln: die Platte hat Schnee –.

Zu Reichenau passiert man zwei Brücken, und zwar zuerst den ganzen Rhein, hernach den Hinterrhein und folgt dann so fort dem Tal des Vorderrheines¹, welches Tal unter dem Namen des Domleschger Tales bekannt ist: überall ist die Strasse neu und so immer möglich wagrecht angelegt: sie führt bis gegen Cazis immer bedeutend hoch über den Rhein: hierab gegen Thusis ist sie eine lange Strecke auf das sehr breite Rheinbett genommen und sehr bedeutende Dammungen [Dämme] zur Betreibung des Rheines angelegt worden –. Die vielen neu geschnittenen Bergabhänge, die oft nur aus Trümmern bestehen, sind übrigens noch nicht überall ruhig und mit Vegetation bedeckt und es wird noch viel zu reparieren geben: bis gegen Thusis sind die Täler weit und der Rhein hat ein sehr breites Bett: allein vor Thusis schliesst sich die Fläche: die Albula kommt aus dem Tal von Davos, den Rhein zu verstärken, der Rhein selbst kommt unter Thusis aus einer Kluft hervor: durch welche Kluft der Weg nach Splügen führt: zu Thusis fliesst die Nolla in den Rhein: gegenwärtig hat sie beinahe kein Wasser, eine grosse gewölbte Brücke

1 Freyenmuth verwechselt an dieser Stelle Vorder- und Hinterrhein (nachher richtig).

führt über dieselbe – Es ist nicht das Dorf Thusis, das schon höher liegt, sondern Sils, so vom Wasser des Rhein[s] und der Nolla bedrängt wird: und Gefahr läuft, weggerissen zu werden –: Thusis ist unansehnlich und schmutzig: und man verlässt gern diesen Ort: Nachdem man die Nollabrücke passiert hat, führt der Weg in eine enge Schlucht, die Strasse ist an der Westseite teil[s] in Trümmer[n], teil[s] im Felsen eingeschnitten und den Rhein hat man 100 bis 200 Fuss unter sich tobend, die Felsenwände gegenüber beinahe perpendicular, dieser Weg ist die Viamala, man passiert eine Galerie unter dem Namen [des] verlorenen Loches: der Weg zieht sich bei einer halben Stunde durch diese Schlucht, der Rhein verliert sich oft beinahe in Spalten, sonderheitlich bei einer Brücke, die vom Linken auf die rechte Seite führt. Allmählich gelangt man in ein Tal, das Schamser Tal, in dem [man] mehrere Ortschaften und Kirchen erblickt, man passiert Andeer mit einem guten Gasthof: die Häuser sind alle mit Schiefer oder Gneisplatten bedeckt –.

Hinter Andeer verengert sich das Tal nochmals, die Strassen [Strasse] windet sich schaurlich an den Felsenwänden hin: diese Strecke heisst die Rofflen, ab einem Wasser, so von Avers herkommt, wird Bergwerk oder Bergbau betrieben und in einer wilden schaurlichen Stelle sind ein paar Sägemühlen angebracht –: allmählich gelangt [man] wieder in eine etwas freiere Gegend, nämlich zum Ort Splügen.

Splügen liegt schon sehr hoch in einem Tal von etwa drei Stunden Länge, an dessen Ende der Hinterreingletscher liegt, der diesem Arm des Rheins den Ursprung gibt: der Ort ist nicht gross, doch mögen immer 30 Häuser da sein. Der Gasthof ist von ungewöhnlicher Tiefe und Breite und das Stiegenhaus drei Stock hoch gewölbt: hier scheidet sich die Strasse über den Splügen nach Chiavenna und diejenige über den St. Bernardino nach Bellenz: die Strasse über den Splügen geht sogleich bergan, die andere über den Bernardini läuft noch gegen zwei Stunden

im Rheintal bis zu dem Dorf Rheinwalden [Hinterrehein], hier führt noch eine Brücke über den noch jungen Rhein: sogleich fängt dann die Strasse über den Bernardin an, das Gebirg erhebt sich steil, so dass man die Strasse in beständigem Zickzack zu machen im Fall war, es sind wenigstens [s] 10 bis 12, 18 Windungen, die Linien mögen circa 1500 oder mehr Fuss lang sein – [An dieser Stelle hat Freyenmuth eine kleine Skizze eingefügt]. Die unter[e] Seite ist durchgehends von trockener Mauer, auch die obere ebenso: der Bergübergang selbst hat sehr viele [...], so dass man nicht sehr viel in den Felsen zu steigen im Fall war –: wieder aufwärts, nachdem man über den ziemlich gleichen Abhang herauf ist, zieht sich die Strasse noch in vielen Windungen durch Felsen, bis man allmählich auf die oberste Höhe gelangt ist, die Steigung ist fast oder durchgehends gleich, sechs bis acht Zoll höchstens auf zehn Fuss, die Kehrunen sind im Allgemeinen sehr kurz und mit vierspännigen Wagen hätte man Mühe, heranzukommen –. Oben ist die Vegetation grösstenteils verschwunden: es wird aber ein Gebäude an einem kleinen See aufgeführt: es ist zu bemerken, dass auf der ganzen Strasse von Chur her so wie die Strecke von 1 ½ auf die Höhe des Bernardino durchaus regelmässig ausplanirt ist und die Senkungen durchaus ausgefeilt und ausgeglichen sind –.

Oben gegen Mittag sieht man keine vergletscherten Berge, hingegen gegen Westen und Mitternacht trägt der Gebirgskamm Schnee und Eis: er hängt allem Anschein nach mit dem Rheinwald[-] und Vogelberg[-; ?] oder Adulagletscher zusammen.

Nachdem man nur eine kurze Strecke auf die Höhe zurückgelegt, wird man des Misoxertales Ansicht [ansichtig], das sich in grosser Tiefe eröffnet: man fährt in vielen Windungen den ersten Bergabsatz hinab, passiert eine sehr hohe Brücke über die anfangende Moesa und gelangt nach St. Bernardino, wo ein Wirtshaus und wo eine Mineralquelle zu finden: Hier waren wir etwas betroffen, eine Sprache

zu hören, von der wir nicht ein Wort verstanden: und wir besorgten ein[en] eben nicht freudigen Fortgang der Reise –.

Man hat gegen zwei Stunden bergab zu fahren, bis man in das Tal gelangt, die anfangende Moesa immer zur Seite –.

Im Tal von Misox bemerkt man schon die italienische Luft und einige Veränderungen am Klima, sowohl in der Kultur als der Bauart der Häuser fühlt man sich in die transalpinische Gegend versetzt: das Tal ist anfänglich ziemlich eng: gegen Mittag stehen hohe, mit Waldungen bewachsene Berge vor, die sehr steil sind und aber nicht sehr viel Wasser liefern, gegen Mitternacht hingegen, da im Hintergrund Gletscher hausen, kommen bedeutende Gewässer vom Gebirge herab: etwa ½ Stunden unter Misox sieht man einen schönen Wasserfall [Buffalora] –.

Bei Roveredo wird die Moesa durch das von den Gletschern des Adulaberges aus dem Tal Kalanca [Calanca] herströmende Wasser sehr verstärkt –. Bald gelangt man in den Kanton Tessin bei Lumino, wo die Strasse wie überall auch neu angelegt ist: hier trifft das Livinertal und das Misoxertal zusammen: eine steinerne Brücke führt über die Moesa in geringer Entfernung von ihrer Einmündung in den Tessin, der dadurch zum bedeutenden Strom anwächst. Bald hat man Bellenz oder Bellinzona vor sich [sic] –: das in einem angenehmen, ziemlich breiten Tal liegt.

Einige allgemeine Bemerkungen über Bünden

Bünden hat wenig ebenes Land, es besteht aus Tälern, die in Gletschern enden –. Das Tal von Malans her bis Reichenau scheint das weiteste aller Täler als Haupttal zu sein. Bis Chur gibt es viel Weinbau; im Misox ebenso, doch in letzterem wohl für den Selbstbedarf: Viehzucht und ihre Produkte mögen wohl den Hauptnahrungszweig ausmachen: ein grosser Teil der Bevölkerung scheint arm zu sein, der Volksstamm [von]

ziemlich starker Beschaffenheit. Viele der Dörfer sind armselig und einfach gebaut und man scheint sich an wenige Bedürfnisse gewöhnt zu haben: die Strasse von Chur aus bis an die Grenze des Kantons Tessin scheint grösstenteils eng angelegt: man hat sehr viel auf dieselbe verwendet und wird noch viel zu verwenden haben, da die Berggewässer eine beständige Feindin [sic] vieler Anlagen bleiben werden: an die Strasse über den Bernhardino habe der König von Piemont einen Drittel der Kosten übernommen, einen Drittel der Handelsstand und dann das Land und die Gemeinden das Weitere –: In geognostischer [geologischer] Beschaffenheit ist zu bemerken, dass die Berge bis Chur und etwas weiter [aus] Kalkstein bestehen, dann aber folgt Glimmerschiefer, auch Tonschiefer: der Bernhardin hat durchgehends Glimmerschiefer oder eine harte Steinart, in der Glimmerschiefer vorherrschend ist, mit mehr oder weniger Variationen fanden wir diese Steinart auf unserer ganzen Reise –: über das Gebirg: In den Rofflen fand [ich] ein[en] Tonschiefer, der sehr leicht verwittert und der dem Rheinwasser die Aschfarbe gibt –: und überhaupt wegen seiner leichten Auflöslichkeit zu Bergstürzen hin eignet –:

Durch ganz Bünden längs der Strasse geht [tritt] nirgends kein eigentlicher Granit zu Tage [...].

Von Splügen nach Bellenz fährt man bei guter Witterung bequem in einem Tag: man bleibt über Mittag zu Misox.

Im Misoxertal hat man Meersalz, das aber noch in grossen Behältern aufgelöst und gereinigt wird – wir sahen zu Roveredo eine solche Lauterung [?] –.

[Fortsetzung]

Sowohl aus dem Liviner Tal als aus Misox öffnet sich das Tal von Bellenz lieblich – es ist die Fortsetzung jener zwei Täler: allein vom Zusammenfluss des Tessin mit der Moesa wird es nur etwa 2 ½ Stunden bis an den Langensee sein –.

Der Tessin ist an den nordwestlichen Fuss des Gebirges gedrängt, das sich wie die meisten dortigen Berge schnell oder steil erhebt.

Zu Bellenz erhebt sich fast mitten im Tal ein Felsen von geringer Höhe, mit Vegetation bedeckt, auf dem ein Schloss angebracht ist, das gegenwärtig als Zeughaus und Gefangenschaft [Gefängnis] und als Zeughaus benutzt wird: Zwei andere Kastelle liegen höher am Berg gegenüber, zwischen dem unteren Schloss und dem Berg liegt Bellenz: für sich nicht wichtig – der ganze Abhang ist mit Rebbau bepflanzt –: das Merkwürdigste in Bellenz ist die neue steinerne Brücke über den Tessin am Weg nach Locarno, sie ist über 300 Schuh lang [...] –: die Bausteine sind eine Art Glimmerschiefer oder Gneis, die Brücke scheint nicht sehr gebraucht zu werden, da sich Spuren von Vegetation auf derselben zeigen: der Transit von Locarno ging ehemals über diese Brücke, jetzt aber scheint aller Transit über Magadino zu gehen, das näher liegt.

Die Strassen im Tessin sind ganz von Grund aus, und zwar in geraden Linien neu gemacht: auch die Strasse nach Lugano ist ganz neu, der Monte Cenere [...] begrenzt das Tal: es ist eine schöne Bergstrasse nach Lugano über dieselbe gebaut: ganz nach den Regeln der Kunst –, die Aussicht auf derselben geht nur ins Tal [...] und hat nichts Besonderes, selbst Nebenwege und Fahrwege sind in gerader Linie angelegt –.

Der Weg nach Lugano nach dem man den Monte Cenere passiert hat, geht durch ziemlich hohe Talgründe und Dorfschaften in Windungen, man fährt ziemlich steil durch Rebgeleände nach Lugano, das sich gar lieblich, mit Weinbergen umkränzt, am Ufer des Sees erhebt: die Stadt ist lebhaft, das Volk scheint in Wohlstand zu leben: die Häuser sind ziemlich gut gebaut: der Seidenbau und Weinbau scheint hauptsächlich sehr ergiebig zu sein – und mit dem Schleichhandel nach Italien scheint man einige Geschäfte zu machen: die Juden Guggenheim

[Guggenheim] von Lengnau haben auch ein Etablissement, wahrscheinlich zu diesem Zweck –: Im Franziskaner Kloster sahen wir das berühmt gewordene Gemälde einer Madonna mit zwei Kindern von Luini², es ist ob dem Eingang einer Türe und neu mit Glasscheiben bedeckt – um es dem Einfluss der Atmosphäre zu entziehen. Auch der Nichtkenner findet bald etwas Ausgezeichnetes in diesem Gemälde: das nur etwa 2 ½ bis 3 Fuss hoch ist und verhältnismässig breit ist –.

Ein Herr Forrer von Winterthur, der ein Magazin von Baumwollstoffen hat, erweist uns die Gefälligkeit, uns [in] der Stadt herum und die Hauptstrasse zu führen und uns mit Limonade in einem Caffé zu bewirten –.

Die Kirche gehört schon unter die Tempel, die Fassade hat Basrelief und Statuen. Wir sahen zwei Fabriken, wo die Cocon abgehaspelt werden, was uns sehr interessant vorkam, obgleich ich das Gewerk aus mündlicher Erzählung kannte.

Man kann in einem Tag sehr bequem von Bellenz nach Como fahren, auch die Strasse ist durchgehend schön und neu angelegt: die Berge um Lugano haben noch bedeutende Höhen, ich glaube gegen oder um 4 000 Fuss. Man lässt sich in einem Wagenschiff über den See stossen: der See hat auf dieser Stelle nur etwa eine Breite von ¼ Stunden –: die Berge sind [mit] Holz bewachsen und oft sehr steil und erheben sich am Seeufer. Mendrisio hat eine sehr lange Gasse, ist gut gebaut und [hat] eine angenehme Lage: das Land hat dort keine so unbaubare Berge mehr, sondern verflacht sich allmählich: man sieht sehr viel Reben und Maulbeerbäume und diese Zucht ist sehr beträchtlich: bei dem Dorf Chiasso verlässt man die Schweiz und betritt die österreichischen Staaten: zwei viereckige steinerne Säulen in

2 Bernardino Luini (um 1480–1532). Unterhielt in Mailand eine Malerwerkstatt. Gehörte der sogenannten lombardischen Schule an, die Leonardo da Vinci nacheiferte.

Form von Monumenten bezeichnen die Grenzen –: Hier ist eine österreichische Duane [Zollstation], wo man bis auf die Kleinlichkeit genau visitiert wird – –. Como am Ende des Sees dieses Namens hat eine sehr angenehme Lage, auf allen Seiten erhebet sich das Gelände allmählich, es ist mit Reben und Maulbeerbäumen bewachsen und von allen Seiten sieht man Villen oder Landhäuser herausblicken –: die Stadt ist von bedeutender Grösse und hat schöne Häuser und Pallaste [Paläste]: Wir besuchten die Villa Odescalchi, die einem König gehören dürfte, so ist der ganze Palast im grossen Stil gebaut –: sie liegt am See auf der Seite von Mendrisio und hat einen eigenen kleinen Hafen, in dem man die zu Lastfahrten bestimmten Schiffe unter Dach bringen kann; der Garten ist nicht gehörig eingerichtet noch unterhalten. Die Nobili von Mailand haben sich wohl mit Recht diese Gegend zur Anlegung von Villen ausgewählt, da sie wirklich recht schön ist und sich der leichte Bergabhang zu schönen Anlagen eignet: eine Stunde von Como weg, nachdem man einen Hügel umfahren hat, öffnet sich allmählich die schöne Lombardei, dieser Garten des schönen Italiens [sic] –: nach ein paar Stunden sieht man die Spitzen des Domes jener königlichen Stadt [Mailand] –: die sich allmählich entwickelt. Man sieht zur Seite der Strasse viele schöne Landhäuser: die Fruchtbarkeit des Bodens entspricht den hohen Erwartungen, die man von derselben macht –: allmählich nähert sich die Königsstadt. Man fährt durch die Porta Comasina und findet sich bald in ein Labyrinth von Strassen verstrickt; da wir unsere Einkehr bei Herrn Bachmann [?] im Corso Romano nahmen, so mussten wir einen grossen Teil der Stadt umfahren, ehe wir dahin gelangten: angekommen wurde unsere Bekleidung in Ordnung gebracht und dann sofort die Besichtigung der Sehenswürdigkeiten angefangen: und zwar erstlich die Domkirche.

Der erste Anblick rührte uns eigentlich nicht so wie hernach die spezielle Besichtigung und sonderheitlich die Besteigung des Gebäudes –: das Ganze ist

aus weissem Marmor erbaut, der aber durch den Einfluss der Atmosphäre gelb geworden: das Gebäude hat eine gotische Bauart: das Schiff soll 449 Fuss lang sein und 275 Fuss breit [...]. Die äussere Höhe der Kuppel mit den Krönungen, die man hinzugefügt hat, ist 370 Fuss –.

Die Verteilung des ganzen Schiffes wird durch 52 Säulen von fast achteckiger Form und caneliert gebildet. Man zählt von der Höhe der Pyramiden bis unten und im Schiff der Kirche bis 4 400 Statuen und Basrelief[s]. [...]. In die unterirdisch[e] Kapelle des S. Carlo wird man durch einen Priester geführt, der ein flambeau in einer Hand hält und in italienischer Sprache die Gegenstände erklärt: man könnte sich diese Besichtigung nachziehen [im Sinn von «ersparen»] und sich lieber bei den Statuen und Relief[s] ausser der Erde aufhalten –.

Wir haben alles nur sehr oberflächlich besichtigen können, da unsere sehr zugemessene Zeit kein längeres Verweilen gestattete –.

Am gleichen Tag sahen wir noch die Werkstatt hinter dem Dom, wo beständig für die Kirche in Marmor gearbeitet wird, man sieht gar schöne Statuen und Verzierungen, alles von weissem Marmor.

Nahe dabei ist der bischöfliche Palast mit Säulengängen; hier wird auch eine Pferdestallung gezeigt: als etwas Merkwürdiges: sie formiert ein Achteck und hat zwei Etagen –.

Unter den vielen Kirchen, die alle im grossen Stil erbaut sind, sahen wir die meisten, allein man ward dadurch so verwirrt, dass man sich der einzelnen [...] jeder derselben nicht zu erinnern weiss –.

Bei S. Laurent [S. Lorenzo] sieht man noch sechzehn römische Säulen in gleicher Linie und von denen die meisten sehr gut erhalten sind.

[In der] [...] Ambrosianische[n] Bibliothek [...] sahen wir zwei grosse Säle mit Kunstgegenständen: Statuen und Gemälde, von denen alle ausgezeichnete Produkte der Kunst sein sollen: ein Laokon [Laokoon] in Marmor, eine Entführung Proserpinens,

mehrere antike Statuen: und Gemälde von berühmten Meistern –.

In der Bibliothek wurde uns ein Evangelienbuch, auf Papyrus [sic] geschrieben, vorgezeigt, nebst einigen anderen Denkwürdigkeiten –.

Der Museum oder die Brera³ enthält eine sehr grosse öffentliche Bibliothek, wo wir viele Personen beschäftigt fanden – dann einige Säle mit Statuen und Gemälden, die uns alle sehr entsprachen: sonderheit[lich] betrachteten wir mit vielem Interesse die Gemälde, die in letzten Seiten [Zeiten?] um die ausgesetzten Prämien konkurriert hat [haben]: unter diesen waren einige, den Tod Abels vorstellend, wo die Differenzen des Plans der Konkurrenten sehr auffallend waren und die Verschiedenheit des Genies sich auffallend zeigte.

In der Hauptsache ist hauptsächlich ein Gemälde Raphael[s]⁴, die Heirat der Muttergottes, zu bewerten, die Adoration der trois rois durch Palma ...⁵ –.

Das Gebäude selbst ist im grossen Stil erbaut mit Kolonaden –.

Wir besahen ferner: Die Villa Reale (Palazzo Belgioso)⁶, in neuem Geschmack erbaut: die Zimmer sind einfach verziert, die Fussböden alle wie von verde antiquo [...].

Der Garten ist nichts Besonderes, man bemerkt eine sehr grosse Menge Gebüsch von Hortensia. Das Gebäude soll um 1790 von Comte Beglioso erbaut worden sein.

Der Anblick von Palästen und ihren Säulen ermüdet allmählich, im Ganzen wurde sehr viel auf Portale und die Kolonaden an den Eingängen verwendet –. Kolonen auf Kolonen, an dem Äusseren der Gebäude sieht man wenig.

Der Triumphbogen, der an der Porta von Simplon zu bauen angefangen worden, hätte ein Prachtwerk abgeben sollen: etwa ein Stock ist aufgebaut, vieles Bereitetes ist in den Werkstätten, so die angefangenen Bauten umgeben, enthalten: es heisst, der

Kaiser habe fl. 60 000 zur Fortsetzung des Baues bewilligt –. Die Rosetten, die das Innere des Bogens hätten verzieren sollen, finden sich grösstenteils alle ausgehauen, so wie viele Reliefs: bei dem Anblick alles dessen zuckt man die Achsel über die Vergänglichkeit der Dinge und staunt über die Führungen des Schicksales.

An die sogenannte Arena, deren innere Terrassierung [...] von Erde gebaut ist, ist für die königliche Familie ein besonderes Gebäude eingerichtet, an dem ich die hohen Granitsäulen bewunderte. Die Durchmasse der Arena sollen 400 B[...] und 200 die Weite [sein]:

Wir besuchten auch das sogenannte Lazarett neben der Porta orientale: ein grosses Viereck, mit einstöckigen Gebäuden umgeben, das zur Zeit der Pest anno 1489 erbaut worden sei: das aber gar nicht Merkwürdiges hat.

Das Theater della Scala, ein sehr grosses Gebäude, besahen wir im Innern: es ist gegenwärtig ausgelegt, demontiert, da daran gebaut wird.

Etwa eine halbe Stunde vor der Stadt auf der Strasse von Simplon liegt ein grosses Gut namens Sindonetta, das wegen seines Echo[s] berühmt ist. Das Schloss selbst ist zerfallen und wird, wie es scheint, nicht unterhalten. Das Schloss bildet zwei Flügel, die ungefähr ein valor [?] 45 Schritte auseinander stehen: die Mauern haben die eine keine, die andere nur ein Fenster [es folgt eine von Freyenmuth angefertigte Skizze].

Die Höhe wird zwei [?] hohe Stock oder 30 Fuss sein: wenn man ungefähr in Mitte der Höhe

3 Pinacoteca di Brera im barocken Palazzo Brera.

4 Raffaello Santi (1483–1520), Maler und Baumeister der Renaissance.

5 Marco Palmezzano (1438–1494): Madonna mit Kind und Heiligen.

6 Freyenmuth meint den Palazzo von Graf Barbiano di Belgioiosa, um 1790 entstanden. Der Garten gilt heute als wichtige Sehenswürdigkeit.

herausruft, so wiederholt sich das Echo bestimmt eine Menge mal: und verliert sich allmählich: man lässt gewöhnlich ein paar Pistolenschüsse los –: bei A [betrifft die oben genannte Skizze] gibt es kein Echo. –

Das Echo ist allerdings frappant. Der Zufall hat wahrscheinlich das Mauerwerk in einer Entfernung auseinandergesetzt, um den Effekt hervorzubringen.

Was mich noch mehr als dies interessierte, ist die Landwirtschaft, die dabei betrieben wird und eingerichtet [ist] –: ein Teil oder vielleicht alle Wiesen können bewässert und jährlich 4 mal abgeschnitten werden –.

Der Bauer hält circa 10 grosse Schweizer Kühe, die fast nur zu gut genährt sind, eine Anzahl Ochsen und Pferde: alle Leute hatten ein[en] Anschein von Gesundheit und Stärke –: Die Ökonomiegebäude sind nur einstöckig, man versorgt das Heu zum Teil unter dem Dach der Stallung, teil[s] in Schuppen: so wie das Stroh –: [...] bei diesen sah ich auch einen Acker mit Fenchel bestellt –. Der Fenchel wird an die Bäcker nach Mailand verkauft –.

An der Porta Ticinese, jardin Marengo, ist ein Triumphbogen, der zum Andenken der Schlacht von Marengo erbaut worden. Die Inschrift ist verändert worden, in lateinischer Sprache heisst es: zum Andenken an den wiederhergestellten Frieden 1815, pace restituta: die Inschrift auf der Seite der Stadt kann ich nicht mehr erinnern –. Bei dieser Porta fängt der Kanal an, der nach Pavia in den Po führt und den auch Napoleon bauen lässt [liess]: welcher [der Kanal] mich ungemein interessiert: etwa ½ Stunde von der Stadt ist eine Schleuse, von der der Kanal etwa 10 bis 12 Fuss, vielleicht 14–16 Fuss niedriger liegt, ich war eben eingetroffen, als die Wasserdiligence anlangte, um herabgelassen zu werden.

Der Kanal läuft gerade fort, die Ableitung des Wassers geschieht zur Seite: wenn das Schiff an das Ende des Kanals, wo die Schleusen angebracht sind, eingetreten, wird die obere Schleuse geschlossen:

und [...] die Öffnung durch ein Drehen [...] aufgemacht: die Einrichtung kann man nicht sehen, wenn das Wasser abgeflossen wird [sic], dann [wird] die untere Schleuse geöffnet und das Schiff läuft aus: umgekehrt wird verfahren, wenn ein Schiff von unten hinauf will: da die obere Schleuse nicht genau schliesst und desnahen das Wasser nur langsam wegen des beständigen Wiederersatzes abfließen würde, so ist hier die Schleuse jedoch so tief, dass die Schiffe über selbige weggehen, eine Wand angebracht, die das durch die Schleuse dringende Wasser auffasst und ableitet, wodurch auch nicht nötig geworden, den Schleusen die ganze Tiefe des Beckens zu geben, wenn [...; unleserlich].

Die Becken oder Kanalende sind von guten Werkstücken sehr solide gebaut –. Der Kanal mag etwa 40 Fuss breit sein, er hat überflüssig Wasser –. Die Schiffe sind und gehen wenigstens 3 bis 4 Schuh oder mehr Schuh im Wasser, sie werden durch zwei Pferde in leichtem Trab gezogen –.

Der Kanal [fliesst] anfänglich rechts, hernach links längs der Strasse nach Pavia –.

Das grosse Spital ist wegen seiner gigantischen Bauart und Grösse ein sehr merkwürdiges Gebäude –: allem Anschein nach scheint daselbst grosse Ordnung und Reinlichkeit zu herrschen: wenigstens was sich aus den zwei auf ebener Erde befindlichen grossen Sälen schliessen lässt –: Im Innern des Hofes steht das Gebäude auf Säulen –.

Allgemeine Bemerkungen über Mailand

Mailand ist [...] eine schöne, angenehme Stadt, lebhaft und stark bevölkert, hat viele Paläste, viele Strassen, gerade, weit und lang, wenige schmutzige Winkel und Quartiere. Man sieht sehr viel Equipagen, die am Abend auf dem sogenannten Corso orientale spazieren fahren. Das Pflaster ist gut, die Fahrgeleise sind mit 2 bis 3 schuhigen Steinplatten gepflastert, so

dass die Räder auf Platten laufen, auch Pferde auf denselben gehen können und auch die Fussgänger ein Gleiches tun: bei breiten Strassen sind doppelte und auch dreifache Geleise: die Zwischenräume sind mit kleinen Kieselsteinen ausgelegt: dies befördert ungemein das Fuhrwerk und macht das Fahren sehr angenehm, da man nicht die mindeste Erschütterung empfindet: deswegen ist auch das Fahren auf den doppelt, 3fach und 4fach breiten Strassen, den sogenannten Corso [sic] sehr angenehm und dient zur Erholung: Wasser hat die Stadt hinlänglich, da in der Tiefe von 20 und einigen Füssen das Erdreich [von Wasser] durchzogen scheint: überhaupt liegt die Stadt auf einer ungeheuren grossen Schutzebene: ein Kanal aus dem Tessin oder dem Langensee, ein anderer aus der Adda oder dem Comersee, verbindet sie mit diesen zwei Seen, von welchen hier alles Baumaterial und das Holzwerk im Überfluss und aus unerschöpflichen Quellen gezogen werden kann: der Granit stösst an den Langensee, Kalk und Marmor an den Comersee – zugleich erhält man dierdurch frisches Wasser die Menge, dass ein grosser Teil der Gegend um Mailand bewässert und zum fruchtbaren Boden umgewandelt werden kann: man hat viele Wiesen, die man bis viermal abmähen kann: das Gemüse gerät vor der Stadt unglaublich schön und ohne so viele Bemühungen, die man bei uns verwenden muss –.

Sobald man die Alpen überstiegen und die Talgründe erreicht hat, geht die Maulbeerbaumzucht oder der Seidenbau an: die mittäglichen Täler, die nicht höher als der See von Como und Lago maggiore liegen, haben hiervon eine wichtige Nahrungsquelle, alle Ebenen von Mailand tragen Maulbeerbäume:

Man pflanzt übrigens nebst Weizen hauptsächlich Mais, von dem mehr als 1/3 bepflanz ist, auch als Nachfrucht wird eine kleinere Art Mais gepflanzt –: der Mais scheint die Hauptnahrungsquelle der armen Volksklassen zu sein:

Es war für mich sehr interessant gewesen, die Kanäle zu sehen, von denen das Land durchschnitten ist und die Verbindungen, die dadurch erzweckt werden, allein die Kürze der Zeit meines Aufenthaltes erlaubte nicht, mich hierüber [genauer] umzusehen – das ist gewiss, dass das Kanalwasser ganz in die Stadt gebracht werden kann und dasselbe vermutlich unterirdisch zur Reinigung der Abtritte dient –: auch die Arena wird bewässert, hinter [?] dem grossen Spital sieht man Kanalwasser, ebenso um die Villa belgioso –: bei der Porta romana ist ein Platz zum Ausladen.

Die Mailänder scheinen mit im Ganzen ein guter Schlag Menschen zu sein: das Frauenzimmer hat einen etwas schlaffen Körperbau und eine Anlage zum fett Werden, was man von allen Gegenden sagen kann, die wir durchreist haben.

Die Stadt soll 5000 [...] im Umfang haben, die Remparts [Befestigungsanlagen] inbegriffen: die alte Stadt nur 3000 von der Porta orientale bis zur Porta des Tessin [...] 9240 Fuss –.

Weitere Bemerkungen

Da die Stadt mitten in fruchtbarem Lande liegt, so hat man auch Lebensmittel im Überfluss: gute Milch hat man zur Genüge, sie wird ab den Pachthöfen in grossen Zubern, die oben etwa[s] verringert zugehen [schmäler werden] und die in zwei Zapfen hängen, nach der Stadt gefahren: alles Fuhrwerk für [vor] und im Innern der Stadt wird mit Wagen betrieben, die unten näher beschrieben werden –.

Pferde hat man meistens braune von grossem Schlag: viele [...] und Schweizer Pferde, die hohen Herrschaft Holsteiner –:

Die Anzahl der Pferde muss äusserst bedeutend sein, da man oft auf dem Corso allein bei 400 Equipagen zählt – –. Der Veturin [Vermieter], der uns die Lehenspferde gab oder mit dem wir unsere Reise nach Genau akkordierten, hat 40 Pferde:

In vielen Läden sieht man Speck von der ganzen Länge des Schweines in grossen Flächen aufgehangen:

Jedes Quartier scheint übrigens auch seinen besondern Gewerbe zu haben: z. B. Goldarbeiter, Seidenfabrikanten etc.

Bettler gibt es hin und wieder, jedoch nicht viele – so dass sie wenigstens in Mailand nicht belästigen –. Die Kirchen werden fleissig besucht und man findet immer Betende.

Früchte, Pflaumen, Pfirsiche, Birnen finden wir auf den Märkten im Überfluss –: eigentliche Äpfel, Birnenbäume konnte in Mailand keine finden, die Bäume sind meistens in Gärten gepflanzt [sic] und in Umzäunungen in den Höfen.

Man sieht sehr viel grosse und kleine Säulen von Granit, der [den] jedoch nur selten geschliffen oder poliert fand, sonst ist sehr vieles aus Ziegel gebaut –: die Stiegen sind meistens von Steinplatten, wahrscheinlich werden wenige Stiegen von Holz in Mailand anzutreffen sein –: ebenso sind die Fussboden, von [...] oder Ziegel oder polierten Steinplatten – gebaut: man findet wenige Fussboden von Holz –.

Dächer sind viele mit Schiefer, andere mit Holzziegel[n] gedeckt: die Dachstühle haben jene einfache Konstruktion, wie man in Frankreich beobachtet.

Nach kaum 2tägigem Aufenthalt verliessen wir Mailand und nahmen den Weg nach Pavia längs dem Kanal. Die Strasse ist prächtig in geraden Linien: unterwegs sahen wir bedeutende Reisfelder und dazugehörige Bewässerungsanstalten: wir passierten eine Brücke, die gedoppelt über das Wasser geht und wo sich auch zwei Strassen kreuzen, der untere tiefliegende Kanal ist kleiner als der obere: die ganze Brücke ist von Ziegelstück gewölbt –: [Es folgt eine Skizze]. Wir besahen die berühmte Carthaus [Kartause⁷], die eine unglaubliche Menge von Reliefs und Marmorstatuen [aufweist]: es seien jährlich 5000 Lire zum Unterhalt angewiesen –. Die Carthaus habe

bei einer Million Einkünfte gehabt, als sie Kaiser Joseph aufhob –. Da wir eine kleine Beschreibung über dieselbe angekauft haben, so übergehe ich, mehreres über dieselbe zu sagen.

Pavia, wo wir durchreisten, ist eine ziemlich grosse Stadt: das Universitätsgebäude ist sehr gross und in grossem Stil erbaut: wir besahen das anatomische Kabinett, in dem [wir] einige besonders interessante Knochenpräparate fanden, ich weiss nicht, ob man uns die ganze Sammlung gezeigt hat. Ich fand sie nicht so zahlreich an Präparaten als ich vermutete.

Pavia hat ein Pflaster wie Mailand: hier ist eine Brücke über den Tessin, aus vielen Bögen gewölbt und überdem [überdies] mit einer Dachung bedeckt. Der Fluss ist ziemlich mächtig.

Nicht fern von Pavia betritt man den piemontesischen Staat, und zwar zu Grandevallone, wo ein Douanebureau und wo alles Gepäck so wie die Pässe untersucht werden –. Bald passiert man den Po auf einer Schiffbrücke von wenigstens 40 grossen Schiffen, von denen aber gegenwärtig wohl 10 bis 15 auf dem Trockenen sind.

Der Fluss ist gelbtrüb, läuft ziemlich langsam und scheint oft ungemein angeschwollen. In dieser Gegend ist man schon den Apenninen ansichtig, die sich als niedrige Berge erheben.

Man passiert Voghera, einen ziemlich grossen Ort, dann mehrere ganz trocken liegende Flussbette, dann ein grosses mächtiges Flussbett gegen Tortona zu, in dem aber jetzt kein Wasser enthalten: nämlich die Scrivia [Freyenmuth schreibt Scrivera], deren Ursprung wir bis auf die Höhe der Apenninen verfolgten, da die Strasse im Gebirge ihrem Bett folgt –. Das Land ist überall ganz flach, bis auf die Verwüstungen der Flüsse gut gebaut –.

Tortona ist eine ziemlich grosse Stadt mit ziemlich engen Gassen: hat[te] ehemals eine grosse Zita-

7 Gemeint ist die touristisch bekannte Certosa die Pavia.

delle auf einem Felsen und viele Festungswerke um die Stadt, die jetzt mehr oder weniger abgetragen sind –: die Wälle so wie auch die Häuser sind aus Ziegel gebaut –. Die Stadt liegt auf der Seite der Apenninen, da sich das Land vom Po weg allmählich doch nur sehr schwach erhebt –: da wir nur die Nacht in dieser Stadt verweilen, so weiss [ich] über dieselbe nichts Weiteres zu sagen: die Gegend hat Maulbeer und Rebbau –.

Von Tortona bis Novi ist durch aus eben Land und eine gute, aber nicht so reiche Gegend als um Mailand –: Novi [ist] eine ansehnliche Stadt, die am Fusse der Apenninen liegt, in dem sich da das Gebirge erhebt: die Strasse von da aus [...] läuft stundenlang im Talbette der Sivia, es wurden Felsen gesprengt und viele Brücken und Stützmauern gebaut: sie hat eine sehr mässige Steigung von etwa 3 Zoll auf das Klafter, selten mehr –: die Strasse ist durchgehends 50 bis 80 Schuh über der Scrivia an den Bergabhang eingeschnitten, der Plan zu dieser neuen Strasse wurde unter der französischen Regierung gemacht, die gänzliche Ausführung aber geschah durch die gegenwärtige Regierung –.

Die Apenninen gleichen in etwas [sic] dem Jura: aneinander gereichte Berge von 800 bis 1500 bis höchstens 3000 Fuss hoch mit engen Zwischentälern [...]. Die Oberfläche der Berge besteht an vielen Stellen aus einem blätterigen Gestein, das sehr leicht verwittert, in der Tiefe scheinen Kalkstein zu streichen, der das Ansehen von Alpenkalkstein hat: blaugrau mit weissen Adern durchzogen –.

Die Abhänge der Berge müssen sehr verwittern, sonderheitlich wenn das Gefrieren im Winter die Auflösung befördern würde. Das Gebirg ist übrigens ganz trocken und Wasserquellen scheinen äusserst selten zu sein: auch die Scrivia hat fast gar kein Wasser, die sämtlich vertrocknet[en] Flüsse der Apenninen scheinen aber bei anhaltendem Regen sehr anzuschwellen und viele Verwüstungen anzurichten –: der Mangel an Feuchtigkeit, der seltene Regen scheint

denn auch das Apenninengebirge ziemlich unfruchtbar zu halten, da selbst der Holzwuchs sehr kümmerlich gedeiht: am Fusse gibt es zwar Kastanien, in der Höhe aber ist nur struppiges Gebüsch: Am Kulminationspunkt der Strasse ist ein Wachthaus mit einem Militärposten: Die Bewohner des Apenninengebirges sind übel berüchtigt. Wirklich haben dieselben ein Aussehen, das kein Zutrauen einflösst, halb gekleidet, von der Sonne verbrannt, und meist mit Bärten, die vielleicht alle 14 Tage nur mit der Schere geschnitten werden, machen dieselben ein Ansehen von gefährlichen Jaunern [Gauern], die sich nichts daraus machen, den Reisenden auszuplündern –: auf der neuen Strasse ist es aber ganz sicher und man soll nichts mehr von Räubern hören –: die Strasse ist sehr besucht, da unausgesetzt Fuhrwerk von und nach Genua geht – das Fuhrwerk ist alles zweiräderig und wird mit 1 bis 5 Pferden oder Maultieren betrieben; letzte sind sehr häufig und übertreffen die Anzahl der Pferde; es wird viel Getreide aus dem Piemontesischen nach Genua gefahren – wenigstens scheinen mir die Ladungen hauptsächlich aus solchen zu bestehen : –

Vom höchsten Punkt der Strasse geht dieselbe sehr schnell in grossen Windungen in das Tal der Polcevera, sage Polcevera, herab: die Polcevera ist ein Waldstrom, der diesmal auch ganz trocken ist, der durch ein schmales Talgeländer [sic] dem Meer zu geht: das ganze, ziemlich grad laufende Tal wird nicht viel über zwei Stunden lang sein; es hat keine starke Senkung, desnahen man denn auch hinten im Tal gleichsam an eine Wand auf die Höhe des Gebirges fahren muss: die Polcevera hat ein sehr breites, mit Geschiebe und Kalksteinen und Trümmern von Schiefer bedecktes Bett: wahrscheinlich allzu breit und daher kommt es, dass die Geschiebe liegen bleiben, und überhaupt der Waldstrom ein weit furchbareres Ansehen hat als er verdient –.

Je mehr man in diesem Tal vorwärts und näher dem Meere zurückt, desto lebhafter wird die Strasse,

die am Ende immer mit Fuhrwerk aller Art bedeckt ist: Die wenigen ebenen Plätze sind mit Reben, Mais, Kastanien und dergleichen Sachen bepflanzt –.

An der Mündung des Tales gelangt man an das Meeresufer, an dem eine Menge schwerer Anker liegt, den Leuchtturm von Genua, den man schon von ferne erkennt, hat man zur Linken. –

Der Leuchtturm ist auf einem in das Meer vorspringenden Felsen gebaut, der zugleich zur Bildung des Hafens dient: noch soll ich bemerken, dass man im Tal der Polcevera und schon am Abhang der Strasse der Festungswerke, die auf dem Kamm des die Stadt anschliessenden Gebirges angebracht sind, ansichtig wird: Es ist ein Gemäuer von sehr grosser Ausdehnung, in dem an besonderen Plätzen Kastelle angebracht sind –:

Die Strasse geht durch einige Tore über den Felsen des Leuchtturms. Hat man diesen passiert, so wird man auf einmal ganz Genua[s] ansichtig und des Hafens, um den wie in einem Halbkreis die Stadt gebaut ist: dieser Anblick ist äusserst interessant und macht einen ungemeinen Eindruck.

Der Hafen, der Ozean, die Menge Schiffe mit ihrem Tauwerk, die Stadt, die sich wie terrassenmässig erhebt, und die, da die Dächer mit Schiefer bedeckt sind, ein gar gefälliges Ansehen hat, und sich vortrefflich aus [auf] dem grünen Hintergrund ausnimmt, überraschen und reissen in Erstaunen hin: so dass wir es sogleich nicht bereut haben, die Reise hierher unternommen zu haben –.

Genau selbst ist im Allgemeinen schön gebaut und zählt mehr Paläste als irgend eine Stadt von solchem Umfang. Die Strassen sind aber eng und die meisten Häuser ungemein hoch: die rue balbi und nova bestehen aus lauter grossen Palästen: vieles ist aus weissgrauem Marmor aufgeführt: Wir besuchen das Palais ducal, das eine prächtige Fassade hat, die schönste, so wir gesehen haben. Man sieht daselbst zwei Säle mit vortrefflichen Malerei[e]n: einen grossen und einen kleinen Saal.

Das Palais de Mariel [?] Durazzo⁸, das der König für 5 Millionen gekauft habe –: dieses Palais [in diesem Palais] haben wir lange verweilt und alle Zimmer durchlaufen: es fanden sich darin eine grosse Anzahl von Gemälden von bedeutenden Meistern, auch ein Saal mit Statuen: dieser Saal heisst der Salon de Paola [?]: man sieht darin: die Entführung Proserpinas von Francois Schiaffino, 4 Statuen von Philippe Parodi.

Unter den Gemälden wollte man uns hauptsächlich rühmen Olinde und Sophrosine, die verbrannt werden sollten als Clorinde anlangt, sie zu retten, von Paul Veronese, vom gleichen Meister Magdalena au pied du Christ um Häuser der Pharisäer –. Die Zimmer sind alle reich ausgerüstet –.

Ferner sehen wir den Palast von Jean Baptist Serra [?], mit sehr reichen Vergoldungen und Spiegeln. [Er] hat einige Ähnlichkeit mit den alten B[...] zu München, scheint aber weit kostbarer. Das Palais von Andreas Doria, die Gärten von J. Charles de Negro, wo eine grosse Anzahl exotischer Gewächse, teils im Freien, teils auch in Treibhäusern gehalten werden: dieser Garten ist am Berg auf Felsen mit Terrassen, er hat eine gar liebliche Aussicht. Wir sahen mehrere Olivenbäume, Zuckerrohr, Palmenarten, überhaupt viele mir ganz unbekannte Bäume: ich bedaure es sehr, mir die Bäume nicht vorgemerkt zu haben: die Agave americana blüht da mehrere Male, man zieht [...] mehr als acht Schuh hohe Blütenstengel, an einer Wand aufgehängt.

Im Garten von A. Doria sieht man Nevium [?] Oleander, 20 bis 30 Fuss hoch in schönster Blüte: Vinca rosea [?] mit Blättern über 2 ½ Zoll lang –. Überhaupt gedeihen hier mit einiger Sorgfalt viele südliche Baumarten und andere Gewächse –.

Wir bestiegen die Cupola der Chiesa Santa Maria da Carignan, wo man eine gar schöne Aussicht über die Stadt [und] deren Umgebung und das Meer

8 Heute Palazzo Reale, auch Palazzo Balbi Durazzo genannt.

hat; auf dem Meer sah man immer Schiffe in vollen Segeln.

Die Festungswerke gegen Osten sind zum Teil abgetragen und in einen Spazierweg verwandelt, der sehr besucht wird: am Sonntag war er ganz mit Menschen aller Art bedeckt –.

Die Frauenzimmer bis auf die höheren Stände sind ziemlich gleich gekleidet: sie tragen ein Tuch von Mousselin über den Kopf bis $\frac{1}{2}$ auf die Arme herab: es heisst dieser Putz Mezzaro? und ist hier eigentümlich: es herrscht in demselben eine grosse Reinlichkeit.

Im sehr geräumigen Hafen lagen eine Menge Schiffe, man sagt gegen 300, eine Anzahl auf der Seite des Leuchtturmes, die in der Quarantäne seien, die weit grössere Anzahl aber auf der Seite der Stadt in der Port frank.

Wir liessen uns ausser den Hafen in das hohe Meer fahren. Wir bestiegen eine Corvette mit 150 Mann Besatzung und 24 Kanonen: sie war sehr interessant –: das Steuerruder wird, wie es scheint, durch ein Rad geleitet, das auf dem Boden ist: vor diesem Rad stehen zwei grosse Laternen, in denen 2 Seekompassse angebracht sind, die man solchermassen beständig vor Augen hat. Unter dem Verdeck sieht man die Küche, Wasserbehälter, Anker, Taue, Winden, Pumpen: ein grosser Teil der Mannschaft war beschäftigt mit Aufräumen, Kleider- und Waffenreparaturen etc. Die Corvette [...] ist ganz segelfertig, um in wenigen Tagen mit einem Consul nach Tunis abzugehen: die Kanonen sind von grossem Kaliber und bis auf eine von Gusseisen –. man müsste länger als wir es taten, verweilen, um die ganze Einrichtung in dem Zusammenhang aller Teile kennen zu lernen: ein grosses Schiff ist ein Gerät, so dem Menschenverstand Ehre macht: ein Gerät, das uns durch ein oft foppendes Element bei 1000 Meilen weit an einen Ort bringt, der gleichsam aus den Wellen hervortritt –: ich könnte mich auf einem gut gebauten Schiff wohl zur Fahrt nach einer entfernten Stadt, selbst nach Westindien, verständigen –.

Im Port frank, einem kleinen Quartier am Hafen, durch Mauern und Tore von der Stadt abgesondert, finden sich eine [sehr] grosses Quantum Waren, sonderheitlich Manufakturwaren, aufgehäuft: es werden daselbst viele Geschäfte gemacht, die Engländer scheinen den Schweizern viel Eintrag zu tun –: Der ganze Port frank besteht aus circa 8 oder 10 Gebäuden: den Frauenzimmern ist der Eingang nicht gestattet –. Ein Herr Hug von Zürich, der bei einer Handlung angestellt, hatte die Gefälligkeit, uns ihr Magazin zu zeigen –.

Im innern Hafen, der vom grossen durch Mauerwerk abgesondert, findet sich ein grosses, vielmehr 2 grosse Kriegsschiffe, die aber jetzt abgetakelt sind, das ist, das Tauwerk ist alles abgenommen –.

Das Gebirg um Genua erhebt sich allem Anschein nach bei 1500 bis 2000 Fuss hoch: gegen Westen ist der Einschnitt des Polcevera, gegen Morgen der des Torrent Biragno –.

Um den Port franc und in der Strasse gegen die Börse ging es sehr lebhaft [zu]: Man sieht viele Esel, die zum Transportieren von Baumaterialien und Lebensmitteln gebraucht werden.

Von Genua nahmen wir wieder den gleichen Weg über die Apenninen, auf dem wir hergekommen waren: der Weg von Savona nach Turin sei noch nicht gemacht: von Novi geht eine gerade neue Strasse nach Alexandria, vorher passiert man die Ebene von Marengo, wo man weiters keine Spuren der vor 25 Jahren vorgefallenen Schlacht hat –:

Ehe man Alexandria erreicht, passiert man einen Fluss, ich glaube die Bormida⁹, der über dieselbe gebauten hölzernen Brücke fehlen [...]: es ist gerade unter der Brücke eine Schiffbrücke, die man ge-

⁹ Es handelt sich tatsächlich um die Bormida, den piemontesischen Alpenfluss, dessen Quellen als Bormida di Millesimo am Monte Linco und als Bormida di Spigno am Monte Settepani entspringen. Nach der Vereinigung fliesst der Fluss bei Alessandria in den Tanaro.

braucht: unmittelbar nehmen dann die Festungswerke ihren Anfang: die Befestigungswerke waren oder sind sehr ausgedehnt, allein sie wurden von den Österreichern zum Teil verdorben und gesprengt: Die Citadelle, die gegen Westen liegt, hingegen ist unverändert erhalten, sie liegt gerade neben der Stadt, nur ein Fluss, der Tanaro, geht zwischen durch, auch dieser Fluss kann geschwellt werden, es führt darüber eine steinerne gedeckte Brücke, die unter den Kanonen des Forts liegt:

Die Citadelle ist ganz regelmässig aus Ziegel gebaut: alle Teile scheinen in vollkommener Harmonie zu sein: die Werke sind nicht hoch und imponieren desnahen nicht; was der Festung, wie mir scheint, hauptsächlich nachhilft, ist, dass das Land oder wenigstens die Gräben unter Wasser gesetzt werden können und desnahen ihr mit Minen und Laufgräben nicht leicht genähert werden kann –. Mit Ableitung der Flüsse geht es nicht geschwind, und es möchte dies wahrscheinlich viel Schwierigkeiten haben –.

Wir waren zwar im Innern der Citadelle, konnten aber, da der Kommandant eben Mittagsruhe hielt, die Bewilligung zur Besichtigung der Kasematten nicht erhalten –.

Alexandria ist schon eine Stadt von ansehnlicher Grösse, sie hat einzelne schöne Gebäude und einen grossen Platz als Spazierweg im Mittel der Stadt.

Von Alexandria nach Asti wird das Land etwas uneben, und man muss durch ein zwar langsames Steigen auf ein höheres Plateau fahren.

Der Weinbau vermehrt sich: Asti ist sonderheitlich reich an Weinbau. Die dortigen Weine sind berühmt, die roten sind die gewöhnlichsten, die weissen, besten, haben einen süssen Geschmack, der uns nicht bekommen: es sind mehr Frauenzimmerweine –: wir vergnügten uns sehr mit der Untersuchung des Weines an der Tafel: da die Gegend um Asti gegen Turin zu etwas hügelig ist, [...] gefiel es uns sehr –.

Von Asti nach Turin, um die Gegend von Villafranka, hat man eine ungemein interessante Aussicht, an der wir uns geraume Zeit ergötzen:

Zur Linken die niederen Apenninen, gerade vor sich die Alpen, vom Meer an bis in die Gegend des Montblanc. Auf dieser Linie nimmt sich der Monteviso (3815 m) als ein über das Gebirg hervorragender Kegel sehr aus, zur Rechten hat man das ganze Gebirg gegen das Wallis und hinter sich die übersehbaren Ebenen gegen Mailand: das Innere dieses Raumes füllen eine sehr grosse Zahl [von] Städten, Dörfern und Landhäuser[n] aus, deren man in unzählbarer Menge ersichtlich wird –: diese Ansicht ist eine der schönsten und interessantesten, die man sehen kann, und die ich je gesehen habe –.

Etwa 1½ Stunden, ehe man Turin erreicht, kommt man zu dem Königsschloss Montcalderi, sehr schön auf einem Vorsprung eines Berges gelegen, das Gebäude bildet ein grosses Viereck: es hat schöne Anlagen dabei und die Aussicht ist sehr ausgedehnt: die Landwege auf den Ebenen sind ziemlich mit Holz bewachsen und scheinen an Überschwemmungen des Po von Zeit zu Zeit zu leiden.

Von Montcalderi wendet nun die Strasse rechts längs dem Po nach dem nicht fernen Turin, Torino zu: Turin liegt am linken Ufer des Po in einer grossen Ebene: da das Gebirg auf der Seite Frankreichs und auch das Walliser Gebirg nahe zu liegen scheint und auf der rechten Seite des Flusses sich Berge zwar von mässiger Höhe erheben, so hat die Stadt eine eigene Lage wie in einem weiten Kessel: über den Po wurde unter französischer Herrschaft eine steinerne Brücke gebaut: sie ist circa 220 Schritt lang und hat 5 Bogen: das Gestein ist ein Glimmer oder Gneis: die Brustquader sind Stücke von 16 bis 18 Schuh lang, neunzehn –.

Die Stadt ist ohne Tore, da die alten Festungswerke abgetragen und zerstört worden, und gleichsam wie auf einer grossen Wiese oder Allmend hingesezt, die Citadelle liegt zur Seite: zu einer Festung schickt oder eignet sich dieselbe nicht, da sie ganz

von dem Berg am rechten Poufer dominiert wird –. Die Stadt ist regelmässig und man kann sagen, schön gebaut und wenn die Fassaden der Gebäude, an denen bei einem ½ Jahrhundert nichts gemacht worden, aufgefrischt würden, so würde im Allgemeinen die Stadt einen sehr imponierenden Anblick gewähren –.

Die Häuser sind von Ziegel, man sieht zwar auch Werkstücke, aber ziemlich selten.

Wir besahen:

1. Die königliche Residenz, wo noch Hellebardisten [sic] die Wache halten. Das Schloss ist wie andere königliche Schloss [Schlösser] eingerichtet: man sieht viele Tableau[s] oder Gemälde, Uhren und andere Mobilien [sic], Becher, [...], Bildhauerwerke [...] usw.
2. das naturhistorische Museum, das zwar nicht ganz vollkommen geordnet, übrigens ziemlich zahlreich ist –: es enthält auch ein Skelett eines Giraffen: alle Schwämme fanden sich in Wachs, der Natur ziemlich getreu nachgeahmt –.
3. das Antiken Kabinett, durch die vielen vorfindlichen römischen Altertümer ausnehmend interessant – die vollständigste Sammlung aller Arten Geräte, die ich je gesehen –: Auch antike Statuen hat es viele: am Eingang sind zwei kolossale Bilder aus Ägypten, eine Isis und eine andere Gottheit vorstellend, aus Granit grob gehauen –.
4. der [den] Garten des Comte Asiri [?] mit einigen [...] Anlagen.
5. die Werkstatt, wo an Basisreliefs aus weissem Marmor gearbeitet wird: hier wurde angefangen und ein grosser Teil vollendet: von Basisreliefs, die hauptsächlichsten Ereignisse aus dem Leben und den Taten Napoleons, sonderheitlich die

gelieferten Schlachten vorstellend. Der Anblick dieser Basisrelief[s], die aus Stücken von ungefähr 4 Fuss hoch [Höhe] und 5 Fuss lang [Länge] bestehen, hat mich ungemein frappiert; nun wird an andern Relief[s] aus der plateren [?] Geschichte gearbeitet.

6. [eine] Werkstatt, wo in [mit] Knochen und Zähnen gearbeitet wird: hier werden kleine Figuren und Medaillons von [aus] Knochen ausgehauen – von ungemein feiner Art –. [...].
7. die Vigne de la Reine am rechten Ufer des Po am Bergabhang: ein stattliches Schloss, wie man es vor circa 80 und 100 Jahren baute, die Lage ist sehr angenehm: seit 4 Jahren sei aber von der königlichen Familie niemand mehr hingekommen –.
8. Der Spaziergang oder die Gärten, sehr angenehm: man sieht hier eine Menge grosse, 3 Fuss hohe Vasen, von Erz gegossen, in denen Bäumchen gezogen werden –.

Die Stadt ist ziemlich lebhaft, jedoch nicht wie erwartet: Läden für alle Art menschlicher Bedürfnisse gibt es der [jede] Menge, und weit unten, z. B. in den Galerien, die an dem grossen Platz stehen, sehr geschmackvoll ausgerüstet –:

Die Strassen um Turin werden von Grien unterhalten, der durch das Gewicht der Fuhrwerke ziemlich leicht zermahlt wird: desnahen hat es sehr viel Staub: man darf sagen, die Strassen um Turin sind 4 Zoll mit Staub bedeckt, ich wunderte mich, dass das Wegnehmen [die Beseitigung] des Staubes nicht eingeführt ist oder angeordnet wird.

Da man sich nichts Unangenehmeres denken kann, als bei grosser Hitze in einer Staubdecke zu reisen, und doch fährt der Adel und der Hof in diesem hässlichen Staub –.

Die jetzige königliche Residenz [...] liegt mehrere Stunden von Turin auf der Seite von Monte Vera: wir hatten es nicht an der Zeit, hinzufahren und übrigens kein Interesse, dieselbe zu sehen –.

Auch die Superga auf der Höhe neben der Vigne de la Reine, welche wir nicht besuchen, da wir der Kirchen schon so viele bis zum Überdruß besucht hatten –:

Wir nahmen den Weg von Turin nach Chivasso: man passiert auf dieser Strecke 2 Gewässer auf Schiffbrücken: von Chivasso nach Vercelli ist das Land mit Kanälen durchschnitten, so dass man es bewässern kann.

Zwischen Vercelli und Chivasco [sic] ist eine sehr schön gebaute steinerne Brücke über die Doria, sie ist 237 Schritte lang, hat 7 Bogen, jeder von 26 Schritten: jeder Bogen mag 70 bis 75 Fuss halten mit samt den Pfeilern: oder 60 Fuss Öffnung: sie ist aus Gneis und glimmerschieferartigem Gestein gebaut: die Wölbung der Bögen fängt am Wasserstand an: der Bogen hat keinen besonderen Ansatz, die Pfeiler halten wenigstens 10 bis 14 Fuss – das Wasser der Doria, die vom grossen Bernhard herkommt, hat Gletscherwasser, es ist grau trüb, den ganzen Sommer durch –:

Auf der Seite von Vercelli gegen Novara gibt es sehr grosse Reisfelder, von solchem Umfang, dass man sie nicht übersehen kann –. Der Reis ist um Pavia etwas mehr vorgerückt, er fängt an, in Ähren zu schiessen –. –.

Vercelli ist ziemlich gross, hat viele Kirchen, in denen man Gemälde von berühmten Meistern zeigt: in einer Kirche sahen wir Chorherren, die, wie es scheint, sich wieder eingemischt [sic] haben, welche eine Vesper sangen –.

Unter den Professionalisten [Berufsleuten] gibt es hier sonderheitlich viele Schuster –.

Novara ist eine Stadt in einer schönen, etwas erhabenen Lage, wo Seidenbau hauptsächlich scheint betrieben zu werden; die Festungswerke sind zerstört; man hat dagegen schöne Spaziergänge ange-

legt –: Man sieht mitunter schöne Gebäude –: die eine Strasse von Novara nach Arona ist noch nicht ganz beendet: man passiert noch einige bedeutende Ortschaften, die ein liebliches Aussehen haben –. Überall sieht man Maulbeerbäume, Maisfelder und Reben –.

Arona am Langensee scheint nicht von besonderer Bedeutung zu sein, allein als Stapelplatz dennoch bemerkenswert: nicht fern von Arona, zu St. Carlo, über 100 Fuss über dem See, ist die berühmte Statue des hl. Borromäus, das Piedestall [sic] ist 36 Fuss hoch und die Statue hat noch das Gedoppelte dieser Höhe oder 72 Fuss, zusammen 108 Fuss hoch: die Statue hat inwändig einen Mauerstock: an demselben sind die eisernen Stäbe und das Geripp befestigt, aus dem das Kupferblech, aus dem das Gewand und überhaupt die Figur besteht, aufgemacht ist –.

Der Kopf, die Füsse und die Hände seien von Bronze: wenn man die Figur näher betrachten will, steigt man auf eine Leiter von 36 Stäben auf das Piedestal und auf einer an diese angeführte zweiter Leiter durch die Falten des Gewandes in das Innere der Statue, in der man bis zum Kopf auf eisernen Stäben heraufsteigt: sie wurde anno 1697 errichtet.

Die borromäischen Inseln liegen bei 3 Stunden aufwärts, wir schifften uns ein, dieselben zu besuchen –.

Zuerst wurde die Isola madre besucht, diese ist die weniger schöne. Auf einem Felsen von Gneis und Glimmerschiefer sind sieben Terrassen, auf der obersten Höhe ein Schloss, das aber nichts Vorzügliches hat: die Insel ist mit Gebüsch und verschiedenen Bäumen bedeckt, auch sieht man Fasane und Perlhühner. Die Isola bella ist schöner und man hat mehr Lust auf dieselbe verwendet: das Schloss, zwar nicht ganz beendet, hat schöne Säle, sehr [schöne] Gemälde von berühmten Meistern, auch Statuen, sonderheitlich in den untern Gemächern: der Garten besteht aus 10 Terrassen, jede erhebt sich über die andere, alles ist Werk der Kunst und gewölbt.

Neben dem Palast ist der ganze Teil der Insel ein Garten mit den schönsten exotischen Gewächsen und Baumarten bedeckt: als Zedern und Zypressen von ungemeiner Grösse. *Limonea arborea* [...; es folgt eine Aufzählung lateinischer Pflanzennamen]: man zeigt uns eine Eiche von 1604 oder vielmehr, die 604 Jahre alt sei –.

Ein weisser Pfau befindet sich unter dem Geflügel –. Jährlich werden 3 bis 400 Zentner Kohlen gebraucht, die Orangerie zu unterhalten –.

Beide Inseln sind gleichsam Werke der Kunst, daselbst die Erde durch den Menschen hat auf die Felsen gebracht werden müssen –.

Hätten sich diese Inseln nicht des gemässigten Klimas zu erfreuen, so würde ich Mainau denselben vorziehen: sonst sind beide unstreitig liebliche Aufenthaltsorte –.

Von den Inseln fährt man nach Baveno zum Übernachten auf der Post, ein gutes, aber allem Anschein nach teures Logis. Der Wirt verkauft auch Mineralien –: er hat im Hof eine Pumpe mit Messing oder bronzenen Kännchen –: das schon zehn Jahre gut gehe –: er zeigt mir Feldspat Kristalle von ungemeiner Grösse – das Wirtshaus ist einfach, aber gefällig eingerichtet – die Frau hält eine Zahl Blumen Geschirr, und zwar sind alle gut unterhalten –:

Von Baveno fängt man an in das Gebirg zu fahren, obgleich die Strasse noch bis Domodossola wie eben fortläuft –:

Man passiert noch, wie ich glaube, zu Gravelona eine steinerne, aus Granit gebaute Brücke von 5 Bogen, alle andern Brücken über den Simplon, einige kleinere ausgenommen, sind von Holz mit stark gemauerten Fundamenten und Eingängen: die Unterlagen sind meistens bedeckt und können von Fäulnis nicht leicht angegriffen werden –:

Domodossola hat nichts Merkwürdiges, es ist ein Ort im Gebirg: eine kleine Stunde von da passiert man Crevola, wo eine hohe Brücke über ein starkes Gletscher Wasser gebaut ist: hier ist eine Glashütte:

diese Brücke, wäre sie von Stein, gehörte unter die merkwürdigsten der Simplonstrasse. Die Strasse schleicht dem Gletscherbach nach immer weiter ins Gebirg und durch einige Galerien: der Fuss des Gebirges ist beinahe in der ganzen Länge mit Steinblöcken, Felsblöcken von ungeheurer Grösse bedeckt, und es scheint sich das Gebirg, obgleich aus einem Stein bestehend, immer noch zu zerklüften: etwa fünf Stunden von Domo [sic] gelangt, geht endlich die Strasse auf den Gebirgrücken und man gelangt nach Simplon, ein Dorf hoch im Gebirg, noch auf der Mittagsseite: man hat von da noch 1 ½ Stunden zu steigen bis zum Kulminationspunkt der Strasse: hier findet man sich von hohen Firsten umgeben, die fast alle Gletscher und Schnee tragen, und die einen allerdings sehr interessanten Anblick gewähren: mitternächtlich sieht man in das enge Tal des Wallis herab: und man befindet sich der Jungfrau, dem Aletsch- und Vieschergletscher gegenüber –.

Ins Wallis geht es sehr steil und schnell: man hat desnahen, um eine leichte Steigung auf diese Höhe zu bekommen, mit der Strassenlinie einen sehr weiten Umweg, der bei 3 Stunden beträgt, machen müssen: Bei dem obersten Refuge auf der Walliser Seite sieht man ins Tal der Rohne [sic] wie durch eine Spalte, man glaubt kaum eine Stunde Zeit erforderlich, um herab zu kommen, allein man hat noch bei vollen 4 Stunden –.

Von Brieg [sic], einem Flecken, trennte sich unsere Gesellschaft: Herr Hirzel und ich nahmen den Weg nach Oberwallis und übernachteten in Münster: das Tal von Oberwallis ist bis über Münster sehr eng: die Rhone nimmt die ganze Spalte ein, die vielen Dörfer sind an den Abhängen:

Der Gletscher von Fiesch kommt bis eine Stunde in das Rhonetal: das von demselben her strömende Gletscher Wasser wird der Rhone nicht nachstehen: ob Münster hat das Tal noch eine bewohnbare Fläche: man hat noch mal alles Heu gesammelt, die Gerste reift dennoch an den mittäglichen Abhängen –.

Von Münster ging es der Rhone nach und längs dem Rohnegletscher über die Furka, wo man noch über Schnee wandeln muss, nach Realp, Hospental, nach Andermatt am folgenden Tag, von da bis Einsiedeln; von von da aus über Rapperschwyl, Wald, Fischental und Bauma hierher zurück –.

Über diesen langen Teil der Reise, den wir noch zu Fuss machten, schreiben wir noch Folgendes nieder –.

Der Menschenschlag im Oberwallis scheint ziemlich stark: Cretins sollen nicht bemerkt werden: hingegen zu Brieg sieht man sehr elende Menschen mit ungeheuren Kröpfen. Man sieht oft Mädchen von gut gewachsenem Körper, ansehnlicher Grösse und festem, derben Fleischbau –. Die Lebensweise der Oberwalliser sei einfach, viel Milch und Käse, Erdäpfel und Fleisch: die Scheunen und Gaden stehen durchgehend auf 3 Schuh hohen Pflöcken, die noch mit einer Steinplatte bedeckt sind: der Grund dieser Bauart wird dahin angegeben, um die Mäuse von der Frucht abzuhalten –.

Die Reise über die Furka ist sehr interessant, der Weg geht ½ Stund lang dem Gletscher nach, auch die berühmte Mayenwand, den Weg vom Rohnegletscher an den Grimsel, sieht man, da man am Fuss desselben hinreist: die Furka passiert, sieht man die Quelle der Reuss vom Gallenstock herabkommen usw.

Im Tal von Urseln [Urserental] ist noch nicht ganz Heuernte gehalten: die Hörner um dieses Tal tragen meistens Schnee oder Gletscher, zu Andermatt am Morgen früh fand die Temperatur des vorbeifliessenden Gletscherbaches 5° + Reaumur.

Am Fussweg von Realp nach Hospental viel *Gentiana purpurea*. –

Im Oberwallis, in das man bis jetzt nur zu Pferd gelangen kann, fängt man auch an, einen Fahrweg anzulegen: es sind schon mehrere Strecken gemacht: in der Gegend von [hier lässt Freyenmuth, weil er sich nicht erinnern konnte, eine Lücke offen] ist eine Brücke

über die Rhone, die durch Felsenritzen läuft, die 94 Fuss über das Flussbett [läuft]: von dieser Brücke windet sich die Strasse in eine ansehnliche Höhe im Zickzack am Felsen: die Strasse wird nur 12 bis 14 Fuss breit und kann desnahen an solchen Bergstellen nicht ohne grosse Vorsicht befahren werden.

Die Strasse über den Simplon ist so angelegt, dass [sie] nur 2 ½ Zoll Steigung auf 6 Fuss stark hat; sie ist durchaus gut unterhalten: auf der Seite von Wallis scheint die Stelle unter dem Kaltwasser Gletscher, durch den man in geringer Entfernung ob sich hat, gefährlich: gegenwärtig ist man im Bau eines Gewölbes, das an die Galerie angestossen wird, begriffen –:

Dass alle Brücken über den Simplon aus Holz gebaut, haben wir schon bemerkt –.

Der Weg von Domo bis ½ Stund von Splügen [verwechselt mit Simplon] geht durch ein schauerlich enges Tal: der übrige Teil der Strasse hat bei hellem Wetter eine freie Aussicht: auf dieser Strasse folgen die interessantesten Teile sogleich in einem fort.

Auf den Strassen durch Bünden hingegen hat es Unterbrechungen: die *Via mala*. Die Rofflen scheinen mir so schauerhaft als irgend eine Stelle der Strasse vom Simplon.

Auf den Bündner Strassen sieht man freilich keine Galerie wie bei dem Wasserfall von [...], die bei 200 Schritt lang –.

Bei Crevola liegt an der Strasse eine unter Napoleon nach Mailand bestimmte Säule von 36 Fuss Länge und 3 ½ Schuh Dicke: 5 andere zu dieser gehörenden Säulen liegen nicht fern davon noch in Brieg: ich weiss nicht, ob sie nicht zum Triumphbogen von der Simplonstrasse bestimmt wären –: die Säule scheint weisser Marmor zu sein –.

Die Strasse von Göschenen nach Altdorf ist nun auch fahrbar, viele Seiten und Stützmauern wurden so schlecht gemacht, dass man sie wieder neu aufbauen muss: gegenwärtig ist man wirklich an vielen Stellen in Erneuerung der eingestürzten Mauerwerke

begriffen –: bei Wassen wurde die Strasse auf die Höhe des Dorfes geführt, mit der Hälfte Kosten hätte sie zweckmässig unten durch gemacht werden können –.

Von Schwyz nach Einsiedeln [ist] eine Fahrstrasse, die aber noch nicht ganz neu gemacht ist: Einsiedeln ist eine niedere Alpgegend, gute Wiesen, aber kein Baumwuchs ausser den Tannen –:

Das Stift, in dem wir sehr gut aufgenommen wurden, zählt einige aufgeklärte Männer, unter denen hauptsächlich Herr Kählin zu zählen: zum Unterricht hat es ein kleines naturhistorisches Kabinett, auch einen physikalischen Apparat –. Die Bibliothek hat viele interessante Werke aus dem Fache der Naturwissenschaften. Es werden 36 Zöglinge gehalten, die allem Anschein nach einen zweckmässigen Unterricht erhalten.

Das ganze zu unterhaltende Personal mit Inbegriff der Zöglinge mag 150 bis 160 betragen, da man keine ausgedehnte oder komplizierte Landwirtschaft hat, so braucht es auch nicht viel Dienstboten – die Gebäude des Klosters sind grösser als das Bedürfnis erfordert: das 1/3 [eine Drittel] steht unausgebaut und leer –: es herrscht ziemlich viel Einfachheit und keine eigentliche Pracht: nur die Kirche allein ist zu sehr verziert oder mit Zierungen überladen: übrigens sind keine eigentlichen Kunstwerke der Malerei und Bildhauerkunst aufzuweisen, sondern die Heiligenbilder sind ziemlich gemeines Zeug –.

Als ich einem Herrn des Konventes bemerkte bei der Kapelle der Mutter Gottes: dass das das wundertätige Bild sei: [sagte er ...], das glaubt selbst der Bauer nicht mehr: das Gesicht ist durch den Russ der ständig brennenden Lampen schwarz geworden –.

Über den Ezel [sic] [ist] eine bis auf weniges bedendete Strasse angelegt: die Steigung ist sehr stark und beträgt allem Anschein nach über 1 Zoll auf den Fuss: auf dem Ezel hat man eine schöne Aussicht auf einen grossen Teil des Kantons Zürich –.

Zu Rapperschwyl sah [ich] den neuen Gasthof und die Dampfheizung des Herrn Heusy: das Gebäude hat eine gefällige Einrichtung, die angebrachte Dampfheizung scheint nur noch nicht ganz durch Erfahrung erprobt: da an der Einrichtung immer abgeändert wird. Herr Heusi [sic] hat einen Künstler Geist, er scheint viel auf Probieren zu verwenden –: Ich zweifle, dass er eingreifende Kenntnis in der Physik besitze: er möchte den Dampfkessel der Dampfschiffe vereinfachen und die Einrichtung verbessern: und glaubt auch, bei seiner Dampfheizung die Dämpfe über den Siedepunkt zu erhitzen und dann mit wenig Wasser den Apparat in Gang zu halten und die Wärme in die Zimmer zu führen – –: allein es dürfte Schwierigkeit geben, eine solche Dauer versprechende Einrichtung zu treffen, die zugleich mit Ersparnis von Brennmaterial verbunden wäre.

Wald im Kanton Zürich hat eine ziemlich unebene Lage an der Jona, das Dorf ist sehr zerstreut, das Fischental ist ziemlich eng: die Hauptzuflüsse der Töss kommen aus den Schnabelhorn Tälern, bei Steg vereinigen sich die verschiedenen Gewässer: das Bett ist ganz trocken, weiter unten, um Wylen, kommt das Wasser in steilen Quellen wieder zum Vorschein –:

Bauma ist eine grosse, aber sehr zerstreute Gemeinde: Im Kern hat es einige gut gebaute Häuser, sonst ist das Land von Bauma bis Fischenthal eng und an und für sich sehr arm –.

Landwirtschaft in der Lombardei und im Piemont [Nachtrag]

Ich habe zwar aus Unkunde der Sprache über diesen mich hauptsächlich interessierenden Zweig nicht die erwünschten Erkundungen machen können: die Lombardei und das Piemontische, soweit wir es durchreist haben, ist flach: der Boden besteht in der Tiefe aus Geschiebe, die mehr oder weniger mit Schleimboden bedeckt sind: Die Krume scheint nir-

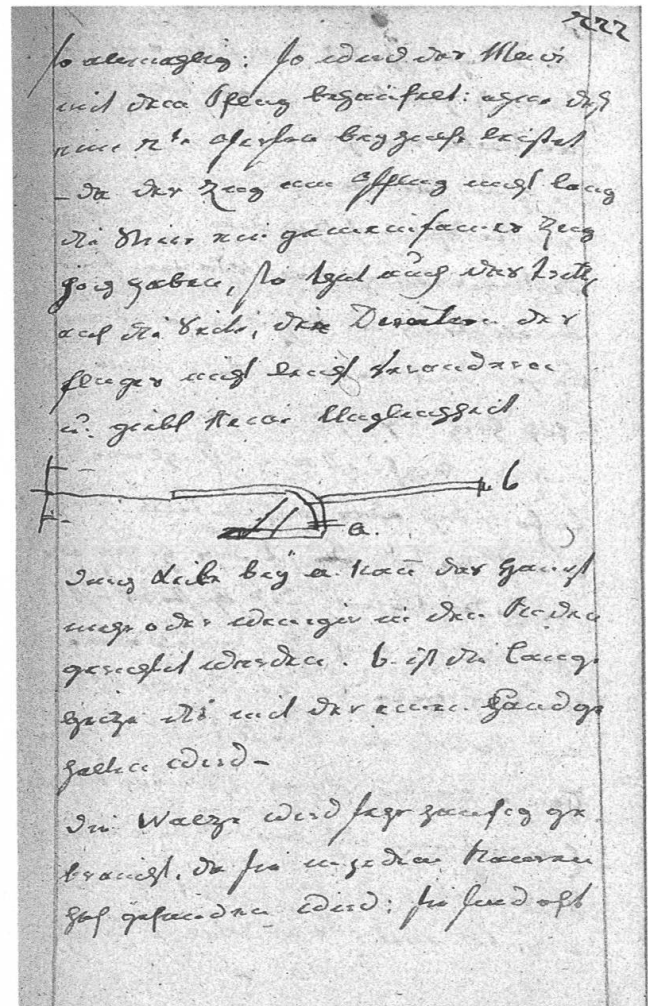
Abb. 21: Tagebuchseite vom 7. August 1825 mit der Skizze eines norditalienischen Pfluges.

gends zäher Tonboden zu sein, wie wir bei uns beobachten: vieles Gelände hat einen leichten, fast staubigen Boden, der sich leicht mit der Schaufel und dem Pflug bearbeiten lässt –: es kam mir fast unbegreiflich vor, dass er nicht an eigentlicher Tröckne leidet: man pflanzt durchgehend Mais und den 3. Teil, vielleicht die Hälfte des Bodens sind damit bedeckt –.

Das grosse Mais, so bis 10 Fuss und selbst noch höher wird, stand eben in Blüte: der kleine [Mais] scheint als Nachfrucht gepflanzt.

Man pflanzt eine Art Haarweizen [sic], der schon eingesammelt und gedroschen war: er wird ein paar Fuss hoch über der Erde abgehauen, sogleich in kleine Bündel, die von der Hand gebunden, [geordnet], die Halme werden hernach mit der Sense abgeschnitten: das Dröschchen [sic] geschieht unter freiem Himmel, gewöhnlich auf einem tennmässig geebneten Platz vor den Ökonomiegebäuden: anstatt eigentliche Pflögel hat man ein Haupt aus einem dünnen Stab wie der Stiel bestehend, es ist nur ein Peitschen ohne Ordnung: bei der grossen Hitze in der Sonne gehen die Körner leicht los –: Man scheint auch unsere Staubmühle nicht zu kennen, sondern durch das Werfen bei etwas Windzug scheint man die Reinigung allmählich zu erzwecken:

Der Pflug ist einfach, ziemlich unförmig und lässt sich nicht leicht beschreiben: die Landseite hat eine vorspringende Sohle, die hindert, dass das Haupt bei dem leichten Boden nicht aus dem Boden ent-schlüpft, das Streichbrett ist von Holz und gewunden: das Ganze ist ein sehr langer, wohl 8 bis 10 Fuss langer Arm aus einem 3 bis 4 zolligen Brettstück bestehend: es werden immer nur zwei Stiere vorgespannt, diese ziehen an einem gemeinschaftlichen Nacken-joch: die Leitung der Ochsen geschieht mit einer Stange von 14 bis 18 Fuss lang, hierzu dient eine Rohrpfanze: ich weiss nicht, ist es [...]: das Rohr ist unten bei 2 Zoll dick: es ist fest und haltbar, dabei ungemein leicht –: ein Bauer sagte mir: sie ziehen [beziehen] es aus der Gegend von Monferat [Mont-



ferrat, hügelige Gegend südlich von Turin]: Wenn man den Pflug kehren will, stösst man den äusseren Ochsen an den inneren Schenkel, er tritt dann auf die Seite und die hinteren Füsse: geht vorwärts, während der andere Ochs sich nur wenig bewegt und kehrt so allmählich: so wird das Wenden mit dem Pflug [unserliches Wort im Sinn von: bewerkstelligt]: ohne dass eine zweite Person Beihilfe leistet – da der Zug am Pflug nicht lang, die Stiere ein gemeinsames Zugjoch haben, so tut auch das Treten auf die Seite, die [...] des Pfluges nicht leicht verändern und gibt keine Ungleichheit. [Es folgt eine Skizze mit Erläuterungen].

Abb. 22: Tagebuchseite vom 7. August 1825 mit einer Skizze der ortstypischen Anordnung der Ökonomiegebäude.

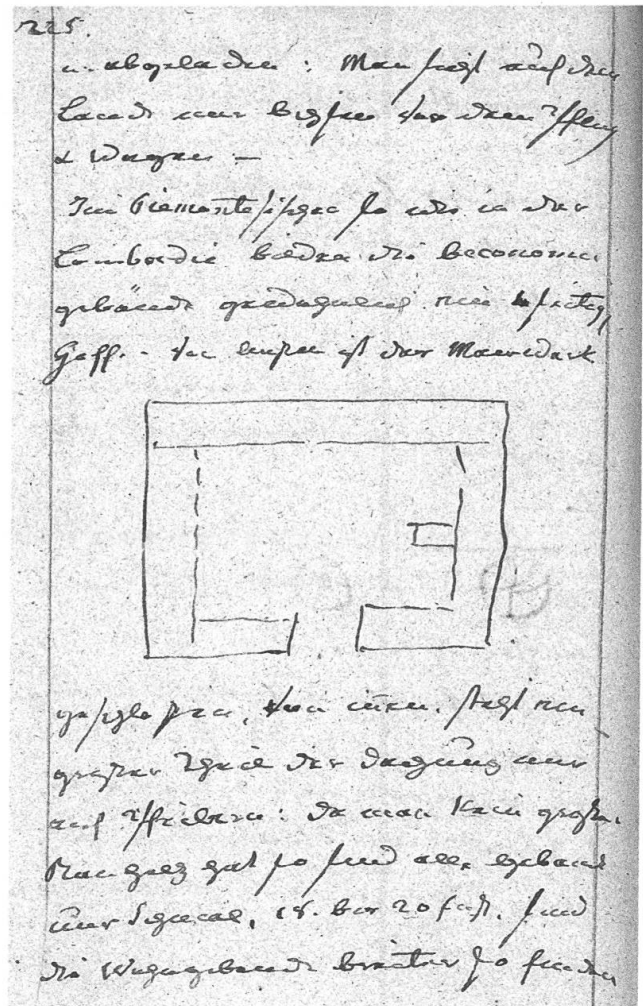
Die Walze wird sehr häufig gebraucht, da sie in jedem Bauernhof gefunden wird: sie sind oft so eingerichtet, dass der Führer auf dieselbe sitzen kann: man sieht auch [...] Walzen –.

Die zum Landbau und zur Fahrt nach den Städten [...] gebräuchlichen Wagen sind überall gleich und bestehen aus einem Wagen mit Boden von etwa 3 Fuss hoch: zwischen dem Boden auf der Achse ist ein [...] so hoch, dass das auf dieselbe angebrachte Gestell etwas höher als die Räder kommt: die Gestell ist der Boden, auf dem alles ohne weiteres geladen wird: es ist nur ein Boden von Brett[er]stangen: zum Heu und Garben Fahren ist noch eine Einrichtung, dass man an doppelten Seilen [...] kann.

Dieser Wagen hat eine Stange, die vorne aus [...] ist und wo durch ein Nagel das Joch befestigt ist, das Aufhalten geschieht mittels einer [...]befestigung an dem [...] der Stange: welche übrigens nur ein[en] Nagel in der [...] hat und desnahen auf- und abwärts stellen kann –. [Es folgt eine Skizze].

Nichts [ist] einfacher und bequemer als das Fuhrwerk für eine flache Gegend, und für die Einrichtung der Ökonomiegebäude, wie sie daselbst gebaut sind: Heu, [...], Stroh, Dünger wird auf die höchstens 3 Fuss hohe Fläche ohne Mühe geladen und abgeladen: man sieht auf dem Lande nur Ochsen vor dem Pflug und Wagen –.

Im Piemontischen so wie in der Lombardei bilden die Ökonomiegebäude gewöhnlich einen 4seitigen Hof. Von aussen ist das Mauerwerk [an dieser Stelle folgt eine Skizze] geschlossen, von innen steht ein grosser Teil der Dachung nur auf Pfeilern: da man kein grosses Bauholz hat, so sind alle Gebäude nur schmal, 18 bis 20 Fuss. Sind die Wohngebäude breiter, so finden sich immer Zwischenmauern, auf die das kurze [...] oder Balkenwerk aufgesetzt wird –: der Dachstuhl, der nicht besonders abgebunden wird, besteht aus einigen Hauptstücken von Kastanienholz und Latten aus oft krummen Stangen, die bald in die Länge, bald in die Quere aufgelegt sind – und auf die



die Hohlziegel ohne alle Kalk- oder Pflasterverbindung aufgelegt werden: Die Fussböden bestehen fast durchgehend aus Ziegel oder [...]: die Ökonomiegebäude haben nirgends einen 2ten Stock, es wird zwar oft einiges Heu unter das Dach über die Stallung geschoben: ich sah wenige oder gar keine eigentlichen Futtergänge: Dröschden (?) hat es keine, es wird sogleich, wie bemerkt, unter freiem Himmel ausgedroschen, und zwar ist gewöhnlich der innere Hofraum eingerichtet und platt [sic] geschlagen –.

Mit dem Düngen hat man wenig Sorgfalt, auch fand ich nirgends keine Jauchenlöcher –.

Das Verhältnis des Düngers zur Produktion war nicht auszumitteln.

Jeder Hof hat seinen schmalen Ziehbrunnen: mit einem Seil und einer Walze –.

Da die eigentlichen Waldungen mangeln, so wird in vielen Gegenden eine Weid zum Holzbedarf gezogen, und zwar eine Kopfweide, deren Äste von Zeit zu Zeit abgeköpft werden –.

Die Küchen sind nach französischer Manier eingerichtet, keine Kunstherde wie bei uns: Offene Feuer und Chauferetten [?] –. Das [sic] Reis, wenn man Reissuppe verlangt, wird halb roh aufgetragen, so dass wir es nicht speisen könnten. Man muss desnahen nur Vermicelle-Suppen begehren: da überall mit der Suppe zugleich geraspelter Käse aufgetragen wird, so wird mit dem Käszusatz das an Geschmack Mangelnde damit reichlich ersetzt –: man trägt gewöhnlich einige Rind- und Schafffleisch Preparate [sic], ein oder 2 Hühner [sic], Fische auf: Viele Gerichte werden mit Öl bereitet –. Gemüse wenig: mitunter gekochtes frisches Obst.

Wein hat man im Überfluss, und zwar durchgehend roten: der geringe ist rau und was man aper heisst, der beste ist milder und etwas süsslich, der Wein ist nicht berauschend und erweckt auch nicht das Gefühl, immer mehr zu trinken, was unsere Weine haben: man wird bald gesättigt, man sieht desnahen keine berauschten Leute wie bei uns: mir bekommt er sehr wohl –.¹⁰

Asti ist die berühmteste Weingegend: hier werden weisse Weine gezogen, die likörartig sind und in Bouteillen versandt werden. Uns konnten sie keinen Geschmack abgewinnen –.

An sehr vielen Orten scheint die Oberfläche oder Boden gute Ziegelerde abzugeben: wir sahen sehr viele [Ziegel]hütten, die 3 Fuss und mehr von der Oberfläche zu Ziegeln formen, in denen die Erde nur gehauen und mit Wasser angefeuchtet wird: sie [die Ziegel] werden unter freiem Himmel getrocknet und gebrannt: das Quantum, so auf einmal gebrannt

wird, ist aber nicht sehr gross, der Haufen wird von aussen mit [...] zugeworfen –.

Das 1000 [das Tausend] Ziegel soll in der Gegend von Turin doch 30 Franken kosten. An vielen Orten werden die zu brennenden Ziegel auf einem auf ebener Erde befindlichen Rest von Ziegeln aufgesetzt – die zur gänzlichen Austrocknung zusammengehaltenen Ziegel werden oben mit Hohlziegeln bedeckt –.

Die Bauart der Häuser hat viel Eigentümliches und weicht von unserer ganz ab: die Gebäude sind meistens nur 1 Zimmer breit und der Gang in die Zimmer aussen. Im Innern der 4 Ecken angehängt [?] weitere oder tiefere Gebäude sind mit Mauerwerk und Stiegen durchzogen, so dass fast gar kein Holz nötig wird: die Türen laufen meistens [...] in Angeln, die unten und oben angebracht sind, das untere Band ist länger und so gestellt, dass sich die Türe im Aufmachen vom Boden hebt. [Skizze].

Das ist hauptsächlich von den Wirtshäusern im Piemont zu verstehen. Übrigens findet man viel Nachlässigkeit im Unterhalt: ein schönes, mit Gewölben, hoher Decke alla fresco bemaltes Zimmer hat Fehler am Boden oder eine elende Türe, die man nicht schliessen kann oder eine Stück Mauer ist abgefallen –.

10 Über den Thurgauer Wein notierte Freyenmuth im selben Jahr: «Aus Herrn Bachmanns zu Schönenberg Äusserungen über den Weingewerb geht hervor: dass der Thurgauer Wein guten Gewächses immer die Konkurrenz mit dem Rheintaler- und Oberländerwein aushalten konnte, und dass man sich nur angelegen lassen sein sollte, das Gewächs zu verbessern und das Gewächs zu sondern –. Der rote Wein im Toggenburg komme immer mehr in Abgang und der weisse werde vorgezogen: der Thurgauer Wein habe überhaupt den Vorzug, haltbar zu sein, was der Oberländer nicht habe und eigne sich desnahen zum Magazinieren, aber auch sei es dann notwendig, fond [?] zu halten, um in guten Jahrgängen zu magazinieren.» (StATG 8'602'15, 2/11: Tb, 15.2.1825).

Die Betten in den Gasthöfen haben durchgehend neue Bretter, die die Breite unserer zweifschlafigen Betten übertrifft, obgleich sie nur einschlafig gebraucht werden –: zur Decke hat man oft nur und meistens nur ein Leintuch –: so dass man eben nicht zu warm hat –: man schläft horizontal [flach] und hat unter dem Kopf ein Rouleau mit einem kleinen Kissen –.¹¹

An der Strasse von Como nach Mailand sieht man einzelne grosse Stücke 3jährigen Klee: man pflanzt auch [...], Lupinen der Menge [zahlreich], sie werden bis 3 ½ Fuss hoch: man sieht um Mailand grosse Stück Spargel; Zwiebeln und andere Garten-gewächse gedeihen vortrefflich –: wo man wässern kann, erhält man solche Vegetationen, dass die Wiesen 4 bis 6 mal abgehauen werden können.

Die Kühe im Mailändischen sind alle Schweizerkühe: und zwar sieht man sehr grosse Arten; sie [die Leute] werden, wie mir schien, leicht fett: man hält sich 5[0], 6[0] bis 8[0] Jahre –:

Die Schweine, deren viele gehalten werden, sind schwarz von Farbe.

Strassenbauten

Die Strassen um Mailand so wie auch im Piemont sind alle in geraden Linien angelegt und durchgehend gut unterhalten: da um Mailand der Wassertransport hauptsächlich im Gang ist, so erleiden auch die Wege keine starke Abnützung. Von Novi [...] und überhaupt, wo die Strassen nur mit Grien unterhalten werden und dabei stark mit schwerem Fuhrwerk befahren werden, gibt es viel Staub und bei nassem Wetter Schlamm: die Strassen im Piemont sind zum Teil neu angelegt, etwa 24 Fuss breit und die Fahrwege alle 25–30 Fuss durch Abweissteine [?; wahrscheinlich Randsteine] gesichert – man führt nur geworfenes, ziemlich zartes Grien auf, das aber nicht in der nassen Jahreszeit verbreitet wird –.

Verzeichnis der gemachten Reisestationen [mit Zeitangaben]

Juli

16.	von Frauenfeld nach Werdenberg	14 Std.
17.	von Werdenberg bis Splügen	14 Std.
18.	von Splügen nach Bellenz	15 Std.
19.	von Bellenz nach Como	12 Std.
20.	von Como nach Mailand	8 Std.
21.	in Mailand	–
22.	von Mailand nach Tortona	16 Std.
23.	von Tortona nach Genua	10 Std.
24.	Genua	–
25.	von Genua nach Isola	15 Std.
26.	von Isola nach Asti	15 Std.
27.	von Asti nach Turin	12 Std.
28.	von Turin nach Chivasso	15 Std.
29.	von Chivasso nach Novara	15 Std.
30.	von Novara nach Baveno	14 Std.
31.	von Baveno nach Simplon	14 Std.

August

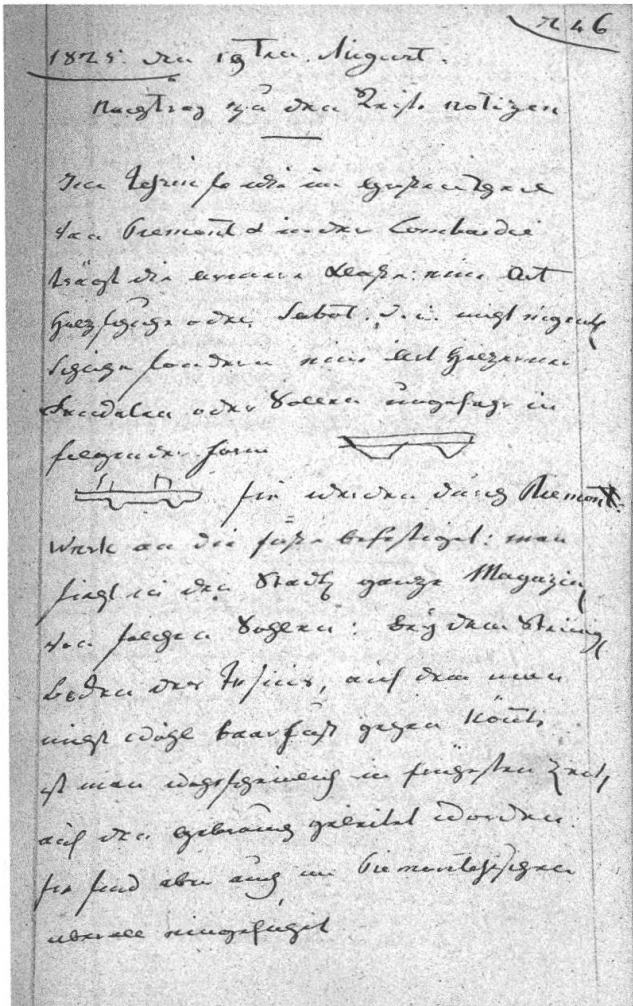
1.	Simplon nach Münster im Wallis	17 Std.
2.	von Münster bis Andermatt im Urseler Tal	10 Std.
3.	von Urselen bis Einsiedeln	17 Std.
4.	von Einsiedeln nach Wald	5 Std.
5.	von Wald nach Frauenfeld	10 Std.

Stunden

229

11 Freyenmuth ging wahrscheinlich davon aus, dass es in seiner Umgebung üblich war, den Kopf durch Keile und Kissen in eine höhere Lage zu bringen, die das Atmen erleichtern sollte, wie es in zahlreichen bildlichen Darstellungen überliefert ist.

Abb. 23: Tagebuchseite vom 19. August 1825 mit einer Skizze der Holzschuhe, wie sie von den ärmeren Leuten im Piemont und in der Lombardei getragen wurden.



19.08.1825. Nachtrag zu den Reisenotizen. Im Tessin so wie im grossen Teil von Piemont und in der Lombardei trägt die ärmere Klasse eine Art Holzschuhe oder Sabot, die nicht eigentliche Schuhe [sind], sondern eine Art hölzerne Sandalen oder Sohlen, ungefähr in der folgenden Form [es folgt eine Skizze]. Sie werden durch Riemenwerk an die Füsse befestigt: man sieht in den Städten ganze Magazine von solchen Sohlen: bei dem steinigen Bodes des Tessin, auf dem man nicht wohl barfuss gehen könnte, ist man wahrscheinlich in frühester Zeit auf den Ge-

brauch geleitet worden. Sie sind aber auch im Piemontesischen überall eingeführt.

Die Landleute scheinen sehr arbeitsam: man sieht sie [am] Morgen 4 Uhr schon im Felde -: Zum Bearbeiten des Mais braucht man bei dem leichten Boden eine Haue, die oben sehr breit, unten aber spitzig zuläuft. [Skizze]. Man kann den leichten Boden, wenn man die Seite braucht, auf eine sehr befördernde Weise häuflern [sic] – und an die Maispflanzen anziehen –.

Die jungen Maulbeerbäume werden mit Strohseilen oder mit Rohr eingebunden: das sei nötig, um sie vor Krankheiten und dergleichen zu bewahren: gar grosse Bäume sieht man nicht, die grossen sieht man im Piemontesischen. Man sieht keine, die mannsdick sind, da die Äste abgehauen werden, so haben die Bauern nicht viel Waldungen –:

Es ist vornehmlich pag. 95–100 [in den Tagebuchnotizen, vor der Abreise] zu finden, wie sehr ich mit Bedenklichkeit und zum Teil mit Vorwürfen wegen Unternehmung [sic] dieser Reise plagte: diese verfolgten mich lange Zeit auf dieser Reise und verhinderte mich im vollen Genuss der Reise: erst in den letzten Tagen verschwanden die Vorwürfe, nach Beendigung der Reise finde ich den Genuss genugtuend: und bedaure nur, dass ich durch Missstimmung an manchem Genuss verkürzt wurde und überhaupt die Reise etwas zu schnell ging –.

Zu Johann Conrad Freyenmuths Reisebericht gehörte eine ebenfalls im Tagebuch zu findende genaue Zusammenstellung der Kosten. Sie betreffen «Zehrung», Übernachtung, Post- und Mietkutschen, Weggeld, Zolltaxen, Trinkgeld, Eintritte, Barbier, Kleiderreinigung, Entlohnung eines sogenannten Lohndieners, der die Reisegesellschaft jeweils über längere Strecken begleitete und – über die zu Fuss zurück gelegten Strecken durch das Gebirge – eines Trägers. So erfahren wir beispielsweise, dass eine «Zehrung» in Como mit 24 Kreuzer zu bezah-

len war.¹² Der Kutscher von Como nach Mailand erhielt 3 Kreuzer Trinkgeld, der «Lohndiener» Adam als Entgelt fl. 5.24. Eine Übernachtung in Tortona kostete einen Gulden, die Meerfahrt in Genua einen Gulden und acht Kreuzer. Auf dem Simplon liessen sich die Reisegefährten die Schuhe für je 16 Kreuzer reinigen. Insgesamt beliefen sich die Reisekosten auf 141 Gulden und 18 Kreuzer pro Teilnehmer.

13.2 Reise nach Paris und London

Am 14. Juli 1838 trat Freyenmuth mit seinem Schwiegersohn Kesselring und Regierungsrat Johannes Keller (1802–1877) eine Reise an, die bis zum 18. August dauerte. Sie führte ihn nach Paris, wo er studiert hatte, von dort weiter nach London und über Antwerpen und das Rheinland in die Schweiz zurück. Wieder verfasste er nachträglich einen umfangreichen Reisebericht. Er umfasst rund 200 Tagebuchseiten. Im Gegensatz zum Bericht über die Reise nach Oberitalien beschränken wir uns im Folgenden auf Passagen, die nicht bis ins letzte Detail gehen oder unseres Erachtens Bemerkenswertes enthalten:

Es war seit Jahren schon bei gesellschaftlichen Unterhaltungen in Anregung gebracht, dass ich noch mal Paris besuchen möchte, und dass die Veränderungen und Verschönerungen dieser Stadt [nach] fast beinahe 40 Jahren mich ungemein ansprechen möchten –: ich hatte zwar [...] und fühlte, dass ich im Allgemeinen die Umbauten durch die Beschreibungen so ziemlich kannte, Paris in toto deshalb sei, wie es zur Zeit meines Aufenthaltes gewesen und ich desnahen die diesfälligen Auslagen auf andere Gegenstände, die mich gegenwärtig mehr ansprechen, verwenden kann – allein angespornt durch meinen Tochtermann Kesselring, den schon lang das Projekt, diese Stadt zu sehen beschäftigt [...] und immer noch willens, irgend eine Reise zu machen, entschloss ich

mich, zwar nicht so wohl für Paris als [statt] für die Rheingegend und für London – und von dort über Paris zurück –: allein dieses Projekt fand Anstand, sonderheitlich, da Herr Regierungsrat Keller, der diese Reise mitzumachen wünschte, auch hierzu nicht einwilligen wollte –.

Die Reise wurde nach einigen gegenseitigen Erklärungen vorzunehmen beschlossen, und zwar nach Paris – vorbehalten, dass von da aus jeder seine Reise nach Belieben weiters fortsetzen möge, falls man sich nicht zu gemeinsamer Fortsetzung verständigen könne –.

Die Abreise war auf den 14. Juli angesetzt, die auch wirklich statt fand: hier folgen nun einige Notizen und Beobachtungen, die ich zu machen im Fall war.

Auf dieser Reise hätte mich eigentlich die Beobachtung des Zustandes der Landwirtschaft besonders angesprochen und mehr als die Städte, allein dieser konnte ich bei den Reisen in den Eilwagen, die nur in den Städten halten, eben nur wenig Aufmerksamkeit widmen –. Für Galerien, Kabinette, Gebäulichkeiten im grossen Stil hatte ich aber kein grosses Interesse mehr und ich fand mich durch die Jahre gesättigt und überhaupt alt [alt = unterstrichen]; unter den vielen Reisenden, die ich antraf, waren nur wenige, vielleicht keine, die mir in Jahren gleich kamen. Im Allge-

12 Bis 1852 war es im Thurgau üblich, mit Gulden und Kreuzern zu rechnen (1 Gulden = 60 Kreuzer). Bei der Einlösung der Münzen (1852) wurden Gulden und Kreuzer folgendermassen auf Franken und Rappen umgerechnet: 1 Kreuzer = 3 53/99 Rappen; 1 Gulden = 2 Franken 12/99 Rappen. – Um einen Begriff vom Geldwert zu geben, führen wir ein paar Beispiele an: 1825 verdiente ein Spinner in der Spinnerei Labhart in Münchwilen in vierzehn Tagen 9–10 Gulden. Um 1850 kam ein Tagelöhner auf Fr. 1–1.30 im Tag. Eine Magd bekam in der Landwirtschaft Fr. 60–150 im Jahr, wobei Kost und Logis frei waren. Ein Kanzlist bei der Regierung verdiente Fr. 800 im Jahr. Ein Liter Milch kostete 1850 5,5 Rappen (vgl. Soland, Vorfahren, S. 11).

meinen waren die älteren Reisenden Leute, die etwa 40 bis 45 zählten –.

Wir verreisten am 14ten Mittag nach Schaffhausen – welche Strecke Weges nichts Besonderes darbot, ausser dass der Strasse über Stammheim noch sehr viel fehlt, um auf den Rang einer Poststrasse Anspruch zu machen –. [Es folgen Strassenbaueinheiten].

Da der Eilwagen von Schaffhausen nach Donaueschingen seit anfangs Juli anstatt um 10 Uhr Abends schon um 5 Uhr abging, so mussten wir, um den Eilwagen von Donaueschingen nach Strassburg zu treffen, Extrapost nehmen – wir speisten im Falken, wo eine Gesellschaft von Schaffhauser Bürgern Abendtrunk hielt: nachdem wir uns in ihr Gespräch gemischt oder Anteil genommen und wir als Thurgauer und Frauenfelder erkannt wurden –: kam das Gespräch auf die Walzmühle:¹³ ein oder zwei anwesende Müller wollten das System nicht als ein solches erkennen, das wesentliche Vorzüge habe und mit dem man ein Glück machen werde – einige hielten politische Gespräche und sprachen in radikalem Sinn gegen die Tagsatzung [...].

Der Weg über den Randen mag sehr interessant sein, allein wir sahen nichts als gigantische Schatten im Mondschein –.

An der badischen Grenze waren die Zollbeamten in tiefen Schlaf versunken, der Wachhabende fand, dass nun nicht wohl alle aufzuwecken seien und liess uns auf unsere Zusicherung, dass wir nach Strassburg reisen und keinerlei Handel treiben, ununtersucht passieren, wozu die Extrapost, mit der wir fuhren, nicht wenig geholfen haben mag –.

Wir langten um 7 Uhr Morgens in Donaueschingen an. [Es folgen detaillierte Angaben über die Beschaffenheit des Bodens, die Freyenmuth besonders lobt, und den Zustand der Landwirtschaft].

[Die Stadt] Villingen hat ein freundliches Aussehen. Villingen war ehemals als Festung bekannt. Ihre Lage in einer Ebene mit Wasser durchflossen, machen

sie dazu geschickt – jetzt sind die Festungswerke grösstenteils eingegangen [...].

Gegen Gengenbach erweitert sich das Tal und geht in die Ebene über, über Offenburg bis an den Rhein –: das Land ist durchgehend schön angebaut und fruchtbar –: ein grosses Etablissement, das eine Zuckerfabrik sein soll, wird an der Strasse bemerkt –. Wir langten am 15. Abends in Strassburg an.

Ein Uhrenhändler von Triberg war nebst anderen unser Reisegesellschafter –: er versprach mir, ein paar kleine Uhren nach Zurzach zu senden [...]. [Freyenmuths Frau stammte aus Zurzach. Dort war sie wahrscheinlich – vielleicht zur Kur – während seiner Abwesenheit].

Strassburg fand ich lebhafter und überhaupt mir weit gefälliger als anno 1826 – so dass ich gerne noch einige Zeit dort verweilt hätte, allein wir reisten am 16ten Morgens acht Uhr nach Paris ab: der Eilwagen der Compagnie Lafitte [...] ging Morgens 8 Uhr über Mez [sic] ab –: [Es folgen wiederum Angaben über die Beschaffenheit des Bodens, dessen landwirtschaftliche Nutzung usw.].

Mez, eine sehr bedeutende Stadt, liegt in einem Talgrund an der Moselle, die schon schiffbar ist und hauptsächlich mit Flossen befahren wird –: sie hat wie alle Flüsse in flachen Ländern ein sehr schwaches Gefäll –: Mez hat schöne Spaziergänge, besonders der bei dem Justizpalast oben an der Stadt nimmt sich ungemein gut aus –: der Verkehr ist ziemlich lebhaft und man sieht sehr schöne Läden – die Kathedrale ist ein sehr ansehnliches gotisches Gebäude –.

Der Talgrund ist sehr gut angebaut wie im Allgemeinen um die Städte –.

Der Weg nach Verdun führt anfänglich in beständigen Steigungen auf die Hochebene [es folgen die üblichen Feststellungen, vor allem landwirtschaftlicher Natur].

13 Vgl. Kapitel «Unternehmertum und Einstieg in den Staatsdienst».

Wir [...] langten am 19ten Juli Morgens nach 4 Uhr in Paris an –: auf der ganzen Reise wurde nur in Mez von 10 Uhr Morgens bis Abends 4 Uhr gehalten – daselbst ein anderer Wagen genommen, sonst ging es Tag und Nacht in uno Continuo fort –.

Die ganze durchreiste Gegend [...] erschien uns als ein schönes, durchaus fruchtbares Land – mit einer glücklichen Erdmischung auf der Oberfläche.

Von Strassburg bis Paris hat es demnach etwa 68 Stunden Zeit erfordert, von denen auf den Aufenthalt in Mez etwa 6–7 Stunden fallen: man legt mithin den Weg in 60 Stunden zurück –.

Paris kam mir noch ganz bekannt vor, obgleich ich mir der Strassen und Verbindungen derselben untereinander nicht mehr klar bewusst war und desnahen mich oft nicht recht mehr finden konnte –. Es sind sehr viele Verschönerungen vorgenommen worden und vieles Alte abgerissen und neu gebaut worden. Das Neue im Vergleich zum Alten ist aber doch nicht so überwiegend und wichtig –.

Als neu fiel mir besonders auf [an dieser Stelle folgen in siebzehn Punkte gegliederte Details, von denen wir hier lediglich die neu eingeführte Gasbeleuchtung erwähnen].

Im Ganzen hat Paris demnach seit 40 Jahren viel gewonnen und sich verschönert und vergrössert, obgleich dann übrigens das Leben und Treiben ungefähr das gleiche ist –.

Das Palais royal, das durch die [...]passage und Galerien verschönert worden, hat wenigstens für die schöne Jahreszeit durch die Boulevards viel an Besuch verloren – es bot gar nicht die Lebhaftigkeit, die wir suchten –. Dagegen geht es auf den Boulevards Italien [Boulevard des Italiens] Montmartre, Poissonière usw. sehr lebhaft zu und die Caffées, die Läden hatten so viel Interesse als ehemals das Palais allein –.

Die Quartiere de Père la Chaise¹⁴ rechnet man 80 arpents gross.¹⁵ Er nimmt die Süd- und Südwestseite eines Hügels [ein], auf der Höhe hat man eine sehr ausgedehnte Aussicht auf Paris.

Die Zahl der Grabmäler ist ungemein zahlreich und kaum zählbar. [...] Das [Grabmal] von [...], Casimir Perier¹⁶ und der meisten Generäle Napoleons, sehr vieler französischer Gelehrter und auch Deutscher und Engländer [...] zogen unsere Aufmerksamkeit besonders auf sich – wollte man sich in Durchgehung der einzelnen Grabmäler einlassen, müsste man tagelang daselbst verweilen –.

Der Place zu einem Grab für 5 Jahre kostet 50 [französische] Franken, man kann ihn nachher noch à perpétuité [für immer] kaufen, ein Platz von einem Meter¹⁷ perpétuité kostet 1 000 Franken, man beerdigt täglich in diesem Friedhof 15 Tote –.

Der ganze Umfang, wo Grabmäler errichtet sind, ist mit Zypressen bepflanzt, von denen manche schon sehr hoch gewachsen sind –.

In ein Grab kann man mehrere Leichen legen, wenigstens 3 bis 4, man gräbt tief aus und legt es aufeinander, jedoch so, dass zwischen jedes [Grab] eine Steinplatte zu liegen kommt, die durch Vorstände gehalten werden [es folgt eine Skizze]. [...].

Die Fahrt nach diesem Aufenthalt der Toten durch die letzten dahin führenden Gassen erregt schon eine Empfindung von Trauer und Schmerzen, da alle Geschosse unten [der Häuser auf dem Weg

14 Friedhof Père Lachaise, weltweit einer der berühmtesten Friedhöfe, benannt nach dem Pater François d'Aix de Lachaise, auf dessen Garten der Friedhof errichtet wurde.

15 Arpent ist ein altfranzösisches Feldmass, das auch in der Westschweiz in Gebrauch war. Arpent ist auch der französische Begriff für Juchart, wobei eine Juchart allerdings ursprünglich nicht immer gleich gross war, da man darunter in der Regel die Grösse eines während eines Tages gepflügten Ackerstückes verstand. Erst ein Konkordat von 1835, dem sich auch der Thurgau anschloss und an dessen Entstehung Freyenmuth mitwirkte, brachte eine Vereinheitlichung: Eine Juchart wurde auf 36 Aren festgesetzt.

16 Casimier Pierre Perier (1777–1832), französischer Politiker und Bankier, einer der Gründer der Banque de France.

17 Freyenmuth ergänzt das Wort Meter mit einem gezeichneten Quadrat, meint also Quadratmeter.

zum Friedhof] aus Werkstätten bestehen, die Grabsteine und Grabmäler verfertigen –.

Neys Grab¹⁸ hat nur eine Einfassung und sonst nichts [kein Grabmal]: dies soll beweisen, dass man seine Verdienste nicht anerkannt habe – oder so etwas.

Nicht sehr weit von da ist die sogenannte Roquette, ein Gefängnis für junge Verbrecher – ein bedrückendes Gebäude –.

Der Abattoir [Schlachthaus] de la Roquette im gleichen Quartier ist eines der grössten; es hat circa 40 oder 50 besondere Schlachtstellen, jede etwa 18 – 20 Fuss breit und 30 lang [...]. Das Ausweiden geschieht mit einem eisernen [sic] Radwerk, das ein Mann leicht in Bewegung setzen kann. Auf zwei starken Balken (die an riesigen Stangen aufgehängt sind, wenn ich nicht irre) kann man die aufgehängten ausgeweideten oder noch auszuweidenden Tiere herablassen, woselbst sie dann ganz festsitzen. Man kann auf diese Weise 4 – 6 und mehr Ochsen hängen – auf den Seiten sind in der ganzen Länge grosse eiserne Haken zum Aufhängen einzelner Teile angebracht –.

Mehrere Ställe sind auf den Seiten angebracht, das Schlachtvieh bis zur Abschachtung einzustellen [...] –: ein solches Abattoire nimmt einen Raum von mehreren Jucharten ein und ist mit Mauerwerk umfangen: der Eingang ist mit eisernem Gitterwerk geschlossen –. [...].

[Der] Jardin des plantes hat auch mehrere Vervollkommungen erhalten, ein neues Gebäude zu einer neuen Galerie wurde aufgeführt, das aber noch nicht geöffnet wird. In allen Gebäuden ist so ziemlich alles noch im Alten – die Glashäuser sind grösser und neu und die Menagerie hat eine ganz neue und gefällige Anlage erhalten –. Die Zahl der fremden Tiere ist gegenwärtig nicht sehr zahlreich – Löwen aus Afrika, Hyänen, Leoparden, 2 Elefanten, 1 Giraffe, 1 Zebra. Unter den Vögeln viel Raubvögel, Adler –: zur Vergrösserung des Jardin wurde gegen die Halle au[x]

vins zu noch ein grosses Areal Land angekauft, das aber gegenwärtig noch öde ist –.

Die Affenbehälter oder vielmehr die in denselben enthaltenen Affen machen dem Publikum durch ihre possierlichen Sprünge viel Freuden – und in den Tagen, wo die Galerien für das grosse Publikum geöffnet ist [sind], weil immer eine Menge Personen vor den Affentüren –.

Für das Studium der Naturgeschichte ist unstreitig hier so gesorgt, dass man sich mit gehörigen Geistesanlagen und Fleiss ganz ausbilden kann –.

Die Notre Dame Kirche ist im Innern neu restauriert: sie ist grösser und imposanter als ich glaubte: neben dem grossen Schiff sind noch auf jede Seite zwei kleine Schiffe oder es sind auf jeder Seite zwei Reihen Säulen –: auch um den laufen eine Reihe Säulen und bilden einen weiten Gang um den Hauptaltar –. Diese Kirche gehört zu den grössten, die man gebaut hat –. [...].

Louvre. Die Hauptfassade ist 87 Toisen = 522 Fuss lang und hat 52 Säle: das Quadrat im Innern hat 58 Toisen = 348 Fuss zur Seite –.¹⁹

Der Jardin der Tuileries hat 376 Toisen [in der] Länge (2256 Fuss) für 168 Toisen de large (1008) [in der Breite].

Le Pantheon ist 340 Fuss lang auf 250 Fuss Breite – der Dom hat 60 Fuss Deimètre [Durchmesser]. Höhe [der Kuppel] 249 Fuss –.

[Die] Halle aux vins hat einen eisernen Grille [ein eisernes Gitter] von 204 Fuss lang, die ganze Fassade soll 360 Meter lang sein. Es sind 14 Hallen und 91 Keller, die 200 000 Fässer enthalten können. Die Fläche, so diese Hallen einnehmen = 134 000 Meter = 367 Jucharten?

18 Michel Ney (1769–1815), französischer Marschall unter Napoleon, dem er sich nach dessen Rückkehr wieder anschloss. Er wurde deswegen als Hochverräter erschossen.

19 Toise: Altes Längenmass.

Unter den verschiedenen Gegenständen, die wir besahen, gehören ausserdem Sammlungen im Louvre – wo nach dem Katalog an Gemälden 1406, plastische Kunstwerke 900 ausgestellt sind.

Die Sammlung ist viel zahlreicher als die in München, allein, wie mir schien, nicht so historisch geordnet.

Das Panorama. Gegenwärtig ist die Schlacht von Novara vorgestellt²⁰ – ziemlich interessant, doch von untergeordneter Wichtigkeit in Bezug des Gegenstandes der Darstellung –.

Das Diorama – Vorstellung das Tal von Goldau, sehr interessant die Kirche von [es folgt ein Abstand; ev. wollte Freyenmuth später nachtragen: Jodok Ritz] in Silenen –. Das Panorama stellt den ganzen Horizont vor, das Diorama nur einen einzelnen Gegenstand [...]. Die Loretto Kirche, die ganz in einem neuen Stil nach der Kirche, die im Diorama vorgestellt ist, gebaut zu sein scheint. [...].

Tivoli. Ich wohnte an einem Sonntag Abend bei –: es wurden Konzerte, kleine Theaterstücke aufgeführt, ein Seiltänzer zeigte seine Künste, Illuminationen – und ein ziemlich grosses und gut ausgeführtes Feuerwerk –: in diesem Garten ist noch eine kleine Eisenbahn, auf der man sich herumfahren lassen kann, denn sie ist auf einer schwach geneigten Ebene, über die man schnell und ohne weitere Kraft herabfährt. Nachher wird [sie] durch ein Pferd zurückgezogen.

Der Arc de Triomphe de L'Etoile ist ausnehmend grossartig gebaut, da der Platz, auf dem er steht, schon etwas erhaben und der Bogen selbst 100 Fuss hoch ist, auch er am Ende der elisäischen [sic] Felder von keinen anderen Gegenständen umgeben ist, die ihn verdecken, so wird er überall auf den Türmen und Anhöhen, und zwar umso mehr gesehen, als er noch ganz frisch gelb und durch die Witterung und die Zeit auch nicht geschwärzt ist –.

Das Pantheon ist ein ganz vollendetes Gebäude und im Ganzen äusserst gefällig in allen Teilen [...],

aber die Zeit hat es auch schon geschwärzt: vor 40 Jahren hat[te] es noch eine ganz frische Farbe –. [...]. [Es folgen detaillierte Angaben zur Beschaffenheit der Strassen und «Fusspfade»].

Eisenbahn nach St. Germain: die erste, die ich sah: die Vorstellung, die ich mir von derselben machte, traf ziemlich mit der Realität überein –: diese Bahn geht nur bis an die Stadtmauer bei Clichy und noch nicht in die Stadt fortgesetzt, weder auf die Place de l'Europe noch viel weniger bis zu Magdalene [sic], welches vermutlich niemals geschehen wird – da diese Fortsetzung mit ungeheuren Kosten erkauf werden müsste: die Abfahrt hat alle ½ Stunden statt und es scheinen sich immer Passagiere einzufinden, doch nicht immer zahlreich; so waren die Wagen zur Zeit unserer Fahrt nur kaum zum 1/3 besetzt, hingegen am Morgen, als ich nach Havre abreiste, war alles ziemlich voll –.

Man fährt in 25 bis 30 bis 35 Minuten nach St. Germain und umgekehrt – je nachdem unterwegs gehalten und Passagiere aussteigen oder neue aufgenommen werden.

Obgleich das Land von Paris bis St. Germain dem Anschein nach eben, so [hat] es doch noch viel Abtragens und Auffüllens erfordert, um eine wagrechte Linie zu erhalten. Die [...] Wege gehen entweder unter der Eisenbahn durch oder, umgekehrt, die Eisenbahn läuft unter der Brücke durch [...]. Die Schienen und deren Verbindung sind übrigens so gemacht wie man sie in Zeichnungen findet; wo von einem Gleis auf ein anderes gefahren wird, kann man durch einen angebrachten Mechanismus die Schiene rücken, das [was] der Wächter oder die in grosser Zahl aufgestellten Gardien zu tun haben, diese Gardien geben durch ein Zeichen, z. B. durch die ausgestreckte Hand zu erkennen, dass alles an der Bahn in

20 Die Schlacht von Novara fand am 6. Juni 1813 zwischen den Franzosen unter König Ludwig XII. und eidgenössischen Söldnern im Dienst der Heiligen Liga statt.

Ordnung sei. Die Taxe von Paris nach St. Germain in dem Wagen garni ist 1 Franken 25 Centimes oder 25 sous –.

Die Länge der Bahn mag 17 000 Meter betragen oder 3 Stunden hiesiges Mass –. [Es folgen wiederum Feststellungen über die Bodenbeschaffenheit, die Vegetation usw. sowie über St. Germain].

Wir logierten in Paris im Hotel de Tours, Place de la Bourse, zahlten 3 Franken täglich für ein Zimmer und ein anderes mit zwei Betten für 4 Franken und 10 Sous für die Aufwartung [Bedienung] Abends, dann noch die Lichter [das Licht] –. Wir vernahmen später, dass dies eines der kostspieligen Hotels wäre, für ein Déjeuner à la fourchette [Gabelfrühstück] müsste man 1 fr. 25 Cent und für ein Diner 2 Franken zahlen, dabei müssten noch für den Garçon, wenn man gut bedient sein wolle, 4 Sous bezahlt werden. Der Lohnbediente kostete 5 Franken – um 5 Franken betrog mich der Portier, der es übernahm, den Pass visieren zu lassen, wofür er dies forderte etc. – die Pässe werden gratis visiert –.

Wir wohnten dem Julifest, das den 28. und 29. Juli abgehalten wurde, bei, das Gewühl der Menschen im Champ d'Elisé [sic] machte uns viel Vergnügen, es herrschte ein gewaltiger Lärm durch die vielen Musikinstrumente, durch die Komödianten und Vergnügungsspiele, die gehalten wurden – verursacht –.

Schade, dass am 2ten Abend während einer Stunde Regen fiel, so einen grossen Teil der Zuschauer verschreckte –: in den Gärten der Tuileries und in den elisäischen Feldern war in der Tat eine sehr grosse Menge Menschen vereinigt –.

Die Illumination war schön und befriedigend: jedes Departement hat ein besonders grosses erleuchtetes Portal [?]; vom Arc de Triomphe d'étoile an längs der Strecke [war] das Feuerwerk mittelmässig. Ich sah hier zum erstenmal den roten Rauch – der sehr interessant ist – der Effekt macht.

Nach Versailles zu fahren, kostet es 1 Fr. 80 Cent oder auch 2 Franken im Omnibus [«Pferdetram»]. Die

dortige historische Galerie ist ungemein interessant und um die Säle nur flüchtig zu durchlaufen braucht es bei drei Stunden Zeit –. Die Gemälde der Juli-Tage von 1830 [Julirevolution], das Anerbieten der Krone an den Herzog von Orléans, die Annahme, die Beschwörung der [...], diese grossen Gemälde kamen mir ganz besonders interessant vor –. [...].

Der Garten von Versailles ist noch ungefähr wie ich denselben vor 40 Jahren gesehen.

In Paris wird noch immer gebaut, die Bauplätze sind aber ungeheuer teuer, man spricht von 20 000 bis 100 000 Franken für nicht gar grosse Areale –. [Es folgen Details zur Bauweise].

Die Spiegelfabrikation scheint sehr verbreitet wieder zu sein:²¹ man findet überall sehr grosse Spiegel von 3 – 4 Fuss Durchmesser und 5 Fuss Höhe –.

Für ein[en] Spiegel von 86 Zoll Höhe und 55 Zoll Breite ist der Preis von 650 Franken angesagt –.

Nationalbibliothek. Die 2 grossen Globen sind gleichsam veraltet. Man findet die Lithographie von den berühmtesten Personen Frankreichs unter Glas ausgesetzt, als z. B. von Ludwig dem 14ten, Heinrich dem 4ten, Madame Maintenon, [...], Voltaire, Rousseau usw.

Als neu kann man die Sammlung ägyptischer Altertümer [...] betrachten –.

Ich blieb in Paris vom Dienstag, den 19. Juli bis Montag, den 30. Juli, an welchem Tag ich auf der Eisenbahn nach Pec [?] und von da auf dem Dampfschiff die Stadt Paris nach Rouen und [Le] Havre verreise –. [Offenbar hat sich die Reisegruppe in Paris getrennt, worüber wir aber nichts erfahren. Jedenfalls reiste Freyemuth allein weiter].

21 Die Spiegelmanufaktur erlangte zur Zeit Ludwigs XIV. im Zuge des Merkantilismus in Frankreich grosse Bedeutung. Wirtschaftsminister Jean Baptiste Colbert (1619–1683) warb im Ausland, z. B. in Venedig, das für seine Spiegel berühmt war, Fachkräfte an. Es war das Ziel des Merkantilismus, alles möglichst im eigenen Land herzustellen, damit die Einfuhr möglichst klein gehalten werden konnte.

Ich traf auf diesem Dampfschiff einen Herrn von Leidersdorf aus Wien, der eine Papierfabrik hat und nach Frankreich und England fährt, um Maschinen für die Fabrik zu bestellen – dann einen Geheimen Ober Regierungsrat Kahle aus Berlin an, letzterer schon ein Mann von 60 Jahren, ersterer von 45, an die ich mich anschloss – so dass wir nun so fort mit einander reisten. Leidersdorf [...] sprach ziemlich englisch, Kahle aber sehr schlecht französisch und so wenig englisch als ich –.

Die Seine macht so eine Menge und grosse Serpentinien bis nach Rouen, so dass man den Weg vielleicht 3mal in Bezug auf die Distanz durchlegen [zurücklegen] muss, auch dauert die Fahrt von Pec bis Rouen von Morgens circa 9 Uhr bis Nacht gegen 10 Uhr, es war ganz Nacht als wir in Rouen anlangten –.

Anfänglich bietet die Seine aber wenig Interessantes dar, da das Land einerseits flach, andererseits aber die Berge steil und wenig fruchtbar sind – beinahe auf der ganzen Länge ist das rechte Ufer oder die rechte Seite mit einem Gebirgszug eingefasst in geringer Entfernung von den Ufern –.

Die Städte und Ortschaften nehmen sich gut aus und deuten auf Wohlstand, da man nirgends elende verfallene Hütten sieht, sondern alle Gebäude sind ordentlich von Stein gebaut. Sehr viele Schlösser gewähren historische Erinnerungen. Abwärts kommt eine Einfassung von Kreidebergen, die durch ihre Weisse blenden, zum Vorschein – an und auf denselben sind grossartige Schlösser gebaut, die zum Teil in Ruin liegen –.

Diese Partie hat einen eigentümlichen Reiz, der ungemein anspricht –. [Weitere Details].

Je weiter abwärts die Fahrt geht, desto interessanter wird die Gegend an den Ufern: wir langten erst Nachts in Rouen an und nahmen unsere Einkehr im Grand Hotel de Rouen, wohin wir durch einen Commisair auf dem Schiff eingeladen wurden –.

Rouen hat ein schönes grossartiges Flussufer, an dem grosse Kauffahrer anlanden können.

Die Stadt ist gross, gegen Paris aber alt, enggassig und nicht sauber, ähnlich dem Quartier St. Marçeau in Paris –. Der Platz, auf dem das Mädchen von Orléans verbrannt worden ist, ist klein und nichtssagend –.

Ich bestieg den Dom de Notre Dame, der eine Konstruktion eigener Art hat [...], nämlich auf dem von Stein etwa 200 Fuss aufgeführten Turm findet sich noch eine Art Helm oder Fläche, ehemals [mit] Holz und Blech bedeckt, die aber anno 1822, vom Blitz entzündet, abbrannte: dieser Helm ist nun von Gusseisen, wie es sich versteht, ganz durchbrochen gemacht, inmitten windet sich eine Stiege, nach Angabe des Begleiters 280 Stufen hoch, wenn die Auftritte sechs Zoll[...] halten, 140 Fuss hoch:

Der Helm läuft nur wenig konisch zusammen und gleicht, von unten und aus der Ferne gesehen, einem Gerüst –. [...].

Die Gegend, sonderheitlich auf der Seite gegen Dieppe oder das Meer ist hügelig [hügelig] und eine ziemlich starke Anhöhe begrenzt auf dieser Seite den Horizont.

Die Fahrt auf dem Dampfschiff von Rouen nach Havre ist durchaus sehr interessant, das Land wird flach und man sieht grosse Herden Vieh weiden, auch zeigt sich ein übiger [üppiger] Baumwuchs, die Bäume scheinen aber nur klein zu sein, hauptsächlich Apfelbäume. [Strassenbeschaffenheit, Namen weiterer Ortschaften].

Quelleboeuf – hier ist der Fluss schon sehr breit und verbreitert sich aber noch mehr: man sieht da schon in das hohe Meer und die sehr grossen Sandbänke, die bei unserem Vorbeifahren trocken lagen, lassen schliessen, dass Ebbe und Flut hier schon stark ihre Wirkung äussern und zur Schifffahrt eine Kenntnis des Flussbettes nötig sei –:

Bald zeigen sich die Türme von Havre aus den Fluten hervorragend, das Dampfschiff sucht den Eingang, den man bald erreicht, und man steuert in denselben aufwärts und land[et] bald am sicheren

Port: es war schon gegen Abend, als wir anlangten, so dass wir nur noch Zeit hatten, uns im Logis zurecht zu finden:

Havre de Grace gehört unstreitig zu den interessantesten und sehr belebten Meerhäfen; wir besahen die Bassins, alle ganz mit Schiffen angefüllt, von denen mehrere ausgeladen, andere zum Abfahren mit Balast beladen wurden, andere repariert wurden –: es sind hierzu aller Art mechanische Einrichtungen getroffen; Schiffe liefen aus, andere langten an – alles dies für jemanden, der noch keine Seestadt gesehen, ein sehr interessantes Schauspiel – es sind 3 oder 4 grosse Bassins vorhanden und an einem neuen, [...] dem sogenannten Canal Vaubon, wird gearbeitet –.

Es schien mir, wenn [als ob] das Steigen und Fallen der Wasser zur Zeit unserer Gegenwart etwa 10 bis 12 Schuh wird betragen haben – bei der Ebbe kann man mit geladenen Kauffahrt-Schiffen nicht einfahren: da sich zur Zeit derselben das Wasser auf geringe Tiefe zurückzieht –: die Einfahrt ist eng und desnahen leicht zu verteidigen – der Hafen und die Stadt ist nicht an einer Spitze, sondern an der Seite angebracht, und es geht noch eine Verlängerung des Landes in das Meer hinaus – wo das Fanal [Leuchtturm] angebracht ist. Die embouchure [Mündung] de la Seine ist etwa 2 Stunden breit – und verliert sich in das Meer, von dem keine Grenzen gesehen werden –.

Havre hat schöne Gassen, schöne Quais, Schauspielhaus, offene Plätze und man findet daselbst immer viele Fremde: übrigens ist alles sehr teuer –.

Die Aussicht auf dem Vorgebirg in den Ozean hat für manche ungemein viel Interesse –: in den Bassins findet man besonders viel amerikanische Kauffahrt-Schiffe.

Wir verweilten einen Tag in Havre, liessen uns auf das am Abend nach Southampton und Portsmouth abfahrende Dampfschiff «Der Monarch» von 200 Pferdekräften einschreiben, auf dem Abend[s] bei dem Zunachten am 1. August abfahren – an der Ausfahrt aus dem Hafen und am Fanal waren die

Lichter schon angezündet und bald verbarg sich die Küste in dem Dunkel der Nacht –:

Ich blieb die ganze Nacht auf dem Verdeck, meistens auf der Britsche [sic] neben dem Steuer – bis gegen 12 Uhr ging alles gut, allein um diese Zeit fing das Schiff allmählich an zu wanken, es bildete sich ein starkes Gewell: bald befand ich mich übel, das Erbrechen stellte sich ein und dauerte so lange fort, bis der Magen ganz leer war – bald kamen auch viele andere Passagiere, so dass man von allen Seiten ausleerte und hin und her taumelte, ausgenommen die Schiffsmannschaft konnte niemand aufrecht gehen – mehrere pflänzten [flänzten] auf den Boden hin und mussten weggetragen werden – so ging es etwa 2 Stunden Zeit, wo dann das Meer nach und nach wieder ruhiger wurde.

Wir sahen in der Ferne etwa um 2 Uhr ein Licht, bald wurde auch eine Laterne angezündet und auf der Seite des Schiffes, woher das Licht kam, präsentiert –: bald sah man 2 Lichter – worauf bald man unser Licht wieder auslöschte, auch verschwand bald nachher auch das 2te ferne Licht –: gegen Tagesanbruch gewährte man die englische Küste und die Insel Wight, dessen man sich immer [mehr] näherte.

Wir liefen in die Enge zwischen Portsmouth und der Insel ein, hart an Kriegsschiffen vorbei, waren aber noch alle so unwohl, dass wir uns nicht getrauten, bei dem unruhigen Meer uns ans Land setzen zu lassen und demnach auf das Projekt, in Portsmouth auszusteigen renoncierten [verzichteten] und nach Southampton fahren, wo man sehr bequem aussteigen kann, da das Schiff hart an den Quai fährt –.

Auf dem Schiff mögen etwas 60 bis 70 Passagiere, vielleicht auch mehr gewesen sein; meistens Engländer und viele Frauenzimmer, von denen die meisten in Zelten auf dem Deck blieben. – Das Schiff schien ein Packe [?] Boot zu sein, hauptsächlich auch für Passagiere eingerichtet –: überhaupt sehr ordentlich, reinlich –: es hat Segel, von denen aber nur eines vorne aufgespannt wurde – die Blache oder das

grosse Zelt wurde am Abend, vermutlich weil man ein Gewitter oder stürmisches Wetter voraussah, abgenommen –.

Bei der vorderen Steuermann stehe zwei Kompassse mit Laternen, von oben überdeckt; man sieht die Magnetonadel nicht, sondern die ganze Windrose ist beweglich nach der man steuert –: Der Steuermann hat von seinem Stand die Kompassse immer im Aug – und weil zwei in geringer Entfernung voneinander stehen, kann er auch beide beobachten und sich von dem Gang beider überzeugen.

Über den 2 Rädern läuft ein Steg von Eisen mit einer eisernen Lehne quer über das Schiff, wohin der Kapitän nach Notwendigkeit geht, um seine Ordre zu erteilen –.

Die Räder mögen 18 bis 20 Fuss hoch sein, der Krummzapfen [?] der Räder mag wohl 5 bis 6 Zoll in der Dicke haben – und kommt so stark zum Vorschein, dass man über dessen Solidität keinen Zweifel haben darf –: bei dem Dampfschiff auf der Seine sahen wir oft helle Flammen aus dem Kamin fahren; hier habe ich das nie beobachtet –.

Auf diesen Dampfschiffen ist nur das mittlere der Verdecke eine bewegliche Last, die man von einer Seite auf die andere schieben kann, um das Schiff in gleicher Senkung zu erhalten, das ist sonderheitlich notwendig, wenn zugleich bei schiefer [?] Windrichtung gesegelt wird –.

Es war ein eigener Anblick, als wir zwischen Portsmouth nahe an der Rede und Wight durchfahren, ein neues Land, England, das stolze England, die Küste desselben vor unserem Blick – das ungemein frische Grün (es hat noch in der Nacht etwas geregnet), die mächtige Laubwaldung, verbunden mit dem lieblichen Anblick der Gebäude sprechen ungemein an, so dass wir klopfenden Herzens die Brücke betreten und unseren Fuss auf die Insel setzten. –

Das Gepäck wurde nach der Douane gebracht, die dem Landungsplatz gegenüber ist und wir gingen in einen benachbarten Gasthof, um frühzustücken,

es wurde beschlossen, gerade [direkt] nach London zu fahren, da uns die Fahrt nach Porthmouth um einen ganzen Tag zurückgesetzt hatte – die Diligence [Postkutsche] kostet 11 Schillinge –.

Nun befanden wir uns in England, und wir waren fast stolz, dieses Eiland betreten zu haben –: allein der Mangel an Sprachkenntnis hielt mich stumm und ich musste mich ganz an meine Gefährten halten –: [Bemerkungen über Southampton und Landwirtschaftliches zur Fahrt nach London. Beeindruckend fand Freyenmuth die Reinlichkeit der Häuser, die Ummauerung der Bauernhöfe und Herrschaftsgüter und überhaupt die malerische Landschaft mit Eichen, Buschwäldern, Weideplätzen für Schafe und Kühe, Hügeln und kleineren Seen].

Das Ganze kam uns ungemein reizend vor. [...] Überhaupt ist die ganze Landschaft bis London sehr schön, man sieht zwar noch grosse Stücke Heiden mit Ginster bewachsen, dieselben [seien], sagt man uns, Gemeindegüter oder Gemeind[e] Weiden [Allmenden]. [...]. Das ist wegen den Koppeln durchgehend mit Hägen durchschnitten. Diese Häge sind sehr gross [...], das Wachstum ist der Natur überlassen [...].

Die Population, wo wir durchfahren, hatte ein frisches, gesundes Aussehen, es zeigten sich Frauenzimmer an den Fenstern von frischem, schönem weissem Teint mit rosafarbigem Wangen – überhaupt viele gross gewachsene Frauenzimmer –.

Man darf sagen, alle Läden in den Häusern, wo wir durchkamen, haben von 1 ½ bis zwei Schuh vor der Hausmauer vorgerückte Glasfenster, in denen die Verkaufsgegenstände mehr oder weniger aufgestellt sind –.

Die Diligencen bestehen aus leichten Wagen mit einem 6sitzigen Kutschenkasten, wie eine gewöhnliche Kutsche, so dass nur 6 Sitze in derselben [im Innern] sind, dagegen ist die Einrichtung oben auf dem Kasten, dass noch 6 Personen vorne und hinten ebensoviel Platz haben, die Koffern werden zwischen

hinein aufeinander geschichtet, bedeckt und mit Riemen befestigt, auch kann man hinten noch Körbe anhängen – das Ganze bewegt sich leicht: die Pferdezüge und Pferdegeschirre übertreffen alles, was ich dieser Art gesehen habe: die Rüstung leicht und auf das Schönste aufgeputzt, wie wenn sie erst aus der Werkstatt neu hervorgingen; der Kummet leicht, bald rot, bald grün, bald gelb, alle ganz neu. Die Leitseile abgesondert, gehen den hintern Pferden für die vorderen in besonderen Hülsen über die Köpfe – so dass die Leitung leicht wird –: die Stricke werden an den Schwingen durch Federn gegen das Abspringen gehindert, die Pferde sind von schönster hoher Gestalt und laufen sehr schnell – der Kutscher, der vorne sitzt, sehr gut gekleidet, trägt Handschuhe –.

Bald ist eine Station durchfahren, und die neuen Pferde stehen zur Ablösung in Bereitschaft –.

Die Fahrt von Southampton nach London gehört zu den angenehmsten Stunden, so ich auf der Insel zugebracht –.

Wir speisten à l'anglaise unterwegs [zu] Mittag – die meisten Gerichte wurden in ungeheuren Portionen aufgetragen, ab denen man nur so viel abschnitt als man verlangte; ich fand, dass auf diese Weise alles besser benutzt wird und dass man nicht Gerichte bringt, aus denen die Vorgänger die besten Stücke ausgelesen haben –.

Gegen Abend nahm die Häuserzahl längs der Strasse immer mehr zu und es hiess, dass wir in London einfahren – wir hatten bei einer Stunde zu fahren, ehe wir mit der Diligence hielten und unser Gepäck in Empfang nahmen.

Wir stiegen sogleich in einen anderen Zspännigen Wagen, der uns nach einer langen Fahrt in [die] George Volters Taverne brachte – wo wir schlechte Zimmer bekamen –.

Der Abend war zu weit vorgerückt, um [ein] anderes Logis aufzusuchen – am Morgen erhielten wir danach andere Zimmer, so dass wir uns entschlossen zu bleiben –.

London

Es war am 2ten August, als wir in dieser weltberühmten Cité anlangten –. Da das Äussere der Häuser, schwarz von Ziegel, auch der Prachtgebäude, durch die Zeit und durch den Kohlendunst schwärzlich sind, imponiert der erste Anblick eben nicht sehr vorteilhaft, bis man sich näher umgesehen hat und die Eigentümlichkeiten einigermassen beobachtet hat –.

Paris ist sehr gross, London aber ist eine ungeheure Stadt, die alle Begriffe, die man sich von einer grossen Stadt macht, übertrifft. [Es folgen Flächenangaben].

Die Temse [sic] ist nicht wie zu Paris die Seine mit Mauerwerk eingefasst oder hat Quais, sondern die Ufer laufen flach strandartig gegen die engen Strassen, die an die Ufer gehen; die Ebbe und Flut zeigen sich stark, so dass bei der Ebbe sehr viele kleine Schiffe auf den Grund zu stehen kommen und dann die Ansicht nichts Empfehlendes hat, es laufen dem Strand nach keine breiten Gassen oder es finden sich grosse Vorplätze –: aus diesem Gesichtspunkt ist Paris weit schöner. [Details zu den Brücken].

Neben diesen Brücken gehören die Docks oder die Bassins zu den ersten Merkwürdigkeiten von London –. [Exakte Angaben zu den Docks].

Nach diesen [Docks] folgen die Merkwürdigkeiten von Gebäuden [...]:

die Paulskirche fast mitten in der Stadt [...]. [Dimensionen in allen Einzelheiten]. Ein überaus kolossaler Bau, der aber im Innern nicht so sehr anspricht –: von aussen, ausser den Seiten, die vom Regen gewaschen, fast ganz schwarz –: nur der Chor ist für den Gottesdienst eingerichtet, das Schiff ist leer und enthält aber ringsum sehr grosse Grabmäler, meistens von Admirälen – unter denen das von Nelson besonders bemerkt wird – Diese Grabmäler sind alle von weissem Marmor, die Figuren wenigstens von Lebensgrösse [...].

Die Westminsterabthey: eine gotische Kirche, deren Spitzbögen vielleicht die schönsten sind, die man findet: wenigstens ist die Perspektive ungemein ansprechend –. Sie hat zwei bas-côtés [Nebenschiffe] wie die Notre Dame in Paris [...]. Diese Kirche schliesst eine ungemeine Menge Grabmäler in sich – zur Zeit des Besuches dieser Kirche war man mit der Wegnahme der Gerüstung, die man für die Krönungsfeierlichkeiten angebracht habe, beschäftigt – so dass wir nur ungefähr drei Viertel sehen konnten –.²²

Der Regentpark. Dieser [...] ist auf mehreren Seiten mit den schönsten Häuserreihen und Palästen umgeben, zum Teil mit Baumgruppen bepflanzt, zum Teil Weiden: in diesem Park ist die Königliche oder National Menagerie enthalten, unstreitig die zahlreichste und vollständigste, die existiert: die Pariser ist nur wenig gegen diese überaus wichtige Sammlung.

–
Die Abteilung der Tiere nimmt einen sehr bedeutenden Raum ein, der [dessen Areale] mit Gebüsch und Waldpartien voneinander abge sondert sind –: es finden sich sehr viele Tiere, die ich noch nie gesehen habe –: Viele wandern in dem Park als z. B. die Dromedare, das Zebra, mehrere Ochsenarten –: es finden sich eine Art Bären von mittlerer Grösse [...] mit sehr langen, sehr weissen, wohl gegen 2 Zoll langen Fangzähnen – Diese 2 Tiere spielten immer miteinander, indem sie gegeneinander aufstehen und sich dann zu Boden drücken, beide Tiere waren ungemein reinlich –: Leoparden fanden sich von un gemeiner Grösse und Stärke –.

Die Giraffen: ihre Stallung gleicht einer Kirche: zwei Orangutang, die ersten, die ich sah – die Tiere aus Australien und Bengalen; die Känguruh, 2 Elefanten, auf den kleinen konnte man spazieren reiten. Die Tiere sind nach dem natürlichen System geordnet und eine jede Classe zusammengestellt –. Vögel hat es auch sehr viele, bis auf den Flamingo herab – Raubvögel, Eulen – viele Wasservögel, Singvögel usw.

Die Affen sind auch sehr zahlreich und haben

ein weit grösseres Gebäude als das zu Paris: das Geschlecht der Hunde hat auch ein [...] Quartier; neben dem Wolf, dem Fuchs sah man die verschiedenen Grundrassen – überhaupt ist das Etablissement eines der interessantesten, die man sehen kann, sowohl wegen der Menge der Tiere als der Grossartigkeit der Einrichtung. [...].

Um den Park herum sind viele Reihen schöner, durchaus gleichförmiger Gebäude, von 30 bis 60 in der gleichen Reihe, [sie] haben gewöhnlich unten nebst der Türe zwei Fenster, im 2. und 3. Geschoss 3 Fenster: sind 3 Stock hoch [...] – oft sind noch kleine Gärtchen nach vornen gegen die Sicht angebracht –

Im Erdgeschoss ist die Wohnung der Dienerschaft und die Küche und Vorrats Magazin: die Dächer sind alle gegeneinander abgewalmt, vornen und hinten an den Fronten sieht man nichts von den Dächern, auch wird das Regenwasser in Wannern [?] durch das Mauerwerk abgeleitet [es folgt eine Skizze].

Die Fenster haben in der Regel nur 3 Scheiben von Spiegelglas, werden nicht auf die Seite geöffnet, sondern das untere Stück über das obere geschoben: die Fenster sind hoch und die Pfeiler schmal. Die Bauart ist im Allgemeinen sehr leicht, die Mauern wohl selten über 1 ½ Schuh dick – [...] ich sah nirgends [...] Bauholz von einiger Länge und Stärke, die Balken werden von Dielen, die man aufstellt, gemacht und haben nur die Länge der Zimmer – man sagt uns, dass die Gebäude hin und wieder so leicht gebaut seien, dass man bei dem Ausmieten in dem Kontrakt [Mietvertrag] ausbedinge, nicht in dem Haus zu tanzen und überhaupt keine Geschäfte vorzunehmen, die eine Erschütterung zur Folge haben könnten –. Das hat vor allem auf die Terrasse[n] Bezug, die mit gros-

22 Tatsächlich wurde 1838 die junge Königin Victoria in der Westminster Abbey feierlich gekrönt. Zu diesem Anlass wurde eigens eine neue, diamantenbesetzte Krone – die Imperial State Crown – hergestellt. Sie wird noch heute bei der Parlamentsöffnung durch Elisabeth II. benutzt.

ser Eleganz aufgeführt sind: [es folgen noch mehr Details zur Bauart und am Ende die für Freymuth bezeichnende Bemerkung:] Ich bedaure, kein Gebäude genau im Innern untersuchen zu können –.

Grosse Hotels wie in Paris scheinen nicht gebräuchlich zu sein: jeder Engländer will für sich allein wohnen –.

Hydepark – dieser ist wohl noch grösser als der eben erwähnte [Regentspark] und ungemein angenehm: er hat Kanäle und viele Wiesen, in denselben sieht man viele Tiere weiden: er wird sehr besucht, sonderheitlich sieht man am Sonntagabend und auch oft in den Wochentagen sehr viele Equipagen spazieren fahren; die Königin reitet daselbst oft spazieren so wie auch viele andere Damen –.

Eine kolossale Statue von Wellington sprach uns eben nicht an – [es folgen St. James Park, St. James-Palast, Buckingham-Palast].

Das britische Museum – besteht unten in Sälen für Antiquen; diese sind äusserst zahlreich, wohl zahlreicher als die von Paris, sonderheitlich hat es überaus grosse Piècen aus Ägypten und unter anderem zwei kolossale Köpfe von [...], sehr grosse Sarkophage, so gross wie [...], ganz mit Inschriften bedeckt – – von schwarzem Gestein, vermutlich Basalt, dann sehr viele Figuren [...] von gleichfalls schwarzem Gestein, wovon einige ganz poliert sind – überhaupt ist diese Sammlung sehr zahlreich an verschiedenartigen Kunstwerken aller Art, von den kleinsten Hausgeräten bis zu den Riesenstatuen und Grabmälern von sehr grossem Umfang –: und man kann nicht anders als erstaunen über die Kunst und die Ausdauer, die erforderlich war, diese Werke zu schaffen –. Man sieht viele Stücke, die nur zum Teil vollendet sind und wo noch die Werkzeuge daneben liegen, die zum Ausarbeiten gebraucht wurden, gleichsam wenn [als ob man] noch am Abend aufgehört hätte, um morgen die Arbeit fortzusetzen. Dergleichen angefangene [...] und zum Teil vollendete Statuen kann man nicht betrachten ohne Rührung über die Vergänglich-

keit [...]. [Weitere Hinweise auf das «Mineralienreich», Petrefakten, «Colonnen von Basalt», «vulkanische Produkte», Geräte des römischen Hauswesens usw.].

Ich bedauerte sehr, dass meine Gesellschafter [Reisegefährten] gar eilig waren und sich nur kurze Zeit aufhalten wollten [...].

Galerie national. Es gibt mehrere Gemäldegalerien in London: wir besahen nur eine und ich weiss in der Tat nicht bestimmt welche [!]: sie ist unten in der Stadt; es sind nur 3 oder 4 Säle, allein alle Gemälde, die ausgestellt sind, sind von den berühmtesten Meistern als van Dyck, Rembrandt, Poussin, Correggio: von letztem ein Stück, das wohl 20 000 [?] gekostet haben soll, es ist unter Glas gefasst: stellte eine Venus, eine 2te Figur und am Fuss einen kleinen Cupido vor.²³ [...].

Surrey zoological gardens, Jardins botaniques et faculté de Zoologie de Surrey. Wir besuchten diesen Garten, in den man 1 Schilling Entrée zahlt, an einem Abend (es werden alle Abende Feste gegeben); die Zeit war schon [zu] bedeutend vorgerückt als dass wir noch alle Teile des Gartens hätten sehen können. Die wilden Tiere als Löwen, Leoparden, Tiger, Hyänen, Schakale sind in einem runden Gebäude eingesperrt: ihre Logen [Käfige] alle nach aussen gerichtet: Das Gebäude ist in einem Dome vitré, das ist in einem gewölbten Glashause enthalten: der Gang zwischen den Tieren und der Wand des Glashauses mag wohl 10 Fuss breit sein. Dieses ungeheure Glashaus macht einen ganz besonderen Effekt –.

Es wurde als Spektakel der feuerspeiende Berg Vesuv gegeben: es zeigte sich in der Form einiger kahler Berge, von denen sich einer durch seine grosse Form ausnahm. Am Fuss dieser Berge war ein kleinerer See und an dessen Ufer nach der Seite eine kleine

23 «Venus mit Merkur und Cupido» von August Correggio (1489–1534).

Abb. 24: Der Ballon des englischen Aeronautikers Charles Green (1785–1870), den Johann Conrad Freyenmuth im Sommer 1838 während seines Londonaufenthaltes in «Vauxhall garden» aufsteigen sah.

Stadt. Anfangs der Nacht fing der grosse Berg an einen dunklen Rauch auszuwerfen, der immer stärker wurde – man hörte ein dumpfes Getöse von Zeit zu Zeit immer stärker: endlich fing der Berg an unter starkem Gerassel Feuer auszuwerfen, das wurde immer stärker, bis der ganze Berg erglühte: Lava von vielen Seiten ausfloss, diese entzündete die Stadt –. Die Gegend erbebte unter Donner und Krachen –: alle Zuschauer wurden von Erstaunen hingerissen –: worauf sich die Szene schloss: und man ging befriedigt auseinander –.

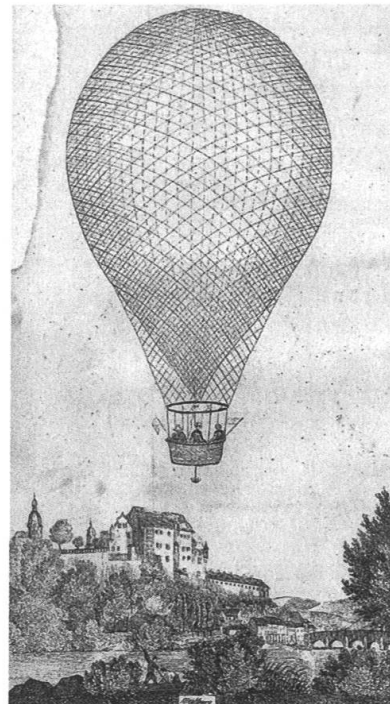
Vauxhall garden – der hauptsächlichste Vergnügungsort, wo wöchentlich mehrere mal Feste gegeben werden –:

jedes Mal ist eine sehr ausgedehnte Illumination von farbigem Licht und ein sehr schönes Feuerwerk, das ich daselbst sah, das schönste, so ich gesehen habe – sehr viel verschiedenartige Feuerräder mit farbigem ‚Feuer‘; am Schluss noch die Königin Victoria mit den schönsten [...] – Der verschiedenen Stücke waren sehr viele und [das] Feuer für mich von ungehener Farbe und Schönheit –.

In den Gebüschten findet man verschiedene Statuen, und zwar auch erleuchtet als die von Napoleon, von Wellington und mehreren; eine kleine Anhöhe, in der das heilige Licht brennt –: Theater, in denen einige Piècen gegeben werden.

Ich war zweimal in diesem Garten, und zwar das 2te mal, um den bekannten Luftschiiffer Green aufsteigen zu sehen, und zwar wurde angekündigt mit 6 Personen und dem Ballon Nassau –.²⁴

Das Lokal, wo der Ballon, und zwar mit gereinigtem Steinkohlen Gas gefüllt wurde, ist eine Art Schuppen mit 3 feststehenden Wänden von Holz, etwa 40 Fuss hoch: oben mit Segeltuch bedeckt und vornen mit einem Vorhang von Segeltuch geschlossen, so dass der Ballon hier sicher steht und gegen die Windstösse gesichert ist – der Ballon wird zwischen 30–40 Fuss Durchmesser haben –: als die Zeit zur Abfahrt angerückt war, wurde der Vorhang nach vornen



weggenommen, zu welchem Ende ein Mann auf die Bedeckung kletterte und den Umhang losmachte, so dass er ganz weggenommen wurde. Der Ballon füllte

24 Karl Green gehörte neben Robert Hollond und Thomas Monk-Mason zu den Pionieren unter den Aeronautikern. 1836 unternahmen sie gemeinsam eine Ballon-Rekordfahrt von London nach Weilburg mit dem von Freyenmuth genannten Ballon «Royal-Vauxhall-Nassau», worüber 1837 ein gedruckter Reisebericht erschien (Die Reise der Herren Karl Green, Robert Hollond und Thomas Monk-Mason von London nach Weilburg am 7. und 8. November 1836 in dem Luftschiffe Royal-Vauxhall-Nassau, Weilburg 1837). – Darin erfährt man auch, dass die entsprechende Ballonhülle aus italienischer Seide bestand, die in England gefärbt wurde. Genannt werden 44 weisse und rote, 90 Fuss lange Bahnen und ein Fassungsvermögen von 81 671 Kubikfuss. Diese Hülle soll von einem Hanfnetz überzogen worden sein. Dieses Netz hatte unten einen Ring aus Holz und Leder. Daran waren die Seile befestigt, welche die Gondel trugen. Diese wiederum war aus Rohr und Weide geflochten und bot 6–8 Personen Platz (vgl. http://www.weilburg-lahn.info/zeppelin/green_2.htm).

den Behälter beinahe ganz aus –: hierauf wurde er von circa 40 Männern, die ringsum denselben standen, an den Schnüren des über denselben gespannten Netzes auf einen freien Platz vor dem Gebäude herausgebracht (es waren noch mehrere Gewichte angebracht), so nieder, dass die untere Wölbung des Ballons nur wenig von der Erde abstehend –

Von dem oberen Teil des Ballons gingen 2 oder 3 Seile aus, an denen er leicht gegen die Windstösse gehalten wurde – jedoch nicht fest, sondern man gab nach – der Schlund, in den das Gas geleitet wurde, ist wohl 3 Fuss lang und so dick, dass beinahe ein Mann durch denselben schlüpfen könnte: [...] –:

allmählich liess man den Ball [sic], nachdem das Netz ganz in Ordnung gebracht war, einige Fuss von der Erde steigen; man brachte einen grossen Reif[en] herbei, an dem in grosser Ordnung und Gleichmässigkeit die Endschnüre des Netzes befestigt werden –: inzwischen der Ball immer von der Mannschaft gehalten wurde –: Nach Beendigung dessen – es dauerte eine geraume Zeit – wurde der Ball noch mehrere Fuss höher steigen gelassen: dann wurde ein kleiner Ball[on] von etwa 3 Fuss Durchmesser fliegen gelassen, um die Richtung des Windes zu erforschen: sofort wurde die Gondel herbei gebracht – die so tief ist, dass man nur mit den Armen und dem Kopf über die Ränder heraus schauen kann, wenn man ganz im Grund derselben steht –

Diese [die Gondel] wurde so stark nun an den Reif mit Seilen befestigt, etwa 4 Fuss unter demselben.

Der Schlauch wurde mit einem Ende von ein paar Schuh abgeschnitten und mit einem Tuch gleich einem Halstuch zugebunden –.

Das Schiff oder die Gondel wurde noch an 4 Stricken gehalten: es wurden 10–12 Sack Ballast, mit Sand gefüllt, eingeladen: die Personen, 6, stiegen ein –: Green in Mitte der Gondel höher gestellt als die übrigen Reisenden, zog an einer Schnur, so dass sich die 4 Seile, an denen das Schiff oder der Ballon gehalten

wurde, zugleich los machten, so dass nun der Ball frei schwebte und zu steigen anfang: noch wurde ein Pack Papierstreifen herausgeworfen, die im Wind verfliegen und ein Pack Balasst [sic] ausgestreut – der Ball wurde über die Stadt getrieben, wo man ihn geraume Zeit schweben sah, bis er in dem Gewölke verschwand –.

Am folgenden Morgen las man, dass sich die Reisenden 8 Stunden, [unleserliches Wort im Sinn von: ungefähr] 16 Meilen von der Stadt niedergelassen haben ohne unangenehmen Zufall; ob den Wolken sei eine gänzliche Stille ohne dass irgend eine Spur von Geräusch bemerkbar; so wie man sich aber wieder der Erde näherte, wurde der Wind oder das Geräusch, so derselbe verursacht, wahrgenommen und die Szene verwandelte sich.

In diesem Vergnügungspark hat es übrigens sehr schöne Pavillons mit ausgesuchten Verzierungen, Musik, Concerto, Bällen und optischen Darstellungen verschiedener Art –: z. B. das wallisische Gebirg, die Passage über den Simplon, den Gotthard, Alpentäler mit Seehütten und weidendem Vieh –.

Als wir den Garten besuchten, mögen etwa 4000 Personen sich in demselben befunden haben, doch ist es möglich, dass es weit mehr waren, da es nur geringen Platz für 10 000 Personen braucht, wenn sie zusammenstehen –. [Es folgt ein Nachtrag zum Regents Park].

Dieses [das Kolosseum im Regents Park] ist ein grosses, in der Absicht, das Panorama von London in demselben aufzustellen, aufgeführtes Gebäude. Vorne am Eingang ist eine Colonade von 6 Säulen: der Dome ist 126 Fuss im Durchmesser, von denen ein Teil von Glas ist. Das Gebäude ist ein Polygon mit 16 Seiten, jede zu 25 Fuss, so dass der ganze Umfang 400 Fuss [...] hat [weitere Massangaben].

Im Erdgeschoss ist ringsum eine Galerie von Kunstgegenständen als Statuen usw.: ganz im Innern ist eine Maschine angebracht, die dazu dient, diejenigen, so das Etablissement besuchen, auf die Höhe

des Gebäudes zu bringen: man setzt sich in ein schön ausgezieres Cabinet, das aufsteigt; oben angelangt, steigt man [aus], ohne zu wissen, wo man hinaufgekommen ist –: man sagt, eine Dampfmaschine treibe den Mechanismus – –

Das Panorama stellt London von der Paulskirche aus in seiner ganzen Ausdehnung dar –: so dass man diese ungeheure Stadt wohl nirgends besser sehen kann als mittels dieses Kunstwerkes – die Täuschung ist so gross, dass man sich gar nicht vorstellen kann, es seien nur Gemälde, die man sehe –: Das Tuch, so man gebraucht habe, halte 40 000 Quadratfuss –.

Übrigens hat man ganz auf der Höhe des Glas Domes noch die Aussicht in die wirkliche Natur, die noch besonders interessanter [sic] ist, sonderheitlich werden die schönen Terrassen, die in der Nähe des Kolosseums gebaut sind, sehr gut von oben gesehen und man kann die Einrichtung der Dächer und die Ableitung des Regenwassers so wie die Ausmündung der Kamine, die aus Thon gebrannten Rahmen bestehen und fast die ganze Länge oder Tiefe eines Gebäudes erkennen [...].

Der Tower. [Wir übergehen Freyenmuths wie immer exakte Angaben zu den im Tower zu sehenden Waffen etc. und beschränken uns auf seine Notizen zum «Tunnel»].

Vom Tower lässt man sich über die Temse setzen, um den Tunel [sic] zu besuchen – von dem man übrigens in London als einer schon veralteten Sache nicht viel redet: der Turm, in dem eine Dampfmaschine in beständiger Tätigkeit; die Dampfmaschine steht nicht im Turm, sondern neben demselben: hingegen sind [haben] die Getriebe [...] schon ein altes Aussehen und hat die Frische ganz verloren; man steigt durch Stiegen in die Tiefe und gelangt zu den 2 gewölbten Gängen, von denen der eine ganz sauber ausgeräumt, erleuchtet ist, der andere ist nicht besonders erleuchtet und dient zum Herausschaffen der Erde, des Wassers und der Baumaterialien [der Tunnel war noch im Bau] –: Man glaubt sich in einem

langen Keller Gewölbe – ohne daran zu denken, dass man sich unter einem grossen Fluss befindet, der ganz mit Schiffen bedeckt ist: man kann sich den Arbeitern bis 50 Fuss nicht nähern, da die Fortsetzung mit einer Grille [Gitter] abgesperrt ist – man verkauft in den Gängen Beschreibung[en] des Tower und andere Gegenstände –

Man rechnet, dass auf 1 300 Fuss Länge nun gegenwärtig 750 Fuss beendet seien –.

Der grösste Teil des Gewölbes ist ganz trocken und ohne Spuren von Wasser durch Sickerung: es finden sich aber doch Stellen, wo etwas Wasser durchschießt [?] und wo sich der gelbe Anstrich verfärbt hat – die beiden Gewölbe sollen 38 Fuss in der Breite und 22 ½ Fuss in der Höhe halten –.

Greenwich liegt 5 englische Meilen oder zwei Stunden von London an der Temse: der ehemalige königliche Palast ist nun ein Invalidenhaus, für die Seeleute eingerichtet und soll 4 000 Personen fassen – die Kleidung aller Verpflegten ist durchaus gleichförmig: blau mit blauen Strümpfen und einem dreieckigen [...] Hut, man [be]kommt dergleichen auf dem Weg sehr viele zu Gesichte – Ein abgedecktes Linienschiff von 90 Kanonen, das den Französischen [Franzosen] abgenommen wurde, dient zum Krankenhaus des Invalidenhauses: wir liessen uns auf dasselbe führen –: es gleicht einem dreistöckigen Haus: die Wände sind beinahe einen Schuh dick, der inwendige Raum jedes Stockes ist sehr gross, so dass man 4 Reihen Better anbringen könnte, es sind aber, wenn ich nicht irre, nur 2 Reihen – der obere Boden steht wohl 25 Fuss über das Wasser – [...].

Die Sternwarte in Greewich liegt im Park auf einer Anhöhe – [...].

Unter die besonderen Merkwürdigkeiten [...] gehört die Eisenbahn von der Londonbrücke bis Greenwich –: sie ist bis Greenwich nicht ganz beendet und es fehlt noch eine Verbindung –:

Wir fuhren auf derselben nach London zurück – die Bahn läuft in ihrer ganzen Länge auf Bögen von

30 bis 40 und mehr Fuss hoch: die Bahn ist, wie sich versteht, doppelt. Man fährt auf derselben mit gänzlicher Zuversicht, ohne daran zu denken, von der Bahn herab geworfen zu werden – die Bahn scheint nicht so hoch zu laufen als sie wirklich ist – da sie mit vielen, noch höheren Gegenständen umgeben ist –

Es wäre hier schwierig, ja wohl nicht angängig gewesen, einen Bau auf ebener Erde anzulegen, da derselbe unaufhörlich vom Publikum würde überschritten worden sein und nicht ohne ständige Gefahr hätte befahren werden können. [...]

Auf der Eisenbahn zurückgekommen, besuchten wir die nicht ferne von der Londonbrücke in Surey befindliche grosse Bierbrauerei von Barclay & Compagnie. Man führte uns wohl bei einer halben Stunde Zeit in derselben herum –: ohne dass ich den Zusammenhang der verschiedenen Teile erfassen konnte –: in einem Erdgeschoss fand eine sehr grosse Zahl, vielleicht 8 bis 10 Reihen ungeheuer grosse Fässer aufgestellt, in einem anderen noch weit mehr kleinere, auf den oberen Stöcken fanden sich Kühlapparate von ganz ungewöhnlich grossem Umfang –.

Die Fässer, in denen das Bier verführt [ausgeliefert] wird, sind etwa 4 Fuss lang, ein Paar Fuss dick und sehr bauchig –.

Wir sahen eine Stallung für 60 ungeheuer grosse Pferde, die nur dazu dienen, das Bier zu verführen –. Man sagte uns, es sei noch eine zweite gleich grosse [Stallung] vorhanden –. Die Braukessel scheinen, von runder Form, ganz eingemauert und bedeckt zu sein; eine Dampfmaschine ist in beständigem Gang –. [...].

Das eigentlich gute Bier ist das alte, das Porter ist braun und von geringerer Qualität – in den gewöhnlichen Wirtschaften und Speisezimmern serviert man das Bier in kleinen zinnernen [...; Bechern] und mit grossen Spitzgläsern –.

Theater: von den Theatern zu London habe ich nur eines besucht – nämlich eines von den kleineren, das unter dem Namen Theater de Davisroyal amphi-

theater, Westminsterbridge road bekannt –: Das Theater hat einen Circus zu Exercices d'équitation et de gymnastique –: hier werden allerlei Farçen gegeben: gewöhnlich erst eine Komödie mit Maschinerien, dann eine Equitation mit aller Art Farçen – hernach wieder eine Komödie –: Die letztere stellte die Hölle mit ihrem ganzen Apparat vor; man brachte aus der Oberwelt Leute aller Stände in dieselbe, unter anderem ganz lieblich gekleidete Freudenmädchen in zierlichen Hemdern –. [...].

Diese Gegenstände machten den Zuschauern (das sehr grosse Theater war ganz angefüllt) viele Freuden und es wurde viel applaudiert. [...].

Von den vielen Gefängnissen und Strafanstalten haben wir nur im Innern besehen die Kingsbench prison, wo hauptsächlich die Schuldner eingesperrt werden – wir sprachen daselbst einen Juden aus Deutschland, Braunschweig, – der uns diese Anstalt als eine der merkwürdigsten, die man finden könne, beschrieb: jeder Gefangene hat nur ein kleines Zimmer mit einem Bett; er erhalte wöchentlich 5 Schilling 6 Pences, eine Valeur, aus der er sich notdürftig durchbringen kann; es sind im Gefängnis alle Art Läden, wo man sich mit Geld alles Nötige kaufen kann – nach Belieben –. Diejenigen, die nichts Weiteres zu verzehren haben als das, was sie von der Regierung empfangen, machen die Bedienten der anderen, so mehr haben: als z. B. Schuhputzen, Kleiderputzen, Schreiben usw. Man kann vom Gefängnis aus Handel treiben usw., es sei einer da, der sehr viel Geschäfte mache und immer Leute auf der Strasse habe nach der Bank, um Banknoten verifizieren zu lassen usw. – das Gebäude ist mit einer hohen Mauer umfungen, gegenwärtig seien ungefähr 450 Personen als Condamnierte daselbst –: einer der Aufseher in den Zimmern, durch die man in den Hof gelangt, kennt jeden der Eingesetzten [Einsitzenden], so dass sich keiner flüchten könne – usw. – [...].

Hospital de Bethleem [sic]. Bethlem hospital, das wir nur zum Teil besehen konnten, indem [da] ohne

Gegenwart und Bewilligung des Arztes niemand durchgehends im Innern herumgeführt wird –: Bethleem ist ein Prachtgebäude, das um das Jahr 1812 und 1813 gebaut worden; es herrscht in demselben eine ganz ungemene Reinlichkeit – fast wie in einem fürstlichen Palast – die Stiegen sind mit Wachstuch bedeckt und alles aufs Schönste gescheuert –: Es hat 580 Fuss in der Länge und im Mittel [in der Mitte] eine Portique [Säulenhalle] mit 6 Säulen geziert –: es steht ganz frei und hat Höfe und Gärten für die Kranken: nämlich das ist ein Irrenhaus: Der Vorhof ist mit einem schönen eisernen Grill [Gitter] eingefasst, der Portier hat daselbst eine besondere Wohnung –.

The Monument oder die Colonne [Säule] von London – wurde zum Andenken des fürchterlichen Brandes, durch den anno 1666 bis 13 000 Häuser und bei 80 Kirchen zerstört worden, errichtet. Sie ist aus Portlandstein gebaut: das Piedestal 40 Fuss hoch und 15 Fuss Durchmesser, die Colonne ist canelliert und soll im Ganzen 200 Fuss hoch sein: mir schien sie nicht so hoch [...] –. In der Schnecken Stiege sind auf der Seite kleine, spaltenförmige Öffnungen angebracht, so dass es nicht so finster ist als in der Colonne Vendôme [in Paris]; man hat auf derselben eine schöne Aussicht, besonderheitlich auf die Temse: es war ziemlich neblig als ich dieselbe bestieg –. [...].

Wir fuhren Samstag, den 5ten August, nach Windsor, 23 Meilen oder etwa 7 Stunden von London: wenn ich nicht irre, sind wir durch die Oxforder Strasse [...] herausgefahren – es sind stundenlang längs der Strasse Häuser gebaut, so dass die Pferde gewechselt wurden, ehe wir die Häuser verliessen –.

Längs der Strasse hat es sehr viel Gartenland –: Dann folgen Koppeln oder eingehegtes Land, mit verschiedenen Früchten bestellt, ungefähr wie von Southampton her [...].²⁵

Windsor liegt auf einer Anhöhe, das Schloss ist sehr gross und besteht aus [...] grösstenteils aneinander hängenden [zusammenhängenden] Gebäuden –: es ist im Stil des 15. Jahrhunderts gebaut, dem

Übergang vom Rittertum in die Zeiten Ludwigs des 14ten –.

Die Aussicht sowohl auf dem Turm als in den Terrassen und Gärten ist sehr angenehm –: Die Säle, deren wir viele durchliefen, sind schön möbliert und enthalten Gemälde von ausgezeichneten Meistern: als Rubens, van Dyck usw.

In einem grossen, von oben beleuchteten Saale werden die Gemälde aller der Personen gezeigt, die dem Congress in Wien beigewohnt haben – meine Gesellschafter wollten mehrere Personagen als sehr gut gelungen erkennen –.

Die Sammlung ist sehr ansprechend und man verweilt gern hierbei –.

[...] zeigte man uns noch mehrere Merkwürdigkeiten als auch eine Sammlung von Waffen, deren ich mich aber nicht mehr bestimmt zu erinnern weiss –.

Windsor ist übrigens eine kleine Stadt, neben Windsor in der Tiefe liegt Eton, das durch seine Erziehungsanstalt bekannt geworden – die Alleen im Park bestehen aus sehr grossen Eichen und anderen Bäumen und gewähren einen imposanten Anblick –.

Es war heiter und Sonnenschein, so dass wir die Aussicht vollständig genossen.

Wir fuhren auf der Eisenbahn von Birmingham, die sich in geringer Entfernung nördlich bei Windsor vorbei zieht, nach London zurück –: von Windsor wird man mit Omnibus [«Pferdetaxi»] zur Bahn gefahren –. [...].

Unter den Galerien, die wir besuchten, hat mich sonderheitlich die Adelaide Galerie – oder die Galerie national [...] sehr angesprochen – ich besuchte sie 2

25 Auch auf dem Hinweg nach London erwähnt Freyenmuth Einzäunungen. Diese spielen in der englischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte eine wichtige Rolle. Seit dem 16. Jahrhundert wurden Allmenden dem freien allgemeinen Nutzungsrecht durch Parlamentsbeschlüsse – sogenannte «enclosures» – zu Gunsten adliger Grundbesitzer entzogen.

mal und blieb jedes Mal ein paar Stunden in derselben –: ich habe den Katalog über die gegenwärtig ausgestellte Sammlung angekauft und es ist demselben das Nähere zu ersehen –: der merkwürdigen Stücke aller Art sind bei vielen hundert, in die Chemie, Mechanik, Physik und Kunstgewerbe einschlagend –: mich interessierte sonderheitlich ein grosser [...] magnetischer elektrischer Apparat in voller Tätigkeit – mit grossen Gefässen mit Kupfervitriol gefüllt –: ein sehr grosser Magnet in Verbindung mit dem Apparat –: eine kleine Dampfkanone, mit der experimentiert wurde – grosse optische Instrumente – Modelle von Schiffen –: es wurden Lektionen in der Chemie gegeben: in unserer Gegenwart die Zerlegung des Wassers in Hydrogene und Oxygene gemacht: ein besonderes Zimmer [mit] zwei Glasbläsern [...]: überhaupt eine überaus grosse Anzahl Kunstgegenstände: bis auf Sachen herab, die nur das weniger gebildete Publikum unterhalten, z. B. die Statue eines Mohren oder Mulatten, dem man mit einem grossen Messer durch den Hals fährt und wo der Kopf doch immer noch sitzen bleibt –.

Ein optisches Stück gefiel mir auch besonders: man sah eine Katze mit feurigen Augen und scharfem Blick und doch war nichts zu finden: das Bild verschwand, so wie man eine andere Stellung einnahm –. [...].

Unter den weiteren Gegenständen, die mich interessierten, waren die Marktplätze –: von denen einer, ich glaube der Convent [sic] Garden, sich durch Pracht und Schönheit sowohl seiner Einrichtung als durch die Vollkommenheit der daselbst zur Kauf angebotenen Lebensmittel auszeichnet – und die ersten von Paris weit übertrifft: es waren daselbst von den schönsten Trauben aus Portugal, das Stück zu 3.4 bis 6 Schilling zu haben, die [...] Beeren wie Nüsse gross – kurz in einer Grösse und Vollkommenheit, wie [ich] nirgend keine sah – –.²⁶

Auch der Blumenmarkt übertrifft den Pariser weitaus an schönen ausgesuchten Exemplaren und

seltenern Pflanzen – so dass ich ganz von Erstaunen hingerissen war –.

Der Fischmarkt am Ufer der Temse ist nicht weniger, zwar auf eine ganz andere Art sehenswert: die Menge der Fische und Austern, die daselbst verkauft werden, ist erstaunlich – ich war an einem Morgen früh bei der Londonbrücke, in welcher Gegend die Lebensmittel, sonderheitlich das Fleisch im Grossen abgeholt wird, der Fuhrwerke waren eine unzähligen Menge – und das Treiben ganz ungeheuer –.

So wie wir wieder durch irgendeine andere Strasse durchkamen, gab es wieder etwas Neues zu sehen [Getreidemarkt]. Daselbst fand ich eine Werkstatt, wo Hexelbänke, Strohschneidstühle verkauft werden –: um 6 [Pfund?] kann man ein sehr gutes Gerät haben –: ich hätte gerne eines

26 Sechs Jahre später wird Friedrich Engels sein berühmtes Buch «Die Lage der arbeitenden Klasse in England» verfassten, in dem er in drastischen Worten Verhältnisse der Unterschicht – auch in der Nahrungsbeschaffung – schildert, die Freyenmuth als einem typischen Vertreter des wohlhabenden Bildungsbürgertums entgingen und für die er sich auch kaum interessiert haben dürfte. Engels schreibt dort unter anderem: «Wie mit der Kleidung, so mit der Nahrung. Die Arbeiter bekommen das, was der besitzenden Klasse zu schlecht ist. In den grossen Städten Englands kann man alles aufs beste haben, aber es kostet teures Geld; der Arbeiter, der mit ein paar Groschen haushalten muss, kann so viel nicht anlegen. Dazu bekommt er seinen Lohn meist erst am Samstag abends ausgezahlt – man hat angefangen schon Freitag zu bezahlen, aber diese sehr gute Einrichtung ist noch lange nicht allgemein –, und so kommt er Samstag abends um vier, fünf oder sieben Uhr erst auf den Markt, von dem während des Vormittags schon die Mittelklasse sich das Beste ausgesucht hat. Des Morgens strotzt der Markt von den besten Sachen, aber wenn die Arbeiter kommen, ist das Beste fort, und wenn es auch noch da wäre, so würden sie es wahrscheinlich nicht kaufen können. Die Kartoffeln, die der Arbeiter kauft, sind meist schlecht, die Gemüse verwelkt, der Käse alt und von geringer Qualität, der Speck ranzig, das Fleisch mager, alt, zäh, von alten, oft kranken oder verreckten Tieren – oft schon halb faul.»

gekauft [für sein Gut Römerhof], wenn ich noch Zeit gehabt hätte, mich wegen des Transportes zu verständigen –. [Einzelheiten über die erwähnte Hexelmaschine].

Die Regents Street und der sogenannte Quadrant oder die Fortsetzung der Regents Street gehört unter die sehenswertesten Quartiere –: etwa 150 Säulen bilden vor den Häusern über dem Erdgeschoss Galerien. Diese Anlage übertrifft weit die Rue des Colonnes zu Paris –.

Das Treiben in den Hauptstrassen, sonderheitlich am Strand, ist stärker als in den Boulevards zu Paris und man hat Mühe, die Strassen zu kreuzen, die von einem Trottoir auf das Trottoir der anderen Seite zugehen –: und wir konnten kaum genug Acht haben, uns nicht zu verlieren –: Mit den Omnibussen und den cochers de place ist die Einrichtung im Allgemeinen wie zu Paris, die Station zahlt 6 pences oder einen halben Schilling anstatt in Paris 5 Sous oder 25 Centimes. Anstatt Franken in Paris hat man in London Schilling, allein im Allgemeinen ist es in London nicht nur um diese Gelddifferenz teurer –.

Das Portland Quartier oder das Quartier zwischen der Oxford Street und dem Regents Park ist der schönste Teil der Stadt und Paris hat kein solches Quartier aufzuweisen –: Die Häuser sind im Allgemeinen von Ziegel gebaut, wie vornen bemerkt und nur die öffentlichen Gebäude und die Paläste von Portlandsteinen, die, behauen, weiss sind, allein allmählich, begünstigt durch den Steinkohlendampf, schwarz werden –.²⁷ [...]

Die Personen und Reisenden, mit denen ich zusammentraf, leben im Allgemeinen sehr sobriety und einfach – man frühstückt zwischen 8 und 10 Uhr, Tee oder Kaffee mit Butter und 2 Eiern, öfters noch einige Schnitten Fleisch – dann wird weiters nichts genommen als bis Abends fünf Uhr, zu welcher Zeit Mittag gespeist wird – viele trinken nur Wasser hierzu oder eine halbe Flasche, eine Strinze, mit Aale [Bier]. Wein sieht man sehr selten –.

Mir genügte diese Speise vollkommen, sobald ich Butter ass, hielt das Frühstück bis Abends, nur hatte ich etwas Durst –.

Ausser den königlichen Garden, die vor den Gebäuden der Krone und den Hauptadministrationen Wache halten, sieht man in London kein Militär, ausser im Tower; im Schloss Windsor ist auch eine Garnison –.

Die Konstafler [Konstabler; in England Polizisten] üben die Polizei [aus]: ohne bewaffnet zu sein: man erkennt sie an ihrer blauen, mit einer Garnitur am Halskragen versehenen Kleidung: sie scheinen an grosse Mässigkeit gewöhnte Personen zu sein, die keinen Lärm machen, sondern ihre Befehle in Anstand ausrichten; wie man sich bei denselben um etwas erkundigt, geben sie vollkommen befriedigende Auskunft – unser Lohnbedienter war auch ein Konstafler, wie er uns sagte, allein er war eben nicht im

27 Freyenmuth erwähnt mehrmals die gefälligen reinlich wirkenden Häuser in der Innenstadt, in denen die Angehörigen der oberen Mittelschicht und der Oberschicht wohnten. Auch hier lohnt sich – als Kontrast – ein Blick auf die Wohnverhältnisse der Unterschicht, wie sie Engels in den grossen Ballungszentren Londons, Manchesters und Liverpools feststellte: «Bei Gelegenheit einer Totenschau, die Hr. Carter, Coroner für Surrey, über die Leiche der 45jährigen Ann Galway am 16. Nov. 1843 [fünf Jahre nach Freyenmuths Reise] abhielt, erzählen die Journale folgendes von der Wohnung der Verstorbenen: Sie hatte in Nr. 3, White Lion Court, Bermondsey Street, London, mit ihrem Mann und ihrem 19jährigen Sohne in einem kleinen Zimmer gewohnt, worin sich weder Bettstelle oder Bettzeug noch sonstige Möbel befanden. Sie lag tot neben ihrem Sohn auf einem Haufen Federn, die über ihren fast nackten Körper gestreut waren, denn es war weder Decke noch Bettuch vorhanden. Die Federn klebten so fest an ihr über den ganzen Körper, dass der Arzt die Leiche nicht untersuchen konnte, bevor sie gereinigt war, und dann fand er sie ganz abgemagert und über und über von Ungeziefer zerbissen. Ein Teil des Fussbodens im Zimmer war aufgerissen, und das Loch wurde von der Familie als Abtritt benutzt.»

Dienst, er hatte ein von Messing gegossenes Zeichen, das er mir vorwies –: deswegen wollte er auch nicht als Lohnbedienter auf dem Kutschbock sitzen –.²⁸

Die Brücken über die Ausgangskanäle aus den Docks, wo Schleusen angebracht sind – können zurückgeschoben oder mit Maschinenwinden zurückgeführt werden; sobald die Schiffe passiert sind, werden sie wieder hervorgetrieben –.

Grosse Industrieetablissements haben wir keine im Detail zu untersuchen Anlass gehabt: man muss schon gut bekannt sein, wenn man in dieselben eingeführt werden will: auch in [...] lässt man niemanden ohne Bewilligung der Administration in die Werkstätte –.²⁹

Das ist das Wesentliche, was mir noch von London im Gedächtnis, [...].

[Rückreise]

Die Rückreise erfolgte über Antwerpen, Brüssel, Löwen, Lüttich, Aachen, Köln, Koblenz, Mainz, Freiburg, Zürich. In Aachen gab es einen kleinen Zwischenfall, über den wir lesen:

«Mein Pass brachte mich in einige Verlegenheit, da man die Pässe, welche nicht von einem preussischen Gesandten visiert sind, nicht zur Weiterreise visiert und man genötigt ist, einen neuen Pass unter Garantie von 2 Bürgen zu nehmen, welches mehr als 1 Taler kostet – dies machte mich so verdriesslich, dass ich auf dem Punkt stand, nach Lüttich zurückzukehren und durch Frankreich zurückzureisen –. [Offenbar dienten die beiden Reisegefährten aus Berlin und Braunschweig Freyenmuth als Bürgen].»

Dass der Bericht über die Rückreise insgesamt weniger detailliert ausfällt, liegt vor allem daran, dass die Reisegesellschaft möglichst rasch vorwärts kommen wollte und oft auch nachts reiste. In Mainz trennten sich die drei Reisegefährten; Freyenmuth reiste allein weiter. –

Immerhin kann man zusammenfassend feststellen, dass Freyenmuth auch an den Städten Antwerpen, Brüssel und Aachen Gefallen fand, während ihm die Rheingegend um Bingen eher ärmlich vorkam, da er wenig fruchtbares Ackerland feststellte und annahm, dass der Rebbau zu wenig einträglich sei, um ein gutes Auskommen zu finden.

Je mehr sich Freyenmuth der Schweiz näherte, umso kleinräumiger kam ihm manches vor, z. B. Freiburg, über das er notierte:

«Ich fand die Stadt nach den Erwartungen, die ich hatte, ganz klein und gleichsam unbedeutend und auch die Gegend entsprach meiner Erwartung nicht, da der Massstab aus dem, was ich seit einem Monat gesehen hatte, hergenommen werden musste –. Der Schlossberg ist ein wilder Hügel [...], das Ackerland trocken – Nirgends das schöne Grün von England [...]. wenig Industrie und kein lebhaftes Treiben [...]. Es war mir sehr auffallend, dass mir diese Stadt gleichsam nur wie eine kleine Gruppe Häuser vorkam.»

Auch die ersten Eindrücke von der Schweiz gingen in diese Richtung; man spürt auf Schritt und Tritt, wie stark Freyenmuth unter dem (sozial gesehen trügerischen) Eindruck des Gigantischen stand, das er vor allem in London wahrgenommen hatte. Eglisau

28 Es sieht so aus, als sei dieser «Konstafler» auf einen Nebenverdienst angewiesen gewesen, wodurch er eventuell sogar seine Stelle aufs Spiel setzte (weswegen er wahrscheinlich nicht auf dem «Kutschbock» sitzen wollte). Selbst wenn Freyenmuth der englischen Sprache mächtig gewesen wäre, hätte er ihn vermutlich nicht darnach gefragt oder – falls doch – die Antwort nicht in seinen Reisebericht übertragen, während er bei Sehenswürdigkeiten – streng sachbezogen – kaum je ein Detail, sei es die Länge oder die Höhe, weglässt.

29 Selbst wenn ein solcher Besuch möglich gewesen wäre, hätte das Hauptinteresse Freyenmuths – soviel steht zu vermuten – nicht etwa den Arbeitern und den Bedingungen gegolten, unter denen sie ihre Arbeit verrichten mussten, sondern vielmehr den technischen Einrichtungen.

und Bülach kamen ihm nun ausgesprochen «armseilig» vor:

«[...] so eine Enge [wie in Eglisau] auf einer Hauptstrasse trifft man wohl nirgends mehr an –: einen Ort wie Bülach mit so vielen Mistwürfen [Miststöcken] vor den Häusern und unregelmässigen Schöpfen, Stallungen und Anhängseln [Anbauten] glaube ich auf meiner ganzen Reise nirgends gesehen zu haben, so wie ich in die Schweiz kam, schien auch alles die Sonntagskleidung abgelegt zu haben –. Die neue steinerne Brücke in Zürich, von der man sehr viel Aufhebens macht, kam mir ganz ungemein klein und unwichtig vor, wenn ich die Brücken über die Themse mir ins Gedächtnis zurück rief –.»

Die gesamten Reisekosten beliefen sich nach einer exakten Aufstellung Freyenmuths auf fl. 440. – Interessant sind seine abschliessenden, durchaus selbstkritischen Gedanken. In ihnen zeigt sich, wie befreiend es für ihn war, dass er sich hier einmal für längere Zeit von den zermürbenden Amtsgeschäften gelöst hatte. Er schreibt:

«Ich war, Gott sei es gedankt, während der ganzen Zeit [der Reise], die Seekrankheit abgerechnet, nie unpässlich, oft nicht genug aufgelegt und gleichgültig, und ich nahm an den vorgekommenen Gegenständen nicht gehöriges Interesse – daran sind aber meine Reisegefährten zum Teil Schuld – der Hofrat Kahle aus Berlin fragte zwar vielem nach, aber nicht Gegenständen, die mich ansprachen – Herr Leidersdorf aus Wien hatte besondere Geschäfte und ging gar eilig über alles weg: er wollte gleichsam nie bis ans Ende aushalten – ich konnte mich nicht [oder nur selten und für kurze Zeit] von ihnen trennen, so unzufrieden ich auch oft war –.

Die Rückerinnerung an die Reise macht mir ungemein viel Vergnügen und ich bereue durchaus nicht das Geldopfer, so sie erfordert [...].

Mit Sprachkenntnis und Musse hätte ich mir die Reise freilich weit nützlicher machen und viel lernen können, was übergangen worden –: allein mein

Zweck konnte kaum ein anderer sein als eine allgemeine Übersicht, einen allgemeinen Blick auf diese Länder zu werfen – welcher Zweck so ziemlich erfüllt worden –.

Da ich zu weit im Leben vorgerückt bin, um noch irgend etwas Neues zu unternehmen, sondern vielmehr es an der Zeit ist, allmählich mich zurückzuziehen und den Wirkungskreis zu beschränken, auch die Abnahme des Gedächtnisses als sehr nachteilig zum Vorschein kommt, so kann ich mir bei dem Reisen auch keinen besonderen Zweck mehr vorsetzen – da ich überhaupt keinen Zweig des menschlichen Wissens ganz umfassend kenne, ausser etwa die Landwirtschaft und die Statistik. In der Naturgeschichte, der Chemie und zum Teil auch in der Physik bin [ich] zurück geblieben und sonderheitlich in den ersten Fächern habe ich seit 40 Jahren das meiste Innegehabte vergessen: in der Chemie hat man seit anno 1798 eine Menge Entdeckungen gemacht, denen ich nur in grosser Ferne folgen konnte. – Überhaupt widmete ich seit 40 Jahren alle meine Zeit von Morgens früh bis Nachts spät den Amtsgeschäften: ich entbehrte der Hilfsmittel zur Fortbildung und des Umgangs mit wissenschaftlich gebildeten Personen. Nun ist nicht mehr Zeit, vieles nachzuholen – und ich darf mir wohl keinen anderen Zweck mehr setzen, als die Zeit, die mir die Vorsehung noch schenken wird, so genussvoll zuzubringen als möglich ist: und dem Verdruss möglichst auszuweichen.

Meine politische Laufbahn ist gleichsam geschlossen, auf derselben blühen keine Blumen mehr für mich, und die Früchte sind zum Teil im Strom der Zeit verschlungen worden.»

Das war ein absolut vernünftiges und vielversprechendes Programm für den letzten Lebensabschnitt: Nach 40 Jahren Amtsgeschäften die Zeit so «genussvoll zuzubringen als möglich ist» und, so gut es geht, dem Verdruss ausweichen. Doch was nützen die schönsten Erkenntnisse, wenn sie folgenlos bleiben? Statt ein otium cum dignitate finden wir bei

Freyenmuth weiterhin das Gegenteil: Als könne und wolle er es nicht anders, führte er die Amtsgeschäfte, die ihn immer mehr belasteten, weiter – auch die Klage darüber.

14 Der Skandal

Am 15. April 1843 starb Johann Conrad Freyenmuth nach einer kurzen, nicht genau diagnostizierten Krankheit. Vier Tage später schrieb der Kleine Rat der Witwe, er fühle sich «gedrungen», ihr sein «tiefes Bedauern auszusprechen über den Verlust eines Beamten, der während einer langen Reihe von Jahren dem Kanton zum Segen desselben seine Kräfte und hohe Einsicht getreulich gewidmet hat».¹

Die Absender ahnten nicht, dass die Regierung sechzehn Jahre später in die Lage käme, die Empfängerin des Kondolenzschreibens mit einer Rückforderungszahlung von 11 290 Franken zu konfrontieren. Die Erben mussten dem Kanton Thurgau – vereinfacht gesagt – einen Teil des Geldes zurückzahlen, das während Johann Conrad Freyenmuths Wirken als Staatskassier auf rätselhafte Weise abhanden gekommen war.

Wie kam es zu dieser späten Entdeckung? – Die Sache wurde von jenem Vetter Johann Conrad Freyenmuths ausgelöst, der unter ihm als erster Sekretär gewirkt hatte. Heinrich Freyenmuth (1801–1868) war der Sohn von Martin Freyenmuth, der Johann Conrad der Kreisversammlung Wigoltingen 1803 als Grossratskandidat vorgeschlagen hatte. Seine Mutter entstammte der in Wigoltingen ebenfalls begüterten Familie Ernst. Er wurde vom Kleinen Rat zunächst provisorisch, dann definitiv angestellt. Am 15. März 1834 leistete er seinen Pfllichteid als Sekretär des Staatskassiers.² – Es gibt keine Hinweise darauf, dass Johann Conrad Freyenmuth mit dieser Ernennung nicht einverstanden oder mit der Tätigkeit seines Neffen in der Folge irgendwie unzufrieden gewesen wäre. Demnach kann man sagen, Vetternwirtschaft und die fehlende Menschenkenntnis Johann Conrad Freyenmuths seien wichtige Ursachen für das Folgende.

Nach Johann Conrad Freyenmuths Tod im April 1843 betraute der Kleine Rat den Sekretär mit der Weiterführung der Geschäfte, «unter fortdauernder Verantwortlichkeit der Familie des Hingeschiede-

nen», wie es im entsprechenden Schreiben heisst.³ Dann wurde Heinrich Freyenmuth definitiv zum Staatskassier gewählt. Die Übergabe der Kassen erfolgte am 21. Juli 1843 im Beisein der Regierungsräte Johann Peter Mörikofer und Johann Andreas Stähele.⁴

Acht Jahre lang ging in der Finanzverwaltung alles seinen gewohnten Gang: Die vorgelegten Staatsrechnungen wurden von den Räten begutachtet und mit dem üblichen Dank an den Staatskassier genehmigt. Weshalb der Kleine Rat, unter dessen Aufsicht der Staatskassier stand, plötzlich genauer hinschaute, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen. Das Finanzwesen rückte damals generell stärker in den Vordergrund. Jedenfalls genehmigte die Regierung die Staatsrechnung von 1851 nicht mehr ohne weiteres. Sie beauftragte eine spezielle Revisionskommission mit einer zweiten Prüfung und einer Untersuchung der Kassen.⁵ Dabei kam es zu einer peinlichen Unterlassung. Das zuständige Departement musste fünf Jahre später nämlich feststellen, «dass über die zeitweise durch das Finanzdepartement vorgenommenen Untersuchungen der Kassen bei dem gewesenen Staatskassier Heinrich Freyenmuth keine Protokolle geführt worden seien».⁶

Als die Untersuchung gegen Heinrich Freyenmuth begann, war pikanterweise auch Johann Konrad Kern, Johann Conrad Freyenmuths Schwiegersohn, Mitglied des Kleinen Rates, also jener Behörde,

1 StATG 3'21'59: Missiven des Kleinen Rates, 19.4.1843, Nr. 101.

2 StATG 3'00'63: Protokoll des Kleinen Rates, § 284, § 598, § 628.

3 StATG 3'21'59: Missiven des Kleinen Rates, 19.4.1843, Nr. 101.

4 StATG 3'00'82: Protokoll des Kleinen Rates, 1.7.1843, § 1562.

5 StATG 4'367'1: Finanzen, Bericht über das Revisionsergebnis der Kantonsrechnung pro 1851, 29.03.1853.

6 StATG 4'300'38: Finanzen, Manual, 31.8.1857, § 560.

Abb. 25: Johann Konrad Kern (1808–1888) stammte aus Berlingen und startete ab 1832 eine beispiellose politische Karriere, zunächst auf kantonaler, später auf nationaler Ebene. «Minister» Kern prägte als Redaktor die Bundesverfassung von 1848 und wirkte 1857–1883 als Gesandter der Schweiz in Paris.



welche diese Sache einfädelt. Je detaillierter die eingesetzte Revisionskommission die Unterlagen studierte, desto eindeutiger wurde der Tatbestand der Unterschlagung durch Heinrich Freyenmuth. Er wurde 1852 fristlos entlassen und den Strafverfolgungsbehörden überstellt.

Nun war es sowohl für die strafrechtlichen als auch für die zivilrechtlichen Aspekte (für eventuelle Rückforderungsklagen des Staates) wichtig, die Deliktsumme zu ermitteln. Heinrich Freyenmuth gab zu Protokoll, er habe die Buchhaltung im Stil seines Vorgängers weiter geführt und die Kassen hätten schon

zu dessen Zeit nicht gestimmt. Deshalb liess die Regierung auch die letzten anderthalb Jahre von Johann Conrad Freyenmuths Amtsführung prüfen. Weiter wollte man angesichts des unermesslichen Aufwandes vorerst nicht zurückgehen.

Als die Revisoren die Bücher der letzten sechzehn Monate Johann Conrad Freyenmuths unter die Lupe nahmen, stiessen sie auf eine «sehr unordentliche und unvollständige Buchführung» mit «bedeutenden Differenzen», d. h. Fehlbeträgen.⁷ – «In unseren Revisions-Heften», schrieben die Revisoren dem Regierungsrat am 8. August 1853 in einem summarischen Bericht, «werden Sie nachgewiesene Kapitalposten finden, wo seit 10, ja sogar einzelne seit 20 Jahren [also seit Johann Conrads Amtsantritt als Staatskassier] gar keine Buchung statt fand, während auf einigen inzwischen doch Zahlungen-Einnahmen auf Kapital- und Zinskonto geschehen sind.»⁸ Mit anderen Worten: Während Johann Conrad Freyenmuths Amtszeit gab es eine ganze Reihe nicht verbuchter Einnahmen.

Die Regierung stand nun vor der heiklen Frage, was zu tun sei. 1845 war Johann Conrad Freyenmuth im Neujahrsblatt von Johann Adam Pupikofer als hervorragender Staatsmann gewürdigt worden, «der Jugend zur Belehrung und Ermunterung». Sein Schwiegersohn Kern, der den Thurgau mittlerweile verlassen hatte, genoss als Jurist und Politiker gesamtschweizerisches Ansehen. Auf der anderen Seite konnte man nicht einfach zur Tagesordnung übergehen. Das Ergebnis einer genaueren Prüfung hatte Auswirkungen auf das Urteil, das über Heinrich Freyenmuth zu fällen war. Die Bedeutung der Judikative war seit der Regeneration gewachsen. Man

7 StATG 4'367'1: Finanzen, Revisorat, Schreiben der Revisoren (J. B. Stähler und Oberleutnant Henseler) an den Regierungsrat, 19.3.1853.

8 StATG 4'367'1: Finanzen, Revisorat, Schreiben der Revisoren an den Regierungsrat, 8.8.1853.

Abb. 26: Aline Kern-Freyenmuth (1809–1890) war die jüngere Tochter von Johann Conrad Freyenmuth. Sie heiratete im Jahre 1834 den aufstrebenden Politiker Johann Konrad Kern.



konnte den Gerichtsinstanzen nicht vorenthalten, was Heinrich Freyenmuth, wenn auch nur teilweise, entlastete.

Der Kleine Rat teilte der Witwe Johann Conrad Freyenmuths mit, eine erste Prüfung der Bücher ihres verstorbenen Mannes habe ein unbefriedigendes Ergebnis gezeitigt. Deswegen sei eine weitere Detailprüfung nötig. Diese Mitteilung erfolgte, als Freyenmuths Tod etwas mehr als zehn Jahre zurück lag. Damit stellte sich die Frage der Verjährung. So weit wir sehen, gab es darauf rechtlich keine klare Antwort. Wahrscheinlich hätte man vor Gericht um die Antwort ringen müssen.

Johann Konrad Kern versuchte – mit dem Hinweis auf die Verjährung – erfolglos, das Weitere zu verhindern. Er wies darauf hin, das von Freyenmuth hinterlassene Vermögen sei nicht so gross, dass sich daraus der Verdacht unrechtmässiger Bereicherung ableiten lasse.⁹ – Das von Johann Conrad Freyenmuth hinterlassene Erbe war jedoch durchaus nicht gering. Albert Schoop schreibt, Freyenmuth habe seinen beiden Töchtern – Hauptbegünstigte war die Witwe – je eine Viertelmillion Franken hinterlassen, was, wie Schoop einräumt, «nach damaligem Geldwert ein beträchtliches Vermögen darstellte».¹⁰ Auch im Nachruf der Thurgauer Zeitung steht, Freyenmuth sei dank seiner Sparsamkeit wohlhabend geworden.¹¹

Die Regierung liess sich von Eduard Häberlin (1820–1884), dem glänzendsten thurgauischen Juristen jener Zeit, beraten. Er war der Sohn des angeblichen Bornhauser-Attentäters, den wir im Kapitel «Die Bruchstelle oder: Die Pfaffen sind schuld» vorgestellt haben. Seit 1852 versah er das Amt eines Staatsanwalts. Häberlin riet, die Sache ohne grosses Aufsehen weiter zu verfolgen und das Endergebnis abzuwarten.

Die Verantwortlichen hielten sich an diesen Ratsschlag. Dass sie – wie übrigens auch die Erben – Schlagzeilen verhindern wollten, lag nicht allein am befürchteten Imageschaden für Johann Conrad Freyenmuth. Wenn sich nachträglich herausstellte, dass seine Buchführung nicht einwandfrei war, konnte man sich nämlich fragen, weshalb es die Aufsichtsbehörden seinerzeit nicht merkten. Damit kämen der Kleine und der Grosse Rat ins Spiel. Von den sieben Mitgliedern des Kleinen Rates waren vier schon im Amt gewesen, als Johann Conrad Freyenmuth Staatskassier war, nämlich Johann Ludwig Mül-

9 StATG 4'367'1: Finanzen, Protokoll, 31.8.1853.

10 Schoop, Kern, Bd. 1, S. 143.

11 Vgl. Kapitel «Zeitgenössische Pressestimmen nach Johann Conrad Freyenmuths Tod».

ler (im Amt 1828–1858), Johann Andreas Stähele (im Amt 1831–1858), Johannes Keller (im Amt 1833–1869) und Johann Peter Mörikofer (im Amt 1835–1857).

Die Angelegenheit liess sich relativ gut im Hintergrund halten. Die Aufmerksamkeit des Grossen Rates und der Öffentlichkeit richtete sich damals auf die anstehende Neuordnung des Finanzwesens. Nur am Rande nahmen einzelne Eingeweihte in den entsprechenden Grossratsdebatten auf die Verfehlungen der Vergangenheit Bezug. Jene Machenschaften, so hiess es 1855 im Grossen Rat, seien «mehr eine Personen- als eine Sachfrage», womit Heinrich und Johann Conrad Freyenmuth gemeint waren.¹² Ferner wurde festgestellt, «dass seit langer Zeit, vielleicht seit dem Bestehen des Landes [also seit Johann Conrad Freyenmuth die Finanzen betreute] die Organisation des Finanzwesens nicht befriedigend gewesen» sei und man «den Wert der Buchhaltung unterschätzt habe».¹³ Der gegenwärtigen Regierung könne man hingegen attestieren, sie habe die Übelstände der Vergangenheit aufgedeckt, und man wolle «die Gebrechen» keinesfalls «der zeitigen [gegenwärtigen] Regierungsperiode» zuschieben.¹⁴ Der Tenor lautete, man müsse den Blick nach vorne richten und rechtliche Hürden gegen künftige Fehlentwicklungen aufstellen. Am wichtigsten seien eine bessere Ordnung und Systematik, eine professionellere Buchhaltung und die stärkere Ausgestaltung der Verantwortlichkeit. In diesen Belangen hatten Johann Conrad Freyenmuth und sein Nachfolger in der Tat versagt.

14.1 Das Verdikt

Die Prüfung sämtlicher Kassen, Rechnungen und Bücher aus dem Zeitraum von 1842 bis 1852 glich einer Sisypusarbeit. Sie nahm viel mehr Zeit in Anspruch als man anfangs gedacht hatte. Eine grosse Rolle spielte Johann Conrad Freyenmuths verwinkelte und

teilweise undurchsichtige Buchhaltungspraxis. Erst 1857 – vierzehn Jahre nach Johann Conrad Freyenmuths Tod – konnte im Rechenschaftsbericht des Regierungsrates festgestellt werden: «Die Revision älterer Rechnungen hat bedeutende Zeit in Anspruch genommen, dagegen auch wesentliche Resultate zu Tage gefördert, die bis in die Zeit der Amtsverwaltung des Herrn alt Staatskassier Conrad Freyenmuth hinauf reichen. Die Erledigung dieser und die seines Nachfolgers (gegen welchen eine Strafuntersuchung verhängt ist) beschlagenden Anstände wird in das künftige Jahr fallen.»¹⁵

So war es. Die von den Experten vorgelegten Zahlen waren allerdings nicht ohne weiteres verständlich – und sie sind es auch heute nicht. Die ermittelten Beträge sind bis 1852 in Gulden, seither in Franken angegeben. Die Umrechnung (nach einer offiziellen Tabelle von 1852 galt ein Gulden Fr. 2.12)¹⁶ ist weniger problematisch als die Tatsache, dass die fraglichen Summen in den uns zur Verfügung stehenden Unterlagen zum Teil voneinander abweichen.

Wir halten uns im Folgenden deshalb an den Bericht, in dem Regierungspräsident Johannes Keller den Sachverhalt dem Grossratspräsidenten erläuterte.¹⁷ Demnach ergab die Revision der Bücher der letzten sechzehn Amtsmonate Johann Conrad Freyenmuths ein Kassendefizit von 50 974.09 Franken. Davon hatte der geständige Heinrich Freyenmuth in seiner Zeit als Sekretär 44 699.33 Franken unterschlagen. Keller bemerkte, dass diese Unterschlagungen «unter einem auch nur einigermaßen wachsamem Chef nie und nimmer hätten begegnen können».¹⁸

12 Thurgauer Zeitung, Nr. 232, 29.9.1855.

13 Thurgauer Zeitung, Nr. 232, 29.9.1855.

14 Thurgauer Zeitung, Nr. 232, 29.9.1855.

15 RBRR 1857, Finanzwesen, S. 41.

16 Böhi, Finanzhaushalt, S. 39.

17 StATG 2'30'49: Allgemeine Akten des Grossen Rates, § 108, 10.3.1859.

Keller fuhr fort, wenn man sämtliche Beträge, die sich *Heinrich Freyenmuth* zuschreiben liessen, berücksichtige, bleibe immer noch ein beachtlicher Fehlbetrag. Dieser müsse Johann Conrad Freyenmuth persönlich angelastet werden. In sämtlichen Akten ist in diesem Zusammenhang vom «persönlichen Defizit» Johann Conrad Freyenmuths die Rede, was besagen soll, es lasse sich nicht *Heinrich Freyenmuth* anlasten. Es lag bei 6276 Franken (nach anderen Berechnungen war es deutlich höher) und ging im Wesentlichen auf nicht verbuchte Einnahmen zurück.

Der Regierungspräsident schreibt, eigentlich sei Johann Conrad Freyenmuth für das *gesamte* Kassen-defizit von 50 974.09 Franken haftbar. Er habe rechtlich und faktisch die volle Verantwortung für den ordentlichen Zustand der Kassen getragen. In ungesetzlicher Weise habe er seinem Sekretär Aufgaben überlassen, für die er allein zuständig gewesen wäre. Erst dadurch sei es *Heinrich Freyenmuth* möglich geworden, sich persönlich zu bereichern.

Keller fährt fort: «Die erste Frage, die wir in reife Überlegung zu nehmen hatten, war die: Können [Johann] Conrad Freyenmuth respektive dessen Erben für die Handlungen des ehemaligen Sekretärs verantwortlich gemacht werden, welcher nach dem Wortlaut des Gesetzes weder für Kassaführungen noch für die Verwaltung einzelner Fonds verwendet werden durfte, welcher dem Staatskassier beigegeben war zu Führung der Kapitalbücher, Besorgung der Rechtstriebe und der Korrespondenzen, und dem ohne spezielle Erlaubnis des Regierungsrates andere Geschäfte nicht übertragen werden konnten?»¹⁹

Eigentlich hätte man diese Frage bejahen müssen. Doch angesichts der von den Erben angedrohten Einrede der Verjährung war der Erfolg einer derart umfassenden Forderung vor Gericht fraglich. Deshalb fährt Keller in seinem Schreiben an den Grossratspräsidenten fort, die Regierung habe sich, von Staatsanwalt Eduard Häberlin beraten und «in Übereinstimmung mit anderen tüchtigen Juristen»²⁰ dahingehend

geeignet, auf den Prozessweg zu verzichten und mit den Erben Johann Conrad Freyenmuths einen Vergleich zu schliessen. Die im Vergleich festgeschriebene Summe umfasse das persönliche Defizit (Fr. 6276) plus Zinsen für sechzehn Jahre (Fr. 5014).²¹

14.2 Der Vergleich

Offenbar fanden es auch die Erben vorteilhafter, einen möglicherweise spektakulären Prozess zu vermeiden. Aus Kellers Schreiben und anderen Akten geht nämlich hervor, dass sie dem Kanton von sich aus eine Rückzahlung von 2500 Franken anboten und diesen Betrag schrittweise auf 10 000 Franken erhöhten.²² Die Regierung bestand jedoch auf einem förmlichen Vergleich. In den entsprechenden Verhandlungen wirkte Fürsprecher Friedrich Ludwig (1808–1869) als Anwalt der Familie Freyenmuth. Das ist insofern bemerkenswert, als Ludwig auch in politischer Hinsicht ein Gegenspieler Häberlins war, der die Regierung beriet. Im Hinblick auf den weiteren Verlauf dieser etwas verworrenen Geschichte kann man zusammenfassend feststellen, dass sich Häberlin als der gewandtere Jurist erwies. Ludwig bewirkte eigentlich nichts, die Familie Freyenmuth hatte das Nachsehen.

18 StATG 2'30'49: Allgemeine Akten des Grossen Rates, § 108, 10.3.1859. Hervorhebung durch den Verfasser dieser Biographie.

19 StATG 2'30'49: Allgemeine Akten des Grossen Rates, § 108, 10.3.1859.

20 StATG 2'30'49: Allgemeine Akten des Grossen Rates, § 108, 10.3.1859.

21 Andernorts ist von Fr. 12 686.36 die Rede (StATG 6'00'32: Protokoll des Obergerichts, § 123, Sitzung vom 2.11.1860).

22 StATG 4'367'2: Finanzen, Bericht über das Ergebnis der Revision der Staatsrechnungen aus den Jahren 1842 bis 10.4.1852; 17.6.1857; 6'00'32: Protokoll des Obergerichts, § 123, Sitzung vom 2.11.1860.

Abb. 27: Die ersten zwei Seiten des Vergleichs, er am 7. März 1859 zwischen dem Kanton Thurgau und den Erben Johann Conrad Freyenmuths geschlossen wurde und der eine Rückzahlung von 11290 Franken durch die Familie beinhaltetete.

Vergleich

Zwischen dem Kanton Thurgau in Kanton Thurgau
 einerseits und den Erben Johann Conrad Freyenmuths
 andererseits. Der Kanton Thurgau verpflichtet sich
 auf alle und jede Ansprüche, die weiter auf die
 frühere Amtsführung des verstorbenen Herrn
 Staatskassier Freyenmuth Bezug haben zu verzichten.
 In diesem Sinne ist der Vergleich am 7. März 1859
 geschlossen worden.

In Thurgau am 7. März 1859.
 Der Kanton Thurgau
 Der Herr Staatskassier
 J. Freyenmuth

Vergleich

Zwischen dem Kanton Thurgau in Kanton Thurgau
 einerseits und den Erben Johann Conrad Freyenmuths
 andererseits. Der Kanton Thurgau verpflichtet sich
 auf alle und jede Ansprüche, die weiter auf die
 frühere Amtsführung des verstorbenen Herrn
 Staatskassier Freyenmuth Bezug haben zu verzichten.
 In diesem Sinne ist der Vergleich am 7. März 1859
 geschlossen worden.

In Thurgau am 7. März 1859.
 Der Kanton Thurgau
 Der Herr Staatskassier
 J. Freyenmuth

Der Vergleich zwischen dem Kanton Thurgau und den Erben Johann Conrad Freyenmuths trat im März 1859 in Kraft. Ausser der bereits erwähnten Summe von 11 290 Franken, die gleich nach Abschluss des Vergleichs zu zahlen war, unterschrieben die Parteien einen weiteren wichtigen Punkt: Die Erben verzichteten endgültig auf die Einrede der Verjährung, der Kanton Thurgau erklärte sich im Gegenzug bereit, «auf alle und jede Ansprüche, die weiters auf die frühere Amtsführung des verstorbenen Herrn Staatskassier Freyenmuth Bezug haben» zu verzichten.²³

Damit verzichtete die Regierung auf etwas, das in der Praxis zeitlich und personell kaum innert nützlicher Frist umsetzbar gewesen wäre. Das ist zwar verständlich, für uns jedoch bedauerlich, da eine solche Untersuchung es vielleicht ermöglicht hätte, das jetzt Unauflösbare aufzulösen.

Der Grosse Rat stimmte dem Vergleich ohne weiteres zu. Die Thurgauer Zeitung schrieb in ihrem Bericht über die entsprechende Grossratsverhand

23 STATG 3'25'5, 1/80: Vergleich, 5.3.1859.

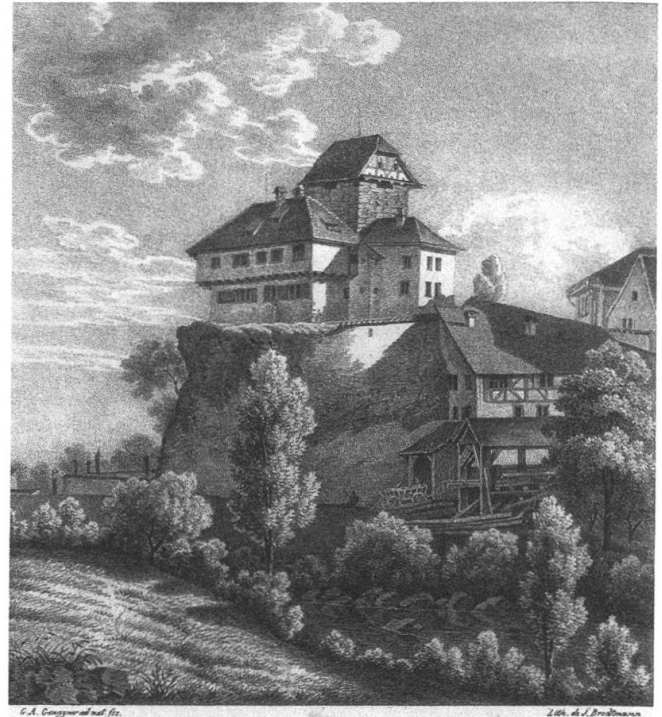
Abb. 28: Schloss Frauenfeld, um 1835. Es diente als Amtssitz der Finanzverwaltung und war ab 1812 auch Wohnort der Familie Freyenmuth-Welti.

lung lediglich: «Hierauf werden vorgelegt und genehmigt: Verabfindungen des Fiskus mit den Erben des ehemaligen Staatskassier[s] [Johann] Conrad Freyenmuth von Frauenfeld, mit den Bürgen des alt Staatskassier[s] Heinrich Freyenmuth von Wigoltingen sowie mit den Bürgen des alt Klosterverwalter[s] Hug von Haghof bei Zetzikon. Es handelte sich um teilweise Vergütung der durch die genannten Beamten zu Anfang der vierziger Jahre verschuldeten Defizite.»²⁴

Diese unspektakuläre Abwicklung entsprach der Absicht, möglichst wenig Aufsehen zu erregen. Das Finanzdepartement hatte den Regierungsrat vor der Aufnahme der Vergleichsverhandlungen ausdrücklich darauf hingewiesen, es sei am zweckmässigsten, «aus der Sache möglichst wenig Lärm zu machen».²⁵ Übrigens waren von der Regierung ausgehandelte Vergleiche durchaus üblich. Wenn die Exekutive im Rahmen ihrer Kompetenzen blieb, wurden sie vom Grossen Rat meist stillschweigend zur Kenntnis genommen. Immerhin hatte der Regierungspräsident den Präsidenten des Grossen Rates über die Faktenlage genauestens informiert. Zudem war die Zeit des ausgeprägten Misstrauens der Legislative gegenüber der Regierung, das die ersten Jahre der Regeneration geprägt hatte, längst vorbei. Auch der Rechenschaftsbericht der Regierung stellte kurz und bündig fest, «ein weiteres Eintreten auf die sachbezügliche Materie sei überflüssig».²⁶ Damit schien der Vorhang gefallen.

14.3 Ein neuer Kriminalfall

Während Johann Conrad Freyenmuths Amtszeit befand sich in seinem Arbeitszimmer im Schloss Frauenfeld eine grosse Truhe. Man nannte sie Meersburger-Kassette, weil Freyenmuth darin wahrscheinlich Dokumente aufbewahrte, welche die vom Kanton erworbenen Gefälle des Bischofs von Konstanz betra-



fen. Nach Freyenmuths Tod stand sie längere Zeit herum, bis sich die Finanzverwaltung zur Veräusserung des sperrigen Stücks entschloss. Am 21. Januar 1859 verkaufte sie die Meersburger-Kassette dem Adlerwirt Rubischum aus Berg, von dem wir lediglich wissen, dass er Bezirksgerichtssuppleant war. Der Käufer wurde darauf aufmerksam gemacht, die Truhe enthalte ein leeres Geheimfach, das sich – mangels Schlüssel – nicht öffnen lasse.

Kaum zurück in Berg, ging Rubischum zum Schlosser Häberli, um das Geheimbehältnis gewaltsam öffnen zu lassen. Zwar brach die Truhe auseinander, doch kamen ein paar kleine Geldsäcke mit Mün-

24 Thurgauer Zeitung, Nr. 61, 12.3.1859. Vgl. Der Wächter, Nr. 32, 14.3.1859.

25 StATG 4'367'2: Bericht über das Ergebnis der Revision der Staatsrechnungen aus den Jahren 1842 bis 10. April 1852.

26 RBRR 1859, Finanzwesen, S. 97–98.

Abb. 29: Johann Ulrich Kesselring (1798–1876) war Major, Bezirksstatthalter in Weinfelden und Besitzer des Schlossgutes Bachtobel.



zen zum Vorschein, darunter solche, die nicht mehr gängig waren.

Rubischum geriet in Versuchung. Sollte er den gefundenen Schatz mit dem Mitwisser Häberli teilen? Wohin mit den Geldstücken, die sich nicht mehr in Umlauf befanden? – Rubischum liess sich einige Tage Zeit. Am 8. Februar 1859 suchte er Staatsanwalt Eduard Häberlin auf und gestand den Fund. Schon am folgenden Tag reiste Häberlin mit Regierungsrat Johannes Keller nach Berg, um das Geld zu beschlagahmen und ein amtliches Protokoll aufzunehmen.

Doch damit war diese Geschichte, die man mit Fug und Recht als Grotoske bezeichnen kann, noch nicht zu Ende. Schon bald erschien Rubischum wieder beim Staatsanwalt und legte 500 Franken auf den Tisch. Dies sei der Betrag, sagte er, den er für sich

abgezweigt habe. Die Sache habe ihm keine Ruhe gelassen.

Soweit wir sehen, liess der Staatsanwalt den Rubischum, der etwas verzögert und etappenweise gestanden hatte, ungeschoren laufen. – Ob Häberlin ahnte, dass das merkwürdige Vorkommnis weitere Kreise ziehen würde?

Mit den nachgelieferten 500 Franken und den nur schwer zu schätzenden ungebräuchlichen Münzen belief sich die Summe aus der Meersburger Kasse auf etwa 2 300 Franken. Wahrscheinlich hörte einer von Johann Conrad Freyenmuths Schwiegersöhnen, der Weinfelder Bezirksstatthalter Johann Ulrich Kesselring, davon. Jedenfalls verlangten die Freyenmuth-Erben von der Kantonsregierung, sie müsse ihnen das gefundene Geld samt Zinsen überlassen, da es auf den verstorbenen Staatskassier zurück gehe und das von ihnen bezahlte persönliche Defizit mindere.

Als die Regierung – erneut von Eduard Häberlin beraten – nicht darauf einging, beschritten die Erben den Prozessweg. Wieder kam Fürsprecher Ludwig als Rechtsvertreter der Klägerin Barbara Elisabeth Freyenmuth-Welti zum Zug. Und wieder erreichte er nichts. Das Bezirksgericht Frauenfeld lehnte die Klage ab, das daraufhin angerufene Obergericht ebenfalls. Die Prozesskosten wurden der Klägerin überbürdet. Das Obergericht begründete seinen Entscheid vom 3. November 1860 folgendermassen: Es sei nicht bewiesen, dass das aufgefundene Geld ein Bestandteil des auf Johann Conrad Freyenmuth persönlich haftenden Passivaldos sei, es könnte auch in jene Kassen gehören, deren Verwaltung er in ungesetzlicher Weise seinem Sekretär Heinrich Freyenmuth überlassen habe. Zudem müsse man vom Gesamtdefizit von 51 003 Franken ausgehen. Rechtlich gesehen sei Johann Conrad Freyenmuth für *diese* Summe verantwortlich (an einer Stelle ist sogar von 72 000 Franken die Rede). Der seinerzeit geschlossene Vergleich stelle einen Kompromiss dar, bei dem die Regierung den

Abb. 30: Johanna Elisabetha (Elise) Kesselring-Freyenmuth (1807–1875). Die ältere Tochter von Johann Conrad Freyenmuth heiratete im Jahre 1829 Johann Ulrich Kesselring.



Erben in finanzieller Hinsicht weit entgegengekommen sei. «Wenn auch mehr als Fr. 11290 bezahlt worden wären, so wäre damit nur eine natürliche Verbindlichkeit erfüllt worden.»²⁷

Schliesslich erinnerten die Richter die Erben auch daran, dass der Kanton Thurgau grosszügigerweise darauf verzichtet habe, die gesamte Amtszeit Johann Conrad Freyenmuths zu überprüfen, wodurch ihnen womöglich weiteres Ungemach erspart geblieben sei.²⁸ Es ist auffallend, dass das Gegenteil – nämlich eine mögliche Entlastung Freyenmuths – in keiner der uns zur Verfügung stehenden amtlichen Quellen in Erwägung gezogen wird. Alle, die mit der Sache amtlich befasst waren, gingen offenbar von einem Fehlverhalten aus, das weiter als sechzehn Monate zurückreichte.

Erst jetzt endete der letzte Akt dieses Dramas. Wir erinnern uns an das etwas abgegriffene Brecht-Zitat: «Wir stehen selbst enttäuscht und sehn betroffen /Den Vorhang zu und alle Fragen offen.» – Dennoch wollen wir versuchen, aus den dargestellten Fakten einige Schlüsse zu ziehen.

14.4 Freyenmuth – Delinquent wider Willen?

Die Gretchenfrage lautet: Hat sich Johann Conrad Freyenmuth vorsätzlich bereichert? – Wir halten es für ganz und gar unwahrscheinlich. Es passt nicht zu ihm. Er war sparsam, ja geizig, aber nicht habgierig. Anders gesagt: Er war sicher kein Ritter ohne Fehl und Tadel – davon später –, aber auch kein Mann mit krimineller Energie. Seine Buchhaltung war männlich und undurchsichtig, aber sie erfüllte – was ihn betrifft – wohl kaum den Tatbestand der bewussten Unterschlagung. Mit anderen Worten: Wir sind etwas weniger misstrauisch als jene, die mit der Peitsche einer noch umfassenderen Untersuchung drohten. Wir vertrauen ihm – ohne Beweisgründe – cum grano salis etwa so, wie der Kaiser dem Feldmarschall-Leutnant Galgoczy in jener von Bergengruen erzählten Geschichte vertraut: «Der Feldmarschall-Leutnant Galgoczy war im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts Militärkommandant in Bosnien und der Herzegowina. Für Anlage von Befestigungen und Ausbau von Verkehrswegen wurden ihm fünfmalhunderttausend Gulden angewiesen. In jenen wohlfeilen Läuften war das schon ein recht bemerkenswertes Stück Geld. Nachdem die entsprechende Zeit hingegangen war, ersuchte ihn der Oberste Rechnungshof in Wien um eine spezifizierte Abrechnung. Galgoczy schwieg.

27 StATG 6'00'32: Protokoll des Obergerichts, § 123, Sitzung vom 2.11.1860.

28 StATG 6'00'32: Protokoll des Obergerichts, § 123, Sitzung vom 2.11.1860.

Der Oberste Rechnungshof urgierte, Galgoczy schwieg weiter. Der Oberste Rechnungshof gab sich, seiner Bestimmung gemäss, nicht zufrieden, und schliesslich sah Galgoczy sich zu einer Antwort genötigt. Sie lautete: ‚Fünfmahlhunderttausend Gulden erhalten, fünfmahlhunderttausend Gulden ausgegeben, wers nicht glaubt, ist ein Esel. Galgoczy.‘ Der Oberste Rechnungshof ergrimte und schickte seine Spitzen zum Kaiser. Der alte Herr hörte sich alles geduldig an. Dann sagte er: ‚Ich glaubs. Sie nicht, meine Herren?‘»²⁹

Galgoczy hat sich auf die ihm eigene Art erfolgreich gerechtfertigt, Johann Conrad Freyenmuth konnte dies nicht mehr. – Trotzdem: Sein Fehlverhalten steht zweifelsfrei fest: In ungesetzlicher Weise übertrug er seinem ersten Sekretär Aufgaben, die er selber hätte erledigen müssen. Er vernachlässigte seine Aufsichtspflicht als Vorgesetzter seines Neffen, der so gleichsam einen Freiraum für kriminelle Machenschaften erhielt. Er täuschte – auch dies vielleicht unbewusst – den Grossen und den Kleinen Rat, indem er eine Reihe von Einnahmen nicht verbuchte (oder verbuchen liess). Seine Buchführung war unsystematisch und unordentlich oder – gelinde ausgedrückt – sehr eigenwillig.

Wie schwer dies wiegt, lässt sich ermessen, wenn man bedenkt, dass es – zu Freyenmuths Lebzeiten entdeckt – wahrscheinlich zu seiner fristlosen Entlassung geführt hätte. Wenn wir vorsätzliche kriminelle Handlungen ausschliessen, müssen wir uns um andere Erklärungsmöglichkeiten bemühen. Wir haben andernorts auf Freyenmuths Politikverdrossenheit und auf seine zunehmende Amtsmüdigkeit hingewiesen. Er blieb im Staatsdienst, weil er im Kanton bleiben und – Kleinkrämer, der er war – die günstige Mietwohnung im Schloss behalten wollte. Das war verhängnisvoll.

Die fixe Idee, die Regeneration zerstöre alles, was er erreicht habe, zermürbte ihn. Mehr und mehr liess er den Dingen den Lauf. 1832 notierte er: «Der

Mangel an Einfluss, die Zerstörung alles dessen, in das ich einen hohen Wert setze, macht mich launisch. Und wenn der Teufel doch alles holen muss, ob dies und jenes auch noch mitgehe – was tut es!»³⁰

Es ging einiges mit. – Wenn wir vom Tagebuch ausgehen, ist Freyenmuth seinen Amtspflichten bis Ende 1842 regelmässig, aber offenbar nicht hinlänglich nachgegangen. Am 1. Januar 1843, gut drei Monate vor seinem Tod, hörte er krankheitshalber mit dem Tagebuchs Schreiben auf. Deshalb ist er auch, was die Führung der Finanzen betrifft, für die letzten drei (aber nicht für sechzehn) Monate entschuldigt. Der letzte Tagebucheintrag ist erschütternd: «Meine ehemals sehr lebhaft Phantasie ist ausgelöscht und mein ehemals so gutes Gedächtnis ist verschwunden, so dass ich über Sachen, die eben mir vorgekommen, kaum mehr zu erinnern weiss.»³¹

Wahrscheinlich liegt einer der Schlüssel für Freyenmuths Versagen im Zerfall seiner Kräfte. Dieser Prozess dürfte schon 1842, also in jenem Jahr, auf das sich die Untersuchung gegen ihn bezog, seinen Tribut gefordert haben. Darauf deutet auch das inhaltlich und im Umfang immer karger werdende Tagebuch hin. Umso bedauerlicher ist es, dass es uns beim besten Willen nicht möglich ist, Freyenmuths Bücher aus der früheren Periode schlüssig zu beurteilen.

Wenn es so wäre, wie oben angenommen, hätte sein Fehlverhalten einen durchaus tragischen Hintergrund. Die eigentliche Ursache läge dann im fragwürdigen Sich-Festklammern ans Amt in einer Zeit, deren Geist ihn längst überholt hatte.

Wie auch immer: Die Finanzaffäre beeinträchtigt das Image des bisher als unbescholten dargestellten Staatsmannes, über den Albert Leutenegger schrieb, sein «Bild gehöre in den Frauenfelder Sit-

29 Bergengruen, Werner: Die Rittmeisterin, Zürich 1954, S. 69.

30 StATG 8'602'17, 2/19: Tb, 15.12.1832.

31 StATG 8'602'18, 2/26: Tb, 1.1.1843.

zungssaal des Grossen Rates».³² – Immerhin hat Freyenmuth mit seinen spät aufgedeckten Fehlern als oberster Kassenwart indirekt zur längst fälligen Neuordnung der thurgauischen Finanzverwaltung und zur Einführung genauer Regeln für die Rechnungsführung beigetragen. Der Grosse Rat nahm fortan die Staatsrechnungen nicht mehr nur beiläufig zur Kenntnis. Die Volksvertreter wollten auch nicht mehr mit einem «dichten, fast undurchdringlichen Wald»³³ konfrontiert werden. Sie waren willens, sich künftig «ein übersichtliches Bild über den Zustand unseres Staatshaushaltes, über die Vorgänge und Mängel desselben»³⁴ zu machen. Dies war ein wichtiger Schritt auf dem Weg zur Transparenz. Freyenmuth, der die Volkssouveränität in all ihren Spielarten ablehnte, hätte sich darüber wohl kaum gefreut.

Noch ein Wort über Johann Konrad Kern, den «edlen» Staatsmann, dem Albert Schoop beinahe vierzehnhundert Seiten gewidmet hat. Das Verhalten in der Auseinandersetzung der Erben mit der thurgauischen Regierung, der er selber eine Zeitlang angehörte, wirft kein besonders gutes Licht auf ihn. Vielleicht muss man sogar die Frage nach seinen Rücktrittsgründen neu stellen. Im Juni 1852, als die Untersuchung gegen seinen Schwiegervater anlief, lehnte er die Wiederwahl in den Regierungsrat überraschend ab. Im Grossen Rat erklärte er, die eidgenössischen Geschäfte nähmen ihn zu sehr in Anspruch.³⁵ – Albert Schoop schreibt: «Nach dem Veto-Sturm gegen das Schulgesetz von 1852 und die Kantonschule entfernte er [Kern] sich bewusst aus der heimatlichen Enge und übersiedelte [Mitte April 1853] in das aufstrebende Zürich.»³⁶ – Benedikt von Tschärner nennt als weiteres Rückzugsmotiv Kerns Eintritt in die Direktion der Nordostbahn.³⁷ Bei aller begreiflichen Enttäuschung Kerns über den negativen Ausgang der Kantonsschulabstimmung ist es doch etwas merkwürdig, dass er jetzt der «heimatlichen Enge» entflohen, während er fünf Jahre zuvor eine Wahl in den Bundesrat abgelehnt hatte, um seinen geliebten Kan-

ton Thurgau nicht verlassen zu müssen.³⁸ – Die laufende Untersuchung gegen seinen Schwiegervater dürfte ihm den Entschluss, zurückzutreten und der Heimat Valet zu sagen, erleichtert haben.

32 Leutenegger, Rückblick, Bd. 1, S. 68.

33 Thurgauer Zeitung, Nr. 297, 15.12.1859.

34 Thurgauer Zeitung, Nr. 297, 15.12.1859.

35 Thurgauer Zeitung, Nr. 138, 10.6.1852.

36 Schoop, Geschichte, Bd. 1, S. 172.

37 Tschärner, Kern, S. 33.

38 Schoop, Geschichte, Bd. 1, S. 172.

15 Zeitgenössische Pressestimmen nach Johann Conrad Freyenmuths Tod

Wir haben im Kapitel über die Hypothekenschrift geschildert, wie scharf die Appenzeller Zeitung Freyenmuth seinerzeit entgegen getreten war. Deren Gründer und Herausgeber Johannes Meyer, den wir als «Mirabeau von Trogen» bezeichneten, war schon 1833 im Alter von erst vierunddreissig Jahren gestorben. Jene Pressekampagne gegen Freyenmuth war längst vergessen. Die Appenzeller Zeitung fand Freyenmuths Tod immerhin eine kurze Notiz wert, in der sie auf seine Verdienste als «Herr der Strassen» und «Herr des Geldes» verwies.

Der liberale «Schweizer Bote» geht auf den Politiker und Schriftsteller Heinrich Zschokke (1771–1848) zurück. Dass dieses Blatt vom «gesegneten Namen» Freyenmuths spricht, ist erstaunlich und zeigt, dass seine konservative politische Gesinnung nicht mehr in dem Mass ins Gewicht fiel wie 1830/31. Im Vordergrund stand jetzt seine praktische Tätigkeit. Dies hängt auch damit zusammen, dass sich der Liberalismus seit 1834 (Badener Konferenz) zunehmend radikalisierte und sich auf die Suprematie über die Kirche konzentrierte. Die traditionellen katholischen Einrichtungen, vorab die Klöster, gerieten mehr und mehr unter Beschuss. Die Kirchenpolitik war der neue Kampfplatz, auf dem Freyenmuth überhaupt nicht in Erscheinung trat. Dieser neue radikale Zeitgeist «neutralisierte» Freyenmuth, soweit das überhaupt noch nötig war. Als Feindbilder dienten jetzt jene, die sich den radikalen staatskirchlichen Bestrebungen widersetzen.

Vor demselben Hintergrund ist auch Freyenmuths Würdigung im Wächter zu verstehen. Diese in Weinfelden erscheinende Zeitung war im Thurgau das Sprachrohr der Radikalen. Deren Hauptfeinde waren nun – paradoxerweise – liberale Katholiken wie Joachim Leonz Eder, welche die Klöster verteidigten.

Der verhältnismässig umfangreiche Nachruf der Thurgauer Zeitung vom 25. April 1843 stammt von einem Verfasser, der Freyenmuth gut gekannt haben

muss. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es Johann Caspar Mörikofer. Unseres Erachtens handelt es sich um einen inhaltlich überaus bemerkenswerten Text, um eine beeindruckende Meisterleistung des Realismus in der Sparte Nekrologe. Diese entsprechen in der Regel der Devise: *De mortuis nil nisi bene*. Mörikofer (ausser ihm käme als Verfasser noch Pupikofer in Frage) versteht es glänzend, Freyenmuths Schwächen einzubeziehen und sie gleichzeitig, dem Anspruch der positiven Würdigung genügend, wieder zu relativieren. Bei aller Überhöhung stellen wir in mancher Hinsicht eine gewisse Übereinstimmung mit den von uns im Laufe der Arbeit entwickelten Thesen fest: Das rücksichtslose Durchgreifen im Strassenbau, die persönliche Unnahbarkeit Freyenmuths, die bewirkt, dass man ihn nicht recht zu fassen vermag, das Unsystematische in der Führung der Finanzen, die Illiberalität seiner Vorschläge in der Hypothekenschrift, die unversöhnliche Haltung gegenüber der Regeneration usw.

Selbstverständlich gilt auch für Mörikofers Text, was wir eingangs in Bezug auf unsere Biographie ins Zentrum rückten: Beides sind letztlich Konstrukte, subjektive, bestenfalls auf nachvollziehbare Argumente gestützte Annäherungsversuche.

«Im K. Thurgau starb Hr. Staatskassir [sic] Freimuth [sic], der seiner Zeit im Finanz- und Strassenwesen sich Verdienste um den Kanton erworben hat.»

Appenzeller Zeitung, Nr. 32, 22. April 1843

«In Frauenfeld verschied den 15. d., im 67 Altersjahre, Hr. Staatskassier Dr. Joh. Konrad Freyenmuth von Wigoldingen, in Folge längerer schmerzhafter Krankheit. Im Jahr 1805 ward er Mitglied des kleinen Rathes, was er bis zum Jahre 1833 blieb. Von dieser Zeit an vertauschte er seine Stelle im kleinen Rath mit

Abb. 31: Johann Conrad Freyenmuth auf einem Stich im Thurgauischen Neujahrblatt 20 (1845), in dem Johann Adam Pupikofer (1797–1882) einen wohlmeinenden Lebensabriss des zwei Jahre vorher verstorbenen Freyenmuth veröffentlichte.



der neugeschaffenen eines Staatskassiers. Seine Thätigkeit als langjähriger Präsident des Sanitätsrathes und als Mitglied der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnütigen wird nebst seinen grossen Verdiensten um die Ordnung des Finanzwesens seinen gesegneten Namen auf die spätern Enkel übertragen.»

Der Schweizer Bote, Nr. 48, 22. April 1843

«Den 15. d. starb nach langen Leiden Hr. Staatskassier Freyenmuth in Frauenfeld, der letzte der Veteranen, die dem Thurgau seit seiner Selbständigkeit in wechselvollem Schicksal unentwegt ihre Kräfte widmeten. In seiner Jugend sich mit Vorliebe und Ge-

schick dem Studium der Medizin zuwendend, ergriff auch ihn in den 90er Jahren der gewaltige Strom der neuen Zeit. Er war einer der hellsten Köpfe, die bei der Constituierung des Kantons wirksam waren. Seit der ersten Zeit als Obereinnehmer angestellt, war er es vorzugsweise, der die ärml. ökonom. Quellen des jungen Staates so gewandt als praktisch äuffnete. Der thurg. Staatshaushalt verdankt ihm grösstenteils seine materielle Basis. Unter der Restauration Regierungsrath, konnte er sich in die Bewegung der 30er-Jahre anfangs nicht finden; im Gegentheil, er missbilligte sie, und wurde auch bei der neuen Ordnung der Dinge in den Hintergrund gestellt. Bald aber sah man die Unentbehrlichkeit des praktischen Finanzmannes ein; er wurde Staatskassier, welches Amt er bis zu seinem Tode mit grösster Gewissenhaftigkeit verwaltete. Freyenmuth gab durch seine Handlungsweise in den letzten Jahren seines Lebens seinen Landsleuten eine bedeutungsvolle Lehre, die nämlich: man gehöre einer politischen Partei an, welcher man wolle: wenn man es redlich und bieder mit dem Vaterlande meint, kann man immerhin eine segensreiche Wirksamkeit ausüben. Originell in seinen Ansichten, ein klarer Verstand, einsichtiger Beurtheiler, charakterfest und darum manchmal etwas schroff, unermüdet thätig – so erschien uns der Verewigte, über dessen Leben wir später unsern Lesern Ausführlicheres mittheilen zu können hoffen. Sei ihm die Erde leicht!»

Der Wächter, Nr. 32, 20. April 1843

«Wir haben den ältesten und verdientesten der gegenwärtigen Staatsbeamten verloren. Es verschied nämlich den 15. nach mehrmonatlichem schwerem Krankenlager Herr Staatscassier Freyenmuth. Als ein Mann von ausserordentlicher Thätigkeit: allgemein anerkannt, leistete er in mehreren Fächern so viel, dass die einzelne Leistung für sich eine ehrenwerte

Lebensthätigkeit gebildet hätte. Er genoss als Arzt ein sehr grosses Vertrauen und versagte seine Hülfe dem Geringsten nicht. Seine Verdienste, welche er sich als vieljähriges Mitglied der Regierung um den thurgauischen Staatshaushalt erwarb, sind eben so anerkannt als ungetheilt. Im Strassenwesen leistete er mit kleinen Mitteln Bedeutendes; und mit besonderer Liebe versuchte er durch Beispiel und Ermunterung für die Hebung der Landwirthschaft wirksam zu sein. Mehrfaches wissenschaftliches Interesse, besonders für die Naturwissenschaft, wurde bei aller Geschäftsmasse nie hintangesetzt. Bei alle dem war Hr. Freyenmuth ein einfacher und populärer Volksmann und sein Haus den ganzen Tag dem Rath und Hülfe Suchenden offen. Es ist zu bedauern, dass ihm nicht noch die Altersmüsse vergönnt worden, seine Erfahrungen und Gedanken seinem Kantone als Vermächtnis zu überliefern. Indem wir diese kurze Notiz als Ausdruck der Theilnahme voraussenden, wollen wir in einem der folgenden Blätter einen einlässlichen Lebensabriss versuchen. Den 19. Mittags wird der Verewigte zu seiner Ruhestätte begleitet.»

Thurgauer Zeitung, Nr. 46, 17. April 1843

«Unter allen bisherigen Staatsbeamten im Thurgau war Herr Freyenmuth der ausdauerndste Arbeiter und der gemeinnützigste Volksmann, unter allen stand er am meisten mit allen Klassen des Volkes in vielfacher Berührung und hat die mannigfaltigsten Zeugnisse seines Wirkens hinterlassen; darum lebt er auch bei der grössten Zahl der Bürger unsers Kantons in frischem Andenken, und die öffentliche Dankbarkeit verlangt den Rückblick auf ein so thatenreiches Leben. Herr Freyenmuth war aber auch als Persönlichkeit an sich, sowohl durch geistige Anlage, als durch die Entwicklung der Verhältnisse ein zu merkwürdiger Mann, als dass nicht das allgemeine Interesse noch lange auf ihn gerichtet sein sollte. – Er war ge-

boren im Jahr 1775, der Sohn eines wohlhabenden Landmanns von Wigoltingen, und in Folge dessen von den Eindrücken seines Jugendlebens so tief durchdrungen, dass ihm das Wohlsein des Landmanns stets das erste Anliegen war. Ferner bewahrte er auch stets, ungeachtet höherer Bildung und Reichthums, eine gewisse ländliche Einfachheit und schlichte Prunklosigkeit; zugleich aber waren ihm die ersten Tugenden des Landwirths, Ordnung und Häuslichkeit, zur andern Natur geworden. Seine erste Bildung erhielt er an der Lateinschule zu Frauenfeld unter dem jetzt noch lebenden Deggeler und zeichnete sich schon frühe durch geistige Regsamkeit und wissenschaftlichen Eifer aus. Dem Beispiel eines sehr wackern Mannes seiner Verwandtschaft folgend, widmete er sich ärztlichen Studien und brachte zu diesem Behufe nach anfänglichen Studien in Zürich in der Mitte der Revolutionsperiode einige Jahre in Paris zu. Wohl musste das Gemüth des beweglichen Jünglings von dem politischen Schwung und dem Siegesgefühl des französischen Volkes der damaligen Zeit ergriffen werden, so dass derselbe, obgleich mit schnellem Blick und gesundem Urtheil für die Heilkunst besonders geeignet, dennoch bald nach seiner Rückkehr von seiner eigentlichen Lebensaufgabe sich abziehen liess und durch die Wahl zu einer Obereinnehmerstelle in dem neugeschaffenen Kantone die politische Laufbahn einschlug. Man hat Hr. Freyenmuth oft das Befolgen eines zu ängstlichen Finanzsystems zum Vorwurf gemacht; allein mochte die theoretische Durchbildung desselben mangelhaft sein, so ist dagegen gewiss, dass die praktische Anwendung für den Thurgau nur vortheilhaft war. Denn diese hausväterliche Oekonomie, mit aller Sorgfalt und Konsequenz auf den Staat angewendet, war eine nicht zu berechnende Wohlthat für die ersten schweren Jahre des thurgauischen Staatshaushalts. Diesem mit Kraft und überlegener Einsicht durchgeführten Haushalte dankt Thurgau den günstigen Finanzzustand vor dem Jahr 1830. Während Herr

Freyenmuth diese Geschäfte ganz allein besorgte, wusste er zugleich das noch zeitraubendere Strassendepartement mit nicht geringem Erfolge zu verwalten. Denn was jetzt durch grosse Staatsmittel und Verfügungen zum Ziele geführt wird, musste er durch Unterhandlung und Ueberredung Einzelner zu Stande bringen und die Interessen der Gemeinden und Privaten schonen; und gleichwohl wurden die Hauptstrassenzüge durch den Kanton unter seiner Leitung erstellt. Mit unverdrossener Ausharrung verfolgte er diese Aufgabe und rüstete sich mit allen theoretischen und praktischen Kenntnissen aus, welche dazu erforderlich waren. Als fünfundzwanzigjähriger Präsident des Sanitätsrathes sorgte er mit der grössten Umsicht für die Gesundheitspolizei; die Errichtung eines Kantonsspitals wurde vorzüglich von ihm betrieben und unterstützt, und es ist für den Kanton zu bedauern, dass bei der Ausführung nicht seinen Vorschlägen [Standort Frauenfeld] und Anerbietungen Folge geleistet wurde. – Bei dieser Richtung musste Herr Freyenmuth die Seele der thurgauischen gemeinnützigen Gesellschaft sein, daher er während zwanzig Jahren nur wenige Versammlungen vorübergehen liess, worin er nicht eine kleinere oder grössere Arbeit vorgelegt hätte, welche immer einen Gegenstand der unmittelbaren öffentlichen Wohlfahrt beschlug. Nicht nur stiftete er die thurgauische Ersparniskasse, sondern hatte auch die beständige Oberleitung dieses wohlthätigen Institutes. Von ihm wurde u. a. eine ausführliche Uebersicht des Leinwandgewerbes im Thurgau ausgearbeitet und seine gedruckte Schrift über das Hypothekarwesen war ebenfalls eine für die Gesellschaft bearbeitete Abhandlung, welche, wenn auch die freie Verfügung über das Eigenthum im Princip unzulässig beschränkend, doch aus dem Standpunkt der Erfahrung vollkommen gerechtfertigt war. – Allein mehr als durch jede schriftliche Belehrung leistete Herr Freyenmuth für die Landwirthschaft durch die Anlegung seines Gutes, die «Römerstrasse», mitten in Sumpf und har-

ten Lehm hinein, welches er im Laufe von dreissig Jahren durch geschickte Arbeit und Benutzung in ein fruchtbares Gelände umschuf.

Nebst so vielen Zweigen regelmässiger Geschäftsthätigkeit war Herr Freyenmuth durch ein Uebermass ausserordentlicher Fälle in Anspruch genommen. Oft öffnete sich seine Thüre schon morgens 5 Uhr dem Rathsuchenden, und nicht weniger bereitwillig liess er sich finden, wenn er Abends spät nach Hause zurückkehrte. Als Arzt hatte er so viel Zutrauen, dass er in vielen Fällen die letzte Instanz war und man in seinem Rathe eine besondere Beruhigung fand. Jede freie Stunde benutzte er, um sich mit den neuen Erscheinungen im Gebiete der Medizin, der Naturwissenschaft, der Staatsökonomie und der Landwirthschaft bekannt zu machen und er bewahrte so viel allgemein wissenschaftliches Interesse, dass er bis ans Ende den Lesezirkel leitete, dem Frauenfeld die Anlage einer Stadtbibliothek verdankt. Auf diese Weise war sein thatenvolles Leben in ungewöhnlichem Masse einer vielfachen gemeinnützigen Wirksamkeit geweiht. Allein selten beschloss Hr. Freyenmuth den Tag, dass er nicht die Erlebnisse desselben noch aufgezeichnet hätte. Wollte er sich einmal erholen, so konnte er es in der Heimat nicht, sondern er machte sich durch eine Reise vom Geschäftsdrange los. So machte er mit den Seinigen oder mit Freunden Ausflüge mehrmals nach München, an den Rhein, nach Oberitalien und in den letzten Jahren noch einmal nach Paris und ferner nach London. Die grösste Lebendigkeit der Auffassung, eine unermüdliche Beweglichkeit, ein ausserordentliches Gedächtnis machten für ihn und seine Begleiter solche Reisen besonders angenehm. Denn der sonst von Geschäft zu Geschäft Forteilende wurde dann äusserst mittheilsam, gemüthlich und geistreich. – Hr. Freyenmuth gedachte, nach Verfluss seiner Amtsdauer sich nicht wieder wählen zu lassen, sondern die Zeit, die ihm noch übrig bleiben würde, zur Zusammenstellung seiner Erfahrun-

gen zu benutzen, namentlich einer landwirthschaftlich-geognostischen Statistik des Kantons Thurgau. Von letzterer Aufgabe sollen einige Gemeinden bearbeitet sein. Hr. Freyenmuth war 1798 als Obereinnehmer in den Staatsdienst getreten. 1805 [1804] wurde er in die Regierung gewählt, und auch 1830 überwog die Anerkennung seiner Thätigkeit das Vorurtheil gegen seine politische Gesinnung. Während dieser Amtsdauer wurde er mehrmals zu eidgenössischen, in seine Fächer einschlagenden Sendungen benutzt. 1833 vertauschte er die Regierungsstelle mit dem Staatskassieramt. So war Hr. Freyenmuth der vielwirkendste Mann des Kantons. Jeder Ostentation abgeneigt, ging er stets rasch auf das praktische Ziel los und griff kräftig und rücksichtslos durch. Als Redner ungewandt, war er desto entschiedener Mann der That; doch hörte man ihm mit besonderem Interesse zu, wenn ihn ein Gedanke begeisterte und er denselben im engern Kreise mit aller Lebhaftigkeit des Geistes verfolgte. Ideen aber, welche nicht ins unmittelbare Leben eingriffen, waren für ihn gar nicht vorhanden und darum war er den Idealen abgeneigt, während doch im Grunde seiner Seele stets eine gewisse Sehnsucht nach denselben verborgen lag. Denn ursprünglich war ihm eine grosse Gemüthskraft eigen. Darum war auch sein Wesen offen, und unverhüllt gab er sich dem augenblicklichen Eindrücke hin, bald von der Heftigkeit des Affektes überwältigt, bald mit kühnem Muthe die Wahrheit des Thatbestandes der Selbstsucht und der Intrigue entgegenhaltend, besonders wo es die Wahrung des Staatsgutes galt. Denn mit gleicher Sorgfalt, wie er für sich selber ein genau berechnender Haushalter war, wollte er auch vom Staatsgut keinen Kreuzer unnütz verwendet wissen. Dem gefälligen Schein wurde nichts geopfert, alles musste der Zweckmässigkeit dienen; und wenn bisweilen in öffentlichen Bauten gekargt zu werden schien, so ging er in dem Ausbau der eigenen Amtswohnung mit dem geringsten Kostenaufwand voran. Hr. Freyenmuth

liebte gewagte Spekulationen und Unternehmungen nicht, und empfahl als Muster für den Thurgau den stillemsigen, haushälterischen Fortschritt, dem er selbst den Anwachs eines bedeutenden Vermögens verdankte. Freilich schien ihm auch eine gewisse Wohlhabenheit zur Solidität und Selbständigkeit unentbehrlich, was mit der nicht genugsamen Werthschätzung der nur auf Idee und Gesinnung beruhenden Charakterkraft zusammenhing; nichts desto weniger aber war er für seine Person schlicht und anspruchslos, im Gefühle geistiger Kraft und Gediegenheit. Zudem war er stets geneigt, Jedem gefällig zu sein und dem gemeinen Mann noch lieber, als dem Hochgestellten. Wenn ihm daher nicht leicht Jemand freundschaftlich nahe stand, so ist eine desto grössere Zahl ihm durch Dienstleistungen verpflichtet, so wie der ganze Kanton in ihm das Gedächtnis an den thatkräftigsten, treugesinntesten und aufopferndsten Staatsbeamten noch lange in Ehren halten wird. Noch nähere Ursache zur Dankbarkeit haben einige besonders bedachte Gemeinden. Denn in Folge letzten Willens vermachte er seiner Heimat Wigoltingen 1000 fl. und 7 Juchart Waldung; seiner zweiten Bürgergemeinde Frauenfeld 600 fl. zu Händen der evangelischen Kirchen-, Schul- und Armenfonds und der Gemeinde Felben und Wellhausen, in deren Bann sein Gut liegt, 200 fl. für eine Schulbaute.»

Thurgauer Zeitung, Nr. 49, 25. April 1843

16 Schlussbetrachtung

«Ich bin kein ausgeklügeltes Buch, ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.» – Das berühmt gewordene Motto, das Conrad Ferdinand Meyer seinem «Ulrich von Hutten» vorangestellt hat, trifft wohl auf jeden Menschen zu. Keiner lässt sich auf einen *einzig*en Nenner bringen, in jedem steckt Verschiedenes, in manchem vielleicht Verborgenes, das kaum je an die Oberfläche dringt und sich der eigenen und fremden Wahrnehmung entzieht.

Wir fragten eingangs nach den Lebenswelten, die Johann Conrad Freyenmuth über den angeborenen Charakter hinaus geprägt haben. Wir fanden zunächst die idyllische und etwas rückständige bäuerliche Welt des Dorfes, in der jeder in seinen Stand hineingeboren wurde, darin verharrte und dabei mehr oder weniger sein Auskommen fand. Die Armen, indem man ihnen Almosen, an Feiertagen das Ährenbrot und nach der Ernte mit dem Ährenlesen die Gelegenheit zum Sammeln der liegen gebliebenen Feldfrüchte gab. Es war eine eng begrenzte Welt, in der sich nur entfalten konnte, wer zur Oberschicht gehörte. Es war aber auch die Welt einer festgefühten Ordnung, die Sicherheit vermittelte.

Schicksalsschläge wurden als Geissel Gottes – den Frommen zur Mahnung und zur Strafe der Bösen – hingenommen. Die zweitletzte Hungersnot von 1770/71 war noch im kollektiven Gedächtnis, als Johann Conrad Freyenmuth 1775 geboren wurde. Während seiner Kindheit erlebte er Überschwemmungen, bei denen der Aspibach und die Thur über die Ufer traten und die Felder verwüsteten. Die Strassen waren teilweise Kotwege, weder in der Landwirtschaft noch beim Gewerbe gab es technische Fortschritte, es schien, als würde die Zeit still stehen. Das waren die Schatten über jener idyllischen Welt, in der Johann Conrad Freyenmuth eine insgesamt glückliche Kindheit verbrachte. Die Eltern lehrten ihn die Sekundärtugenden, die sie für lebenswichtig hielten: Sparsamkeit, Fleiss, Disziplin und Genügsamkeit. Damit sollte sich der zweitgeborene Sohn – der ältere

erbte den Hof – in der Welt, die ihm offen stand, behaupten.

Zunächst schlug er die medizinische Richtung ein. Er musste sich vom Elternhaus lösen und verlor den Vater – zwei traumatische Ereignisse, die seine Chirurgenlehre in Hüntwangen überschatteten. Es war eine düstere Zeit des Verloren- und Verlassen-seins, die ihn – zum ersten, aber nicht zum letzten Mal – am Leben verzweifeln liess. Gleichzeitig sah er in der Gegend von Eglisau die Not der verschuldeten Bauern. Dass die Verschuldung nach 1798 auch im Thurgau zunahm, erfüllte ihn später mit Sorge, die Frage, was man dagegen tun könne, wurde zu einem Kernthema, das ihn nicht mehr losliess. Die Lösungen, die er 1830 veröffentlichte, reichten im Ansatz in jene vorrevolutionäre Welt zurück, die ihn in Wiggoltingen geprägt hatte.

Grossen Eindruck machte ihm der Studienaufenthalt in Paris, der mit der letzten Phase der Französischen Revolution zusammenfiel. Nach dem vorangegangenen Chaos waren Ruhe und Ordnung angesagt. General Bonaparte zögerte nicht, im Auftrag des Direktoriums mit Kanonen auf Aufständische zu schiessen. Die Abkehr von der Revolution entsprach Freyenmuths Sicherheits- und Ordnungsdenken. Noch hatte er kein stattliches Eigentum zu verteidigen, aber er wollte in Ruhe studieren und die Grossstadt, die ihm imponierte, ohne aufrührerische Begleiterscheinungen erkunden. Auch aus diesen Gründen hat er die Herrschaft des Direktoriums und den Aufstieg Napoleons begrüsst. Erst nachdem der Imperator ganz Europa in Brand gesteckt hatte, wandte sich Freyenmuth von ihm ab.

Nach seiner Rückkehr in die Schweiz erlebte er die helvetische Revolution. Er war begeistert, dass sie dem Thurgau die Freiheit brachte. Doch er hatte kein Verständnis für jene, die im Freiheitsrausch Lebensbriefe zerrissen und die Autorität grundsätzlich in Frage stellten. Die Erfahrung, dass Revolutionen – ob im Kleinen oder Grossen – die Massen entfesseln und

zu Aufruhr und Gewalt führen können, bestimmt fortan sein Denken. Demnach sind politische Änderungen zwar nicht grundsätzlich ausgeschlossen, aber sie haben massvoll und von oben zu erfolgen. Pressefreiheit und Volkssouveränität stand Freyenmuth äusserst skeptisch gegenüber. Für ihn waren sie im Hinblick auf den tiefen Bildungsstand des Volkes Hirngespinnste. So aufklärerisch er als Landwirtschafts-Inspektion im Geist des Physiokratismus wirkte, so reaktionär waren seine politischen Vorstellungen, in denen die Sicherheit des von den Massen bedrohten Eigentums im Vordergrund stand. Deshalb betrachtete er auch die neu entstehende Schicht des Proletariats mit starkem Misstrauen.

Zunächst sah es bei Freyenmuth nicht nach einer politischen Karriere aus. Er wurde Arzt und wollte Unternehmer werden. Erst das Scheitern als Dampfbleiche-Industrieller, bei dem ihm offensichtlich die fehlende Menschenkenntnis im Verkehr mit dem fragwürdigen Maschinenlieferanten zum Verhängnis wurde, verwies ihn auf die Laufbahn im Staatsdienst. Somit lässt sich die interessante Frage, ob er ein sozialer Unternehmer geworden wäre, nicht beantworten. Generell interessierte er sich mehr für die technische als für die sozialpolitische Seite des industriellen Wandels. Die Zukunft des Thurgaus lag für ihn ohnehin nicht in einer forcierten Industrialisierung, sondern in der Modernisierung der Landwirtschaft.

Aus diesem Grund kaufte er ein Stück sumpfiges Land in der Nähe von Wellhausen. Mit enormem Fleiss und nie erlahmender Ausdauer machte er aus dem Römerhof ein Mustergut. Er erprobte neue Geräte, unternahm Experimente und entwickelte neue Anbauverfahren. Doch die dabei gewonnenen Erkenntnisse blieben meist auf den kleinen Kreis jener beschränkt, die sich Neuerungen leisten konnten. Dennoch gebührt Johann Conrad Freyenmuth der Titel eines Pioniers. Seine Stärke lag in der praktischen Tätigkeit, in der Landwirtschaft und im Strassenbau.

Das Strassenbaugeschäft wurde zu seinem wichtigsten Ressort im Kleinen Rat. Es war ihm buchstäblich auf den Leib geschnitten. Er identifizierte sich derart stark damit, dass man ohne Übertreibung von einer Obsession sprechen kann. Ob er im In- oder Ausland unterwegs war – immer reiste er mit dem «Röhrenblick» des Strassen- und Brückenbauers, der die Breite von befahrenen Strassen vermass, das verwendete Material und die Linienführung prüfte. Dass er all diese Details im Tagebuch unermüdlich und stereotyp festhielt, macht dessen Lektüre für weniger Interessierte über weite Strecken zu einer öden Sache.

Freyenmuth kümmerte sich persönlich um die Grienbeschaffung, um die Einhaltung der Abstände zwischen den Pfählen beim Brückenbau und beim Wuhren, um die Beschaffung von möglichst wohlfeilem Most für die eingesetzten Häftlinge usw., doch er unterliess es, die Auswirkungen seiner Tätigkeit auf die Bevölkerung zu prüfen. Die Frage der Akzeptanz stellte sich für ihn schon deshalb nicht, weil er zu wissen glaubte, was für das Volk gut sei. Gerade der Strassenbau war aber ein Nährboden für Konflikte, die sich unter anderem auf die Linienführung und auf Enteignungsfragen bezogen. Da Freyenmuth von einer festen inneren Überzeugung ausging, liess er sich in keiner Weise beirren und machte sich deshalb Feinde. Mit seiner unsensiblen Vorgehensweise – er wisse «einzugreifen», sagte er selber – vermehrte er die sich da und dort regende Unzufriedenheit über die Zustände der Restauration, die – gemessen an den Errungenschaften der Helvetik – im Grunde eine anachronistische Erscheinung war.

Contre coeur hat Freyenmuth das Ende der Restauration befördert, und zwar in dreifacher Hinsicht: Erstens mit dem Strassenbau, zweitens mit seiner rigiden Sparpolitik und drittens mit seiner unglücklichen Hypothekenschrift. – Mit seiner Spartendenz hat er grössere Fortschritte in der Bildungs- und Gesundheitspolitik verhindert. Gerade die Missstände

im Schulwesen wurden von liberaler Seite völlig zu recht angeprangert. Ausgesprochen tragisch wirkte sich Freyenmuths «Thesaurierungspolitik» zur Zeit der Hungersnot von 1816/17 aus. Während Leute Hungers starben, erzielte der Kanton, der zu wenig gegen die Not unternahm, Überschüsse! Die in Wigoltingen verinnerlichten Sekundärtugenden wirkten sich hier verheerend aus. Hinter der Zurückhaltung der kantonalen Behörden stand die Überzeugung, mit einer ausgedehnteren staatlichen Unterstützung fördere man das Parasitentum, zu dem die Armen ohnedies neigten.

Mit der grossen politischen Wirkung von Freyenmuths rückwärts gewandter, in einem eigenen Kapitel ausführlich besprochenen Hypothekenschrift hatte es folgende Bewandtnis: Die Restauration war von Anfang an ein Gebilde auf tönernen Füßen. 1830 war sie reif für den Untergang. Die Restaurationsstützen gaben – auch aus Einsicht – Schritt für Schritt nach, so dass der liberale Ansturm eigentlich nichts Heldenhaftes an sich hatte. Den Liberalen fehlte ein fassbares Feindbild. Mit seinen illiberalen Vorschlägen der Kreditbeschränkung wurde Freyenmuth zu einer geeigneten negativen Projektionsfläche. Als fleissiger Fachmann war er trotz verbreiteter Unzufriedenheit mit dem Strassenbau und dem Abgabewesen immer noch angesehen. Nun stürzte er, als stockfinsterer Aristokrat hingestellt, gleichsam vom Sockel. Die persönliche Kränkung, die ihm in der liberalen Presse widerfuhr, die beleidigenden Gerüchte, die über ihn in Umlauf gesetzt wurden, verletzten ihn tief.

Die zurück bleibenden Ressentiments verstärkten seine ohnehin schon vorhandene Abneigung gegen die Volkssouveränität und die Pressefreiheit, die es den Liberalen erlaubte, das Volk aufzuhetzen, wie Freyenmuth glaubte. Er spricht im Tagebuch von der verheerenden Wirkung der Pressefreiheit «auf ein ungebildetes Volk». Nach seiner düsteren Analyse, die sich an den chaotischen Phasen der Französischen

– im Kleinen auch der helvetischen – Revolution orientierte, drohten im Thurgau Aufruhr und Gewalt, alles bisher Erreichte schien in den revolutionären Abgrund zu sinken.

Tatsächlich gab es im Gefolge der Umwälzung aufsehenerregende, lärmige Volksversammlungen, Unregelmässigkeiten bei der Entrichtung von Abgaben und Verweigerung von Frondienstleistungen im Strassenbau. Insgesamt aber war die Regeneration eine erstaunlich friedliche Umwälzung, in der sich Bornhauser mit seinem Charisma nicht nur als genialer Propagandist, sondern auch als besonnener Politiker erwies, der in kritischen Situationen mässigend auf die Volksmassen einwirkte.

Dennoch blieb Freyenmuth – jetzt und später – bei seinem von A bis Z negativen Urteil über die Erneuerung und prognostizierte dem Thurgau eine düstere Zukunft. Hatten die Liberalen vordem die Verfassung von 1814 als «ein in seinen Grundsätzen krummes, lahmes, schielendes, engherziges und in der organischen Entwicklung verschlungenes, verkrüppeltes Machwerk»¹ bezeichnet, war es nun Freyenmuth, der im Hinblick auf die neue Verfassung genauso negativ urteilte. Volkssouveränität, Pressefreiheit, konsequentere Gewaltentrennung, Petitionsrecht, Handels- und Gewerbefreiheit, das allgemeine Wahlrecht – lauter Neuerungen, die von den Liberalen zurecht als grosse Errungenschaft gefeiert wurden –, lehnte er innerlich ab, da es dem Volk, wie er fand, bisher nicht an Freiheit fehlte. Kurz – Freyenmuth und die neue Zeit: zwei unvereinbare Welten mit unterschiedlichem Regierungsverständnis: Hier das in die Zukunft weisende demokratische Prinzip, dort die rückwärts gerichtete, väterlich-bevormundende Haltung im Stil des aufgeklärten Absolutismus.

Dabei kann man Freyenmuth nicht etwa vorwerfen, er sei in der Restauration völlig unkritisch

1 Zit. nach: Soland, Eder, S. 40.

gewesen. Im Gegenteil! Seine kritischen Tagebucheinträge haben gelegentlich ausgesprochen sympathische Züge. Zum Beispiel, wenn er nach dem Beschluss des Grossen Rates, die Landammänner künftig porträtieren zu lassen, festhält, er lehne jeden Personenkult ab, und wenn der Grosse Rat den Kleinen Rat mit Lob überschütte, sei das nicht viel mehr als interessengebundene Schmeichelei: «Die gestern im Grossen Rat angehörten Schmeicheleien und das Ruhmreden hat [haben] mich in der Tat etwas beleidigt: da wahrlich, wenn man unsere Administration genau untersucht, eben gewiss nicht viel zum Rühmen aufgefunden werden wird. Wir haben keinen ausgezeichneten Kopf, der durch besondere Geistesstärke und besondere ausgezeichnete Einsicht etwas Aussergewöhnliches bereits geleistet hat, noch im Fall ist, zu leisten –: die meisten unserer Verordnungen und Gesetze halten kaum eine scharfe Kritik aus –: und mit [der] Handhabung der Gesetze geht es bekanntlich sehr schlecht: viele im Tagblatt seit 14 und mehr Jahren stehende Gesetze wurden nie in Vollziehung gesetzt, jahrelang lässt man Streitigkeiten zum Schaden der Parteien unerörtert: in den Gemeindeverwaltungen herrscht in vielen Gemeinden die grösste Unordnung: und mit den Handänderungsgebühren ist man seit bald 20 Jahren nicht ins Reine gekommen – und ungefähr so steht es in allen Verwaltungszweigen.»²

Diese bemerkenswerte Kritik verfasste Freyenmuth vor der Verunglimpfung durch die Liberalen. Es ist so, wie wir oben sagten: Es gab keine Versöhnungsbrücke zu den Regenerationsmännern. Umso weniger vermag man zu begreifen, dass Freyenmuth bis zu seinem Tod 1843 im Amt blieb. Dass er im Mai 1831 nach Anderwert und Morell wieder in den Kleinen Rat gewählt wurde, ist weniger erstaunlich. Die Männer von 1830/31 glaubten, auf seine immense Verwaltungserfahrung angewiesen zu sein. Als Mitglied des Kleinen Rates, dem in der neuen Verfassung die Flügel gestutzt wurden, würde Freyenmuth künf-

tig weder im Strassenbau noch in anderen Belangen schalten und walten können wie früher.

Freyenmuths Motive, weiter zu machen, sind ganz unspektakulär und liegen jenseits jener uneigennütigen Aufopferung, die Albert Schoop in schönfärberischer Tendenz geltend macht:³ Nachdem sich Freyenmuth jahrelang im Dienste des Staates verzehrt hatte, glaubte er nun, er dürfe auch einmal an die eigenen materiellen und ausseramtlichen Interessen denken. Ins Gewicht fielen dabei die günstige Mietwohnung im Schloss und der Römerhof, von dem er glaubte, er müsste ihn nach seinem Rücktritt infolge Wegzugs aufgeben. Diese äusseren Umstände waren es, wie er im Tagebuch selber einräumt, die ihn zum Bleiben bewogen.

Es war ein schlechter Entscheid, mit dem er sich einem verhängnisvollen Zermürbungsprozess aussetzte. An dessen Ende steht sein peinliches Versagen als Staatskassier. Zu gross war die Diskrepanz zwischen dem nach aussen bekundeten Willen «warmer Anteilnahme» am politischen Verlauf und dem inneren Verdruss über den Gang der Dinge. Auf Dauer liess sich der «Spagat» nicht durchhalten, zumal die körperlichen und geistigen Kräfte schwanden. Da half es auch nichts, wenn Freyenmuth nach zwei Jahren als Regierungsrat zurücktrat und das neu geschaffene Amt des Staatskassiers übernahm. Im Gegenteil: Er war ja davon überzeugt, die Abkehr von seiner Thesaurierungspolitik führe den Kanton in den Ruin. Als Staatskassier hatte er diese unheilvolle Perspektive ständig vor Augen. Er muss sich wie in einem Boot vorgekommen sein, das ohne Gegensteuer auf einen Katarakt zutreibt. Er konnte nichts machen, denn er sass nicht – mehr – am Steuer. Und er wollte nichts sagen, da er sich vorgenommen hatte, nicht mehr «einzugreifen», selbst dann nicht, wenn alles zum Teufel ginge.

2 StATG 8'602'15, 2/10: Tb, 10.1.1823.

3 Vgl. Schoop, Geschichte, Bd. 1, S. 79.

In seinem Verdruss liess sich Freyenmuth zur Tagebuch-Aussage hinreissen, wenn schon alles zugrunde gehe, komme es auf dies oder jenes auch nicht an. – Das waren keine guten Prämissen zur sorgfältigen Führung der Staatsrechnung und der verschiedenen Kassen. Wen wundert es, dass ihm am Ende alles durcheinander lief – vielleicht sogar die Grenze zwischen dem, was dem Staat und dem, was ihm selber zustand?

Die Frage der persönlichen Bereicherung muss angesichts der uns zur Verfügung stehenden Quellen und Fakten offen bleiben. Bei Heinrich Freyenmuth, der die Kassen nach Johann Conrads Tod als Staatskassier weiter führte, lässt sie sich eindeutig bejahen. Es waren die kriminellen Machenschaften dieses Vetters, die zu einer langwierigen Untersuchung führten an deren Ende Folgendes feststand:

1. Johann Conrad Freyenmuths Buchhaltung war – mindestens in den letzten sechzehn Monaten seiner Amtsführung – unordentlich und unprofessionell, was später die exakte Prüfung erschwerte, ja beinahe unmöglich machte.
2. Es kam eine Reihe nicht verbuchter Einnahmen zum Vorschein. Die Untersuchungsorgane sprechen von einem «persönlichen Defizit» Johann Conrad Freyenmuths, was besagen soll, dieser sei für den Fehlbetrag persönlich haftbar.
3. Diese fehlende Summe war nachweislich derart beträchtlich, dass sich der Kanton Thurgau mehr als zehn Jahre nach Johann Conrad Freyenmuths Tod entschloss, seine Erben wenigstens teilweise zu belangen.
4. Es stellte sich heraus, dass Johann Conrad Freyenmuth seinen ersten Sekretär Heinrich Freyenmuth in ungesetzlicher Weise mit Aufgaben betraut hatte, deren Erledigung allein dem Staatskassier oblag.

Das Ganze, auch die Auseinandersetzung des Kantons mit den Erben, war letztlich eine wüste Geschichte, deren Bewältigung teilweise groteske Züge annahm. Diese betrifft Johann Conrad Freyenmuth nur noch indirekt, auf die beiden Schwiegersöhne Kern und Kesselring wirft sie kein besonders günstiges Licht.

Johann Conrad Freyenmuths Versagen als Staatskassier verdunkelt sein Bild. Dabei fanden wir nicht erst in dieser Zeit seines Wirkens dunkle Flecken oder mindestens Fragezeichen. Das Fehlen eines Gesamtplans im Strassenbau, die fragwürdigen Mittel, mit denen dieser zum Teil betrieben wurde, das Kargen mit der milden Hand während der Hungersnot von 1816/17 und die starre und einseitige politische Haltung im Alter gehören dazu.

Freyenmuth war ein Fatalist und Schwarzseher mit einer ausgeprägt depressiven Seite, deren Auswirkungen über das hinaus gingen, was in beinahe jedem Leben an Verstimmungszuständen zu finden ist. Selbst die anrührende Liebesgeschichte, die wir entdeckten und die sich von den spärlichen Tagebuchnotizen über das Familienleben abhebt, lässt das Dunkle und Abgründige seines Wesens erahnen. Wir haben weitere Beispiele gefunden, in denen der andere, sonst eher verborgene Freyenmuth aufscheint. Ansonsten wird er – man mag es drehen, wie man will – menschlich nicht recht fassbar, auch nicht in seinen überaus detaillierten Reisebeschreibungen. Nur ausnahmsweise löst er sich darin, etwas aufblühend, vom Sachbezogenen, von seinem manchmal etwas platt wirkenden Utilitarismus, nach dem die Strassen – cum grano salis gesagt – da sind, um von den Menschen begangen und befahren zu werden, weshalb der «Herr der Strassen» vor, während und nach ihrer Entstehung tunlichst alles möglichst detailliert aufzuschreiben habe.

Eine ganz bestimmte, auf das Praktische gerichtete, das Menschliche eher überdeckende Sachlichkeit hat schon Heinrich Hirzel bei Freyenmuth festge-

stellt: «Nicht als ob unsere Verbindung eine eigentliche Herzensfreundschaft gewesen sei. [...] Freundliches Plaudern und Herzensergiessungen lagen nicht in seiner Art; seine Unterhaltungen mit mir bezogen sich immer auf allgemeine Interessen, auf Landesangelegenheiten und gemeinnützige Unternehmungen, Statistik und Landwirtschaft, mitunter auch auf psychologische und religiöse Fragen, alles in dem praktischen Geiste aufgefasst, der seine Anschauungsweise absolut beherrschte.»⁴

Eines kann man mit Sicherheit sagen: Freymuth, der Schwarzseher, hatte wenig Selbstvertrauen. Wenn er in etwas vorgerückterem Alter feststellt, er scheide aus dieser Welt in der Gewissheit, nicht umsonst gelebt zu haben, wirkt es, als wolle er sich selber bestätigen, woran er innerlich zweifelte. Überheblichkeit und Selbstüberschätzung waren ihm fremd, Selbstzweifel führten dazu, das eigene Licht eher unter den Scheffel zu stellen. So notierte er 1824 in einer Äusserung über den idealen Beamten: «Ein Beamter, sonderheitlich auf höheren Stellen: sollte ein gutes Temperament und eine gute Gesundheit haben sowie Beharrlichkeit in Verfolgung der vorgesetzten Zwecke: er sollte sich durch Schwierigkeit[en] und Hindernisse aller Art nicht stören lassen und bei allen Angelegenheit[en] nicht in grossen Affekt geraten –: dies fehlt mir im Ganzen: ich greife gern ernsthaft an, bei zu vielem, lang andauernden Widerstand ermatte ich und lasse verdrüsslich die Sache fahren: mein launisches Wesen und die beständigen Störungen in der Geistestätigkeit disponiert mich überdem gar sehr dazu –: ich bedauere es sehr, dass meine Tätigkeit und Wirksamkeit deswegen sehr beschränkt wird und ich sehr viel aus Mangel an Beharrlichkeit, die aus einer schwachen Gesundheit hervorgeht, unbeendet lasse.»⁵

Solche Bekenntnisse ehren Freymuth. Das Fragmentarische seines Wirkens, das er erwähnt, hatte allerdings auch mit der Myriade von Aufgaben zu tun, die er sich grösstenteils selber auferlegte.

Auch wenn man die verästelten Bereiche des Strassenbaus, des Finanzwesens und der theoretischen und praktischen Landwirtschaft samt der Verschuldungsproblematik weglässt, ist die Vielzahl bearbeiteter Gebiete noch immer erdrückend: Heilkunde, Botanik, industrielle Entwicklung (Dampfbleiche, Walzmühle), Versicherungswesen (Brandassekuranz), Bankenwesen (Ersparniskasse der Gemeinnützigen Gesellschaft), Geologie, das Anlegen von Pegeln an Bodensee und Rhein, Münz-, Mass- und Gewichtswesen, Statistik, Kulturförderung (Lesegesellschaft Frauenfeld), Magnetismus, Elektrizität, Trigonometrie, barometrische Höhenmessung, Algebra, Architektur, Nationalökonomie und – dies vor allem – Meteorologie.

Diese unglaubliche Vielseitigkeit hat nichts mit Genialität zu tun. Sie ging fast zwangsläufig mit einer gewissen Oberflächlichkeit einher. Weniger kann mehr sein, nämlich dann, wenn die Qualität auf Kosten der Quantität gewinnt. Mit enormem Fleiss bearbeitete Freymuth nebeneinander unterschiedlichste Gebiete und Gegenstände. Doch letztlich strebt alles irgendwie auseinander. Es ergänzt sich nicht zum konzentrischen Wissen und Darstellen, weder im Tagebuch noch in den veröffentlichten Schriften und Aufsätzen. So gilt denn auch für Johann Conrad Freymuth jener «Merkspruch» von Arno Holz: «'Genie ist Fleiss'. / Gewiss. Ich weiss. / Doch trotzdem: Nie / ist Fleiss Genie!»⁶

Kehren wir zu unserem Ausgangspunkt zurück! – Wir wissen nicht, was an Freymuths Charakter angeboren war und was durch Erziehung und besondere Ereignisse erworben wurde. In Wigoltingen erlebte er als Sohn wohlhabender Eltern eine weitgehend intakte bäuerliche Welt. Dieser ist er treu

4 Hirzel, Rückblick, S. 75–76.

5 StATG 8'602'15, 2/11: Tb, 20.7.1824.

6 Der neue Büchmann, Geflügelte Worte. 43., neu bearbeitete Auflage, München 2007, S. 218.

geblieben. In ihr wurzelt aber auch seine soziale und politische Enge, die sich in der Regeneration in einer manchmal geradezu erschreckenden Starrköpfigkeit zeigte. – Angeborenes *und* Geprägtes bilden den *Charakter* eines Menschen, seine *Natur*. Goethe sagt: «So musst du sein, dir kannst du nicht entfliehen.»

Nachwort

Der dritte Mann. Ein Nachwort

Bald sind wir gleich alt. Ich sehe ihn fast täglich. Und wenn: dann sogar mehrmals. Ohne, dass wir je miteinander ins Gespräch kämen. Denn er macht seinen Mund nie auf. Und so bleibe halt auch ich stumm. Manchmal habe ich den Eindruck, er ängstige sich etwas. Oder sei verwirrt. Zumindest etwas grillenhaft. Vielleicht auch traurig. Aus der misslichen Lage auf seinem Kopf weiss er freilich mehr zu machen als ich aus derjenigen auf dem meinigen: Seine Frisur ist nicht übel, das muss man sagen. Ihretwegen setze ich mich manchmal auf einen der Stühle, auf denen einst auch er gesessen hat, und fasse ihn genauer ins Auge. Georg Anton Gangyner hat sein Metier beherrscht. Das Porträt ist mir nie verleidet. Es hängt nun schon seit über zehn Jahren in meinem Büro.

Es misst 50 x 40 cm und wurde 1831 im Auftrag des Porträtierten angefertigt. Acht Jahre zuvor, am 9. Januar 1823, hatte es diesem noch in höchstem Grade missfallen, seine Kollegen Johannes Morell und Joseph Anderwert, die beiden Landammänner, von David Sulzer porträtiert zu sehen. Die beiden hängen – je im Format von 140 x 100 cm – bis heute im grossen Bürgersaal des Rathauses Frauenfeld. Sie waren damals unbestritten die Nummern 1 und 2 bzw. 1a im Staate Thurgau. Von Heinrich Hirzel, der Nummer 5, gibt es einen Stich von 30 x 23 cm. Kein Porträt erhalten hat sich dagegen von der Nummer 3, von Landesstatthalter Johann Ulrich Hanhart. Vermutlich, weil er sich 1835 erschossen hat.

Mit dem finalen Schuss, mit dem sich Hanhart aus dem Leben und aus der Geschichte nahm, rückte Johann Conrad Freyenmuth, bis damals die Nummer 4, um einen Platz vor. Wo ihn die Geschichtsschreibung seither beliest. Und wo ihn auch Soland belässt. Wenn auch – wie man aus seinem Vorwort herauszuspüren glaubt – etwas unwillig.

Soland mag sich – nachdem er mit seinem Eder (1980) einen bedeutenden Verfassungsgeber der

Vergessenheit entrissen und mit seinem Häberlin (1997) einen bedeutenden Bundesrat rehabilitiert hatte – von seinem Helden mehr erhofft haben als nur gerade Bronze – und die Bestätigung dessen, was die thurgauische Geschichtsschreibung jahrzehntelang, ohne es je wirklich zu begründen, kolportiert hatte, nämlich: nach Morell und Anderwert kämen nur gerade noch Freyenmuth und Hirzel – alle anderen seien, um mit der damaligen Opposition zu sprechen, lediglich «gutmütige Figuranten» oder «Nachtreter des Herrn Morell» gewesen.

Nun soll es ein Nachwort noch richten. – Was völlig überflüssig ist. Denn die Eleganz, mit der Soland seine freundschaftliche Rache an seinem Begleiter einleitet: «Auch aus diesem Grund habe ich ihn gebeten, die nun vorliegende Biographie mit einem Nachwort zu bereichern ...» – Warum, bitte, «auch»? Und warum bitte, «bereichern»? – durchzieht sein ganzes Werk und bedarf keiner Politur. Zugegeben, Soland hat an seinem Freyenmuth etwas gelitten. Doch welcher Forscher litte nicht an seinem Gegenstand? Abgesehen davon, dass man seinem Werk solches nicht anmerken würde!

Ja, Freyenmuth war kein Staatsphilosoph wie Anderwert! Und kein Verwaltungspedant wie Morell! Auch kein Selbstironiker wie Hirzel. – Halt nur ein trockener Thurgauer. Zudem einer, dem die Gedanken manchmal durcheinander gerieten. Dem es manchmal zu viel wurde. Und dem manches aus dem Ruder lief. Einer mit Fehl und Tadel. Kein Held. Kein Genie – ausser man schriebe ihm die Erfindung der dreifachen Buchhaltung zu.

Andererseits ein Macher. Ein Praktiker. Einer, der das Frauenfelder Sitzungszimmer verliess und in die Landschaft hinausilte oder -ritt, um vor Ort nach dem Rechten zu sehen: Strassen abzustecken, Brücken zu positionieren, Kartoffeln zu stupfen, Kindern auf die Welt zu helfen. Aber gerade damit die andern Nummern der Regierung (die viel lieber in ihren Zimmern hockten) ideal ergänzte.

So wie Solands Buch jetzt Mörkofers erstaunliche Arbeit über Anderwert (1842) und Hirzels köstlichen Versuch über sich selbst (1865) ideal ergänzt. Derweil der Pedant auf Rang 1 seinen Platz wohl nur deshalb noch einige Zeit behalten wird, weil er weder einen Nachlass noch Memoiren hinterlassen hat ... Doch, wer weiss: Vielleicht spricht die Geschichte Freymuth – Soland sei Dank – dereinst doch noch Silber zu.

Frauenfeld, 27. März 2011
André Salathé, Staatsarchivar

Anhang

Quellen und Literatur

Nicht publizierte Schriftquellen

1. Staatsarchiv des Kantons Thurgau, Frauenfeld (StatG)

2'00	Protokoll des Grossen Rates 1803–1922
3'00	Protokoll des Regierungsrates 1803 ff.
3'21	Missiven des Regierungsrates 1803–1935
4'300'38	Finanzdepartement allgemein: Manual 1857
4'305'14	Finanzdepartement allgemein: Staatsrechnung 1817
4'367'1	Steuerwesen II: Revisionsberichte 1831–1856
4'802'1	Sanitätsdepartement allgemein: Allgemeine Akten 1806–1810
4'884'0	Sanitätsdepartement: Medizinalwesen: Impfwesen: Akten 1803–1869
4'943'44	Armenwesen: Unterstützungswesen: Hungerjahr 1817
6'00	Protokoll des Obergerichtes 1803 ff.
8'602	Nachlass Freyenmuth Johann Conrad (1775–1843)
8'903	Archiv der Thurgauischen Gemeinnützigen Gesellschaft 1821–1950

Publizierte Schriftquellen

Amstein, Auszug	Amstein, G[ottlieb]; Schaltegger, K. (Hrsg.): Auszug aus dem «Journal des Joh[ann] Konrad Freienmuth, Regierungsrath, 1. Teil, in: TB 32 (1892), S. 26–47; 2. Teil, in: TB 33 (1893), S. 33–96; 3. Teil, in: TB 34 (1894), S. 47–99, 4. Teil, in: TB 35 (1895), S. 29–69, 5. Teil, in: TB 36 (1896), S. 6–50, 6. Teil, in: TB 37 (1897), S. 4–21.
Appenzeller Zeitung	Appenzeller Zeitung, Trogen/Herisau 1830 ff.
Freyenmuth, Beytrag	Freyenmuth, J[ohann] C[onrad]: Beytrag zur Beleuchtung und Würdigung der Schuldversicherungs-Anstalten des Kantons Thurgau, [Frauenfeld] 1830.
Pupikofer/Freyenmuth, Obstbau	Pupikofer, Johann Adam; Freyenmuth, Johann Conrad: Der Obstbau im Thurgau, in: 17. Thurgauisches Neujahrblatt, [Frauenfeld] 1841.
Schweizerische Monats-Chronik	Schweizerische Monats-Chronik, Monatliche Berichte von vaterländischen Gegenständen, Zürich Jg. 1 (1816) – 15 (1830).
Thurgauer Zeitung	Thurgauer Zeitung, Frauenfeld 1809 ff.

Zürcher Freitags Zeitung	Zürcher Freitags Zeitung, Zürich 1799 ff.
Rutishauser	Rutishauser, Carl Albert: Erinnerungen an Frau Minister Dr. Kern, in: Schweizer Hauszeitung, 18.1.1908 und 1.2.1908.
Literatur	
Althaus, Geld und Banken	Althaus, Werner: Geld und Banken, in: Schoop, Wirtschaftsgeschichte, S. 229–274.
Amstein, Wigoltingen	Amstein, Gottlieb: Geschichte von Wigoltingen, Weinfelden 1892.
Ausderau	Ausderau, Walter: Betrachtungen über die Entwicklung, den Stand und die Tendenzen im thurgauischen landwirtschaftlichen Genossenschaftswesen, Weinfelden 1929.
Bachmann	Bachmann, Fritz: Die thurgauische Brandversicherungsanstalt für Gebäude 1806–1930, Frauenfeld 1936.
Bieger, Heiler	Bieger, Alfons: Schröpfende Heiler – schwitzende Kranke. Das Thurgauer Medizinalwesen im 18. und frühen 19. Jahrhundert, Frauenfeld 2004 (TB 140/2003).
Bödeker, Biographie	Bödeker, Hans Erich (Hrsg.): Biographie schreiben, Göttingen 2003.
Böhi, Finanzhaushalt	Böhi, Bernhard: Der Finanzhaushalt des Kantons Thurgau in den Jahren 1803–1903, Frauenfeld 1906.
Bosshard	Bosshard, Rudolf: Zur Geschichte des thurgauischen Kantonsspitals Münsterlingen und des Medizinalwesens im Kanton Thurgau bis 1895, Diss. med. Zürich, Zürich 1936.
Brugger, Landwirtschaft (1971)	Brugger, Hans: Landwirtschaft, in: Schoop, Wirtschaftsgeschichte, S. 65–104.
Brugger, Thurgauische Landwirtschaft (1935)	Brugger, Hans: Geschichte der thurgauischen Landwirtschaft und des Thurgauischen landwirtschaftlichen Kantonalverbandes von 1835 bis 1935, Frauenfeld 1935.

Brugger	Brugger, Hans: Die schweizerische Landwirtschaft in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Frauenfeld 1956.
Brüllmann	Brüllmann, Fritz: Die Befreiung des Thurgaus 1798, Weinfelden 1948.
Bühler, Schulwesen	Bühler, Gustav: Geschichte des Schulwesens der Stadt Frauenfeld, in: Programm der Thurg. Kantonsschule. Bericht über das Schuljahr 1916/17, Frauenfeld 1917.
Bühler, Tobel	Bühler, Hans: Geschichte der Johanniterkomturei Tobel, in: TB 122 (1985), S. 5–312.
Düssli, Armenwesen	Düssli, Hans: Das Armenwesen des Kantons Thurgau seit 1803, Frauenfeld 1948.
Eberhardt, Polizeiliche Nachrichten	Eberhardt, Friedrich: Polizeiliche Nachrichten von Gaunern, Dieben und Landstreichern nebst deren Personalbeschreibungen, Bd. 2, Gotha 1833.
Egli-Gerber	Egli-Gerber, Renata: Als der Regierungsrat noch Folter verordnete – ein Fall aus dem Jahr 1814, in: TB 141 (2004), S. 161–169.
Gnädinger	Gnädinger, Beat (Hrsg.): Abbruch – Umbruch – Aufbruch. Zur Helvetik im Thurgau, Frauenfeld 1999 (TB 136/1999).
Gnädinger/Spuhler	Gnädinger, Beat; Spuhler, Gregor: Frauenfeld. Geschichte einer Stadt im 19. und 20. Jahrhundert, Frauenfeld 1996.
Greyerz, Hungerjahr	Greyerz, Theodor: Das Hungerjahr 1817 im Thurgau, in: TB 57/58 (1918), S. 64–171.
Gschwend	Gschwend, Lukas; Winiger, Marc: Die Abschaffung der Folter in der Schweiz, Zürich/St. Gallen 2008 (Europäische Rechts- und Regionalgeschichte; 6).
Guisolan, Sulzberger	Guisolan, Michel: Johann Jakob Sulzberger (1802–1855). Geodät, Kartograph, Ingenieur und Eisenbahnpionier, in: Salathé, Thurgauer Köpfe 1, S. 285–295
Häberlin-Schaltegger	Häberlin-Schaltegger, J[akob]: Geschichte des Kantons Thurgau von 1798–1849, Frauenfeld 1872.

- Hagen, Clemens: Geschichte der Thurgauischen Naturforschenden Gesellschaft, in: Mitteilungen der Thurgauischen Naturforschenden Gesellschaft 43 (1979), S. 10–21.
- Hänzi, Ernst (Hrsg.): Jakob Huldreich Bachmann 1843–1915. Jugenderinnerungen und Biographie, Frauenfeld 1987 (Quellen zur Thurgauer Geschichte; 3).
- Hasenfratz, Helene: Die Befreiung des Thurgaus 1798, in: TB 48 (1908), S. 65–89.
- Herdi, Ernst: Geschichte des Thurgaus, Frauenfeld 1943.
- Hirzel, Heinrich: Rückblick in meine Vergangenheit. Ein Beitrag zur neueren Geschichte des Kantons Thurgau 1803–1850, Frauenfeld 1865 (TB 6/1865).
- Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz, 8 Bde., Neuenburg 1921–1934.
- Kunisch, Johannes: Friedrich der Grosse. Der König und seine Zeit, München 2004.
- Leutenegger, Albert: Rückblick in die thurgauische Regenerationszeit, 1. Teil, in: TB 67 (1930), S. 1–217; 2. Teil, in: TB 74 (1937), S. 1–59.
- Meyer, Bruno: Geschichte des thurgauischen Staatsarchives, in: Festgabe für Regierungsrat Anton Schmid, Frauenfeld 1942, S. 119–187.
- Milt, Bernhard: Franz Anton Mesmer und seine Beziehung zur Schweiz, Zürich 1953 (Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich; 38, Heft 1).
- Mörikofer, Johann Caspar: Meine Erlebnisse, hrsg. von Huldreich Gustav Sulzberger, in: TB 25 (1885), S. 1–156.
- Noll, Hans: Hofrat Johannes Büel von Stein am Rhein 1761–1830. Ein Freund grosser Zeitgenossen, Frauenfeld [1930].
- Obser, Karl: Frau von Krüdener in der Schweiz und im badischen Seekreis. Nach den Mitteilungen des badischen Staatsrates J. A. v. Jttner, in: SVGB 39 (1910).

Peter, Religion und Eigentum	Peter, Simone: «Religion und Eigentum vereint werden ihn bändigen.» Strafvollzug und Reformdiskurs im Kanton Thurgau zwischen 1803 und 1840. Dargestellt an der Geschichte der Anstalt Tobel, Liz. Basel, Basel 1998.
Pupikofer, Gemälde	Pupikofer J[ohann] A[dam]: Der Kanton Thurgau, historisch, geographisch, statistisch geschildert, St. Gallen/Bern 1837 (Gemälde der Schweiz; 17).
Pupikofer, Lebensabriss	[Pupikofer, Johann Adam]: Lebensabriss des Regierungsrathes und Staatskassiers J[ohann] C[onrad] Freienmuth [1775–1843], Frauenfeld 1845 (Thurgauisches Neujahrblatt; 20).
Rothenbühler u. a., Funkenflug	Rothenbühler, Verena; Kauz, Daniel; Lengwiler, Martin: Funkenflug und Wassernot. Gebäudeversicherung im Thurgau 1806–2006, Frauenfeld 2006.
Rutz, Walzmühle	Rutz, Marianne: Die Walzmühle in Frauenfeld. Ein Kapitel aus der Geschichte der Industrialisierung der Schweiz, Diss. phil. I. Zürich, Zürich 1973.
Salathé, Biographien	Salathé, André: 1996 noch Biographien?, in: Salathé, Thurgauer Köpfe 1, S. 9–21.
Salathé, Polizeiwesen	Salathé, André: Geschichte des thurgauischen Polizeiwesens vom Ancien Régime bis zur Regenerationsbewegung 1830/31, Liz. Zürich, Sulgen 1987.
Salathé, Polizei und Bevölkerung	Salathé, André: Polizei und Bevölkerung. Der Aufbau eines staatlichen Polizeikorps zu Beginn des 19. Jahrhunderts (am Beispiel des Kantons Thurgau), in: Schweiz im Wandel. Studien zur neueren Gesellschaftsgeschichte. Festschrift für Rudolf Braun zum 60. Geburtstag, Basel/Frankfurt am Main 1990, S. 345–362.
Salathé, Thurgauer Köpfe 1	Salathé, André (Hrsg.): Thurgauer Köpfe 1, Frauenfeld 1996 (TB 132/1995).
Saruga, Strassenbau	Saruga, Mirko: «In diesem Momente, wo der Strassenbau-Geist überall aufwacht». Strassenbau im Thurgau 1803–1848, Liz. Zürich, Zürich 2001.
Schaffhauser Kantonsgeschichte Schläpfer, Krüdener	Historischer Verein des Kantons Schaffhausen (Hrsg.): Schaffhauser Kantonsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, 3 Bde., Schaffhausen 2001. Schläpfer, Michael: Kündlerin des bevorstehenden Weltunterganges: Juliane von Krüdener in der Schweiz 1815–1817, Liz. Zürich, St. Gallen 1994.

Schoop, Kern	Schoop, Albert: Johann Konrad Kern, Bd. 1: Jurist, Politiker, Staatsmann, Frauenfeld/Stuttgart 1968.
Schoop, Miliz	Schoop, Albert: Geschichte der Thurgauer Miliz, Frauenfeld 1948.
Schoop, Thurgau	Schoop, Albert: Geschichte des Kantons Thurgau, Bd. 1: Chronologischer Bericht, Frauenfeld 1987.
Schoop, Wirtschaftsgeschichte	Schoop, Albert (Hrsg.): Wirtschaftsgeschichte des Kantons Thurgau, Weinfelden 1971.
Soland, Eder	Soland, Rolf: Joachim Leonz Eder und die Regeneration im Thurgau 1830–1831. Ein Kapitel aus der thurgauischen Verfassungsgeschichte, Weinfelden 1980 (zugleich Diss. phil. I, Zürich).
Soland, Häberlin	Soland, Rolf: Zwischen Proletariern und Potentaten. Bundesrat Heinrich Häberlin 1868–1947 und seine Tagebücher, Zürich 1997.
Soland, Vorfahren	Soland, Rolf: So lebten unsere Vorfahren. Quellen zur Thurgauer Geschichte aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Weinfelden 1983.
Spalinger, Kantonsbibliothek	Spalinger, Manfred: Die Kantonsbibliothek Thurgau, in: Rothenbühler, Verena; Salathé, André (Hrsg.): Clio küsst den Thurgau. Der Historische Verein und die Geschichtsforschung im Thurgau 1859–2009, Frauenfeld 2009 (TB 145/2008), S. 151–174.
Steiner	Steiner, Max: Gewerbe, in: Schoop, Wirtschaftsgeschichte, S. 177–191.
Strube, Chemie	Strube, Irene: Chemie und Industrielle Revolution, in: Lärmer, Karl (Hrsg.): Studien zur Geschichte der Produktivkräfte. Deutschland zur Zeit der Industriellen Revolution, Berlin 1979.
Stutz	Stutz, Ferdinand A.: Die Fabrikanlage in Jakobstal und ihre Geschichte, Typoskript (StATG, Präsenzbibliothek Lv 10170).
Sulzberger	Sulzberger, G[ustav] H[uldreich]: Biographisches Verzeichnis der Geistlichen aller evangelischen Gemeinden des Kantons Thurgau von der frühesten Zeit bis auf die Gegenwart, Frauenfeld 1863 (TB 4/5/1863).

Thalmann	Thalmann, Johann Heinrich: Eine dem Untergang entgegengehende Kultur, in: TB 46 (1906), S. 42–80.
Thalmann, Landleben	Thalmann, J[ohann] H[einrich]: Das Landleben im mittlern Thurgau während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Kulturgeschichtliche Erinnerungen, in: TB 45 (1905), S. 52–118.
Treichler	Treichler, Hans Peter: Die magnetische Zeit. Alltag und Lebensgefühl im frühen 19. Jahrhundert, Zürich 1988.
Tscharner, Kern	Tscharner, Benedikt von: Johann Konrad Kern (1808–1888). Staatsmann und Diplomat, Genf 2005.
Wepfer, Pupikofer	Wepfer, Hans Ulrich: Johann Adam Pupikofer 1797–1882. Geschichtschreiber des Thurgaus, Schulpolitiker und Menschenfreund, in: TB 106 (1969), S. 1–203 (zugleich Diss. phil. I, Zürich).
Wild	Wild, Leo: Aus der Entwicklung des thurgauischen Strassenwesens, in: Thurgauer Behördenkalender 1933/34, Frauenfeld 1934.
Wuhrmann	Wuhrmann, Willy: Frau von Krüdener in Romanshorn und Arbon. Nach der «Lebenswanderung» von J. H. Mayr in Arbon, in: SVGB 54 (1923).
Zurbuchen, Psychiatrische Versorgung	Zurbuchen, Theophil: Die Anfänge der organisierten psychiatrischen Versorgung im Kanton Thurgau (1798–1840). Von der Versorgung im Zucht- und Arbeitshaus zur Gründung der Irrenanstalt Münsterlingen, Magisterarbeit Konstanz, Kreuzlingen 1984.
Zweidler, Finanzhaushalt	Zweidler, Hans: Der Finanzhaushalt des Staates, in: Schoop, Wirtschaftsgeschichte, S. 275–292.

Abbildungsverzeichnis

- Abb. 1 Johann Conrad Freyenmuth (1775–1843). Original: Historisches Museum Kanton Thurgau T 9563. Porträt von Johann Fridolin Ott (1775–1849), rundes Anhängermedaillon, auf Elfenbein (1835).
- Abb. 2 Landammann Johannes Morell (1759–1835). Lithografie aus StATG 8'903'39, 6/12 (1836).
- Abb. 3 Landammann Joseph Anderwert (1767–1841). Lithografie aus StATG 8'903'39, 6/17 (1842).
- Abb. 4 Friedrich Knie (1784–1850) in Frauenfeld, 5. August 1833. Skizze aus dem Tagebuch von J. C. Freyenmuth, StATG 8'602'17, 2/20, S. 68.
- Abb. 5 Grundriss des Gutes zur Römerstrasse, 1810. StATG Slg. 1 K/P Nr. 1387, J. Kappeler, 71x66.
- Abb. 6 StATG 8'602'5, 1/6. Eine von 14 kolorierten Tafeln von Apfel- und Birnensorten, 4 davon sind datiert auf 1833 bzw. 1840.
- Abb. 7 Titelblatt «Beytrag zur Beleuchtung und Würdigung der Schuldversicherungsanstalten des Kantons Thurgau von J. C. Freyenmuth, [Frauenfeld] 1830.
- Abb. 8 Thomas Bornhauser (1799–1856). Lithografie von N.C. Studer. StATG Slg. 2.
- Abb. 9 Johann Conrad Freyenmuth (1775–1843). Ölbild von Georg Anton Gangyner (1807–1876) aus dem Jahr 1831. Original: Staatsarchiv des Kantons Thurgau; Fotografie: D. Steiner.
- Abb. 10 Barbara Elisabeth Freyenmuth-Welti (1787–1865). Ölbild von Georg Anton Gangyner (1807–1876) aus dem Jahr 1831. Original: Schlossgut Bachtobel; Fotografie: D. Steiner.
- Abb. 11 Skizzen zu Walzvorgängen im Tagebuch von J. C. Freyenmuth, 1831. StATG 8'602'16, 2/18.
- Abb. 12 Walzmühle. Lithografie StadtA Frauenfeld, ohne Signatur, um 1855.
- Abb. 13 «Publication» Impfung. Soland, Vorfahren, S. 68. Original: StATG 4'884'0.
- Abb. 14 Franz Anton Mesmer (1734–1815). Miniatur von Josef Einsle, aus H. P. Treichler, Die magnetische Zeit: Alltag und Lebensgefühl im frühen 18. Jahrhundert, Zürich 1988.
- Abb. 15 Mesmerismus: Tagebuchauszug aus StATG 8'602'17, 2/19, S. 175.
- Abb. 16 Schönschrift, anlässlich der Hungersnot von 1816/17 entstanden. Soland, Vorfahren, S. 17. Original: Bürgerarchiv Weinfelden.
- Abb. 17 Tobel. Lithografie von Emanuel Labhart im Thurgauischen Neujahrblatt 9 (1832) (StATG 8'903'39, 6/8).
- Abb. 18 Joachim Leonz Eder (1772–1848). Umschlagbild bei Soland, Eder.
- Abb. 19 Karikatur «Der Hahn hat gekräht!» (Thomas Bornhauser), A. Esslinger zugeschrieben. StATG Slg. 2.
- Abb. 20 Regierungsrat Heinrich Hirzel (1783–1860). Lithografie von Karl Friedrich Irminger (1813–1863). Original: StATG Slg. 2.
- Abb. 21 Tagebuchseite J. C. Freyenmuth, Pflug. StATG 8'602'15, 2/13 (7. August 1825).
- Abb. 22 Tagebuchseite J. C. Freyenmuth, Ökonomiegebäude. StATG 8'602'15, 2/13 (7. August 1825).
- Abb. 23 Tagebuchseite J. C. Freyenmuth, Holzschuhe. StATG 8'602'15, 2/13 (19. August 1825).
- Abb. 24 Ballon von Charles Green, 1836. Download: <http://www.weilburg-lahn.info/images/zeppelin/green-ballon-weilburg.jpg>.
- Abb. 25 Johann Konrad Kern (1808–1888). StATG 8'632'18, 7/0, 3.
- Abb. 26 Aline Kern-Freyenmuth (1809–1890). StATG 8'632'23, 7/17, 9.
- Abb. 27 Vergleich Finanzskandal, 7. März 1859. StATG 3'25'5, 1/80, Seite 1 und 2.
- Abb. 28 Schloss Frauenfeld. Nach einem Gemälde von Georg Anton Gangyner, lithografiert von J. Brodtmann. Thurgauisches Neujahrblatt 12 (1835) (StATG 8'903'39, 6/11).

- Abb. 29 Johann Ulrich Kesselring (1798–1876). Fotografie. Original: Schlossgut Bachtobel.
- Abb. 30 Johanna Elisabetha (Elise) Kesselring-Freyenmuth (1807–1875). Fotografie. Original: Schlossgut Bachtobel.
- Abb. 31 Johann Conrad Freyenmuth (1775–1843). Stich aus dem Thurgauischen Neujahrblatt 20 (1845) (StATG 8'903'39, 6/18).

Abkürzungsverzeichnis

Anm.	Anmerkung
Aufl.	Auflage
Bd./Bde.	Band/Bände
Diss.	Dissertation
ff.	fortfolgende
fl.	Florin/Gulden
Fr.	Franken
HLS	Historisches Lexikon der Schweiz, Basel 2002 ff.
Jh.	Jahrhundert
Liz.	Lizentiatsarbeit
Nr.	Nummer
RBRR	Rechenschaftsbericht des Regierungsrates des Kantons Thurgau an den Grossen Rat
S.	Seite
StadtA	Stadtarchiv
StATG	Staatsarchiv des Kantons Thurgau
SVGB	Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung
Tb	Tagebuch
TB	Thurgauische Beiträge zur vaterländi- schen Geschichte; Thurgauer Beiträge zur Geschichte
ThGG	Thurgauische Gemeinnützige Gesell- schaft
ThNG	Thurgauische Naturforschende Gesell- schaft
u. a.	unter anderen
vgl.	vergleiche
z. B.	zum Beispiel
zit.	zitiert

Autor

Rolf Soland, 1949 in Wigoltingen geboren, durchlief 1966–1970 das Thurgauische Lehrerseminar Kreuzlingen, bevor er 1970–1975 an der Universität Zürich Allgemeine Geschichte, deutsche Literaturwissenschaft und Schweizer Geschichte studierte. 1977 Promotion zum Dr. phil. mit der Arbeit «Joachim Leonz Eder und die Regeneration im Thurgau 1830–1831. Ein Kapitel aus der thurgauischen Verfassungsgeschichte» (erschienen 1980). Seit 1979 Hauptlehrer für Geschichte und Deutsch an der Kantonsschule Romanshorn.

Soland publizierte 1983 für den Schulunterricht das Heft «So lebten unsere Vorfahren. Quellen zur Thurgauer Geschichte aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts». Nach intensiver Beschäftigung mit dem Nachlass von Bundesrat Heinrich Häberlin veröffentlichte er 1992 die viel beachtete Studie «Staatschutz in schwerer Zeit. Bundesrat Heinrich Häberlin und der Ordnungsstaat 1920–1934» und 1997 die grosse Biographie «Zwischen Proletariern und Potentaten. Bundesrat Heinrich Häberlin, 1868–1947, und seine Tagebücher».